BIBLIOTHEK DER UNTERHALTUNG UND DES WISSENS

MDCCCXC

Bücher-Sammlung



Ankündigungen aller Art, soweit sie sich zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**



Infantina.

(Dr. Theinhardt's lösl. Kindernahrung.)

Zuverlässigster Zusatz zur verdünnten Kuhmilch für die Ernährung der Säuglinge in **gesunden** und **kranken** Tagen. In vielen Ärztefamilien, Säuglingsmilchküchen, Krankenhäusern usw. seit über 23 Jahren ständig im Gebrauch.

Preis der 1/1 Büchse M. 1.90.

NB. Ehe eine Mutter zur künstlichen Ernährung übergeht, lese sie die von der Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft m. b. H. Stuttgart-Cannstatt herausgegebene und in den Verkaufstellen gratis erhältliche Broschüre: „Der jungen Mutter gewidmet“, welche viele praktische Winke für die rationelle Pflege und Ernährung ihres Lieblings enthält.

Vorrätig in den meisten Apotheken und Drogerien.



Hygiama

in Pulverform.

Wohlschmeckend. — Leichtverdaulich. — Billig.

Bestgeeignetes **Frühstücks- und Abendgetränk für Gesunde und Kranke** jeden Alters. Von ersten Ärzten seit über 23 Jahren als vorzügliche Bereicherung der Krankenkost geschätzt und vorzugsweise verordnet.

Preis der 1/1 Büchse M. 2.50.

Hygiama-Tabletten. Gebrauchsfertig.

Zum Essen wie Schokolade, übertreffen dieselbe jedoch an Gehalt von leicht verdaulichen, blutbildenden Nährstoffen **um ca. das Sechsfache.**

Für Sporttreibende, Theaterbesucher und alle diejenigen, welche nicht regelmäßig zu ihren üblichen Mahlzeiten kommen, von ganz besonderem Wert.

Preis einer Schachtel M. 1.—.

NB. Man verlange die von Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft m. b. H. Stuttgart-Cannstatt herausgegebene und in Apotheken und Drogerien gratis erhältliche Broschüre

„Ratgeber für die Ernährung in gesunden und kranken Tagen“.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



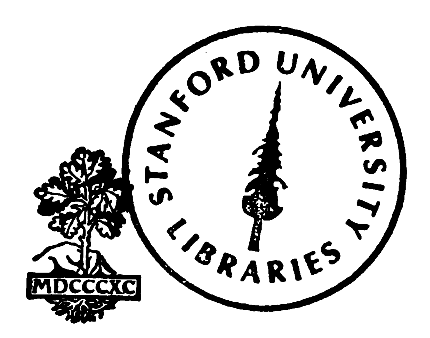


Zu der Erzählung „Die Perle“ von Werner Granville Schmidt.
(S. 13)
Originalzeichnung von Max Vogel.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

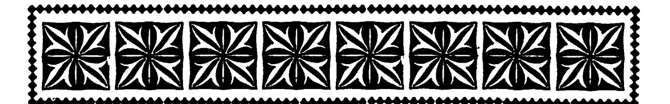
Mit
Originalbeiträgen
der hervorragendsten
Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

Jahrgang 1912 ◆ Sechster Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ◆ Berlin ◆ Leipzig

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Die Perle.
Eine wahre Geschichte von Werner Granville Schmidt. Mit Bildern von Max Vogel 5

Der Makel.
Roman von Friedrich Jacobsen (Fortsetzung) . . . 25

Seltsame Belustigungen.
Von M. Elsner. Mit 8 Bildern 96

Mann und Weib. Novelle von Lenore Pany . . 109

Chabet-el-Akra, die schönste Straße der Welt.
Von Max Nentwich. Mit 8 Aufnahmen des Verfassers 145

Weihnachtsklaven.
Erzählung von Otto Hoecker 161

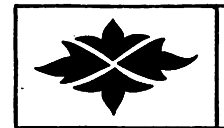
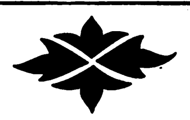
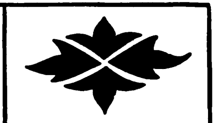
Talismane aus alter und neuer Zeit.
Von Alex. Cormans. Mit 4 Bildern 196

Mannigfaltiges:
Ein unheimliches Bad 205
Lenore Pany 212
Mit Bild.
Die Geschichte des Ritters von Lanvers 214
Mannigfache Heilwirkung der Fußbäder 216
Die knarrenden Stiefel 219
Der Brooksche Komet 219
Mit Bild.
Ein Roman aus dem Leben 221
Der Dienst einer englischen Hofdame 222

Seite

Kämpfe mit der Lokomotive 223
Operationen in alter Zeit 225
Die erste Luftpost 226
Mit Bild.
Berühmte Bücherdiebe 227
Begeht der Skorpion wirklich Selbstmord? 231
Eine glückliche Auslegung 231
Selbstschreibende Addiermaschine 233
Mit Bild.
Aus der Geschichte des Louvre 234
Der beschränkte Untertanenverstand 235
Merkwürdige Küsse 237
Schützt die Vögel vor dem Licht 237
Die Auferstehungsknochen 239
Treff, der unübertreffliche 240



Die Perle.

Eine wahre Geschichte von Werner Granville Schmidt.

Mit Bildern
von Max Vogel.

Die wenigen Neugierigen, die trotz des unfreundlichen Wetters die weit ins Meer hinausragende Landungsbrücke des Seebades Brighton besetzt hielten, zerstreuten sich allmählich, als ein feiner Regen zu fallen begann und die Fernsicht erschwerte. Als ungefähr eine Stunde später der Fünfuhrdampfer anlangte, lag die Brücke ganz einsam und verlassen da.

Bei gutem Wetter bildete der Landungssteg so eine Art Lästerallee; denn es zählte zum Programm der Kurgäste, die neuankommenden Reisenden einer kritischen Musterung zu unterziehen.

Diesmal wären sie übrigens kaum auf ihre Kosten gekommen, denn das Schiff brachte nur zwei neue Badegäste mit, an denen selbst mit dem besten Willen nichts Außergewöhnliches zu entdecken war.

Der Herr war ein rüstiger Sechziger mit kurzgeschnittenem Haar und glattrasierter Oberlippe und verriet schon auf zehn Schritte den Amerikaner wie er im Buch steht; die Dame war schlank, zierlich, mit Augen, aus denen der Schalk lachte, und einem Kirschenmunde, der, wenn seine Besitzerin plauderte, eine Reihe allerliebster Perlzähne sehen ließ. Sie verleugnete keinen Augenblick ihre französische Abkunft.

Der Amerikaner verließ zuerst das Schiff.

„Seasidehotel?“ fragte er lakonisch, sich suchend im Kreise der in der Empfangshalle stehenden Hoteldiener umblickend.

„Hier, Sir!“ antwortete ein uniformierter Boy und machte sich sogleich daran, das Gepäck des Reisenden auf einen kleinen Handwagen zu laden.

„Ich möchte gerne ein Privatlogis beziehen!“ wandte sich die Französin an einen anderen Hoteldiener.

„Jawohl, Madam, kommen Sie nur mit. Die Witwe des Kapitäns Sharp hat ein Sommerpensionat für Damen. In fünf Minuten sind wir da.“

Der Mann bemächtigte sich ohne weiteres ihrer beiden Kabinenkoffer und die junge Dame folgte ihm auf dem Fuße, nicht ohne vorher noch einmal dem ebenfalls in die Empfangshalle getretenen Kapitän mit der Hand zuzuwinken.

„Ein famoses Mädel!“ gestand der Kapitän wohlwollend seinem Steuermann.

„Ja, so lustig und so elegant. Ich dachte erst, daß sie vielleicht eine Schauspielerin ist.“

Der Kapitän schüttelte den Kopf. „Kein Gedanke, Edwards! Mir erzählte sie gesprächsweise, daß ihr Vater Offizier in englischen Diensten ist und aus Kanada stammt. Sie spricht ja auch gut Englisch, wenngleich mit etwas fremdländischem Akzent. Nach einer Schauspielerin sah sie mir nicht aus — ich meine, ihr Benehmen war auch anders. Wenn sie auch lustig war, blieb sie doch immer die feine, selbstbewußte Dame.“

Der Steuermann nickte zustimmend und damit war die Frage erledigt.

* * *

Eine Woche war vergangen. Das Wetter hatte sich gebessert und die Pensionäre des Seasidehotels saßen in der offenen Glasveranda, die einen herrlichen Fernblick aufs Meer bot. Es war gerade Essenszeit und viele fleißige Hände waren beschäftigt, im Speisesaal zu decken.

Unter den Badegästen, die sich in der Veranda aufhielten, befand sich auch die junge Französin. In das Fremdenbuch hatte sie sich als Miß Claire de St. Laurent aus Toronto eingetragen. Obwohl die junge Französin oder besser Kanadierin nicht im Seasidehotel wohnte, nahm sie doch dort ihr Mittagsmahl ein.

Die Speisen des Hotels erfreuen sich nämlich in Brighton einer gewissen Berühmtheit, und viele Badegäste, die in anderen Hotels oder in Privatpensionen wohnten, nehmen ihre Mahlzeit stets im Seasidehotel ein.

Ein Gongschlag war das Zeichen, sich in den Saal zu begeben.

Die Tische waren einzeln aufgestellt, so daß auch kleine Familien oder Freunde, die nicht an langen Tafeln speisen mochten, ein ungeniertes Plätzchen fanden.

An einem der kleinen Marmortische hatten sich, eine Ironie des Schicksals, Miß St. Laurent und der Amerikaner durch Zufall zusammengefunden.

Miß St. Laurent war in der kurzen Zeit ihres Kuraufenthaltes bald der erklärte Liebling aller Gäste geworden. Ihr stets heiteres Wesen, ihre drolligen Einfälle halfen auch bei Regenwetter über die trübe Langeweile hinweg, und bei allen Ausflügen und Veranstaltungen war sie nachgerade unentbehrlich geworden. Aus einer flüchtigen, absichtslos hingeworfenen Bemerkung war es bekannt geworden, daß ihr Vater einen hohen Offiziersrang bekleidete und dadurch stieg ihr gesellschaftliches Ansehen noch um ein Bedeutendes.

Über den Amerikaner ließ sich wenig sagen. Durch den Oberkellner hatte man erfahren, daß er Garfield hieß und in Philadelphia ein großes Juwelengeschäft besaß. Es war ferner bekannt, daß der Wirt große Stücke auf ihn hielt, weil er sich ein paar der besten Zimmer gemietet hatte, viel verzehrte und für die erste Woche seines Aufenthaltes pünktlich und ohne zu mäkeln die Rechnung beglichen hatte.

Die Damen hatten nur ein Urteil über den Amerikaner, und das lautete: „Entsetzlich langweilig!“

Auch heute verlief das Essen zwischen den beiden Tischgenossen recht schweigsam. Garfield aß hastig, ohne aufzusehen, wie das bei den geschäftseifrigen Yankees so Mode ist; seine Nachbarin grüßte häufig freundlich nach den anderen Tischen hinüber oder hob dankend ihr Glas, wenn ihr ein Bekannter zutrank.

Während des Diners ließ sich auch der Hotelbesitzer, Mister Paddell, einmal sehen.

Im Vollgefühl seiner Würde durchschritt er gemessen die Tischreihen. Gute Bekannte begrüßte er mit einem freundlichen Lächeln seines runden, rötlichen Gesichts; bevorzugte Gäste aber mit einer devoten Verbeugung.

Zu diesen Auserwählten gehörten auch Garfield und Miß St. Laurent.

Als Paddell an ihrem Tisch vorüber war, beugte sich Garfield tief auf den Tisch, um die in der Mitte stehende Platte zu erreichen.

Sobald er dadurch sein Gesicht der Kanadierin nähergebracht hatte, flüsterte er kaum vernehmbar: „Morgen also!“

So leise seine Stimme auch geklungen hatte, die junge Dame hatte die Worte doch verstanden.

Langsam hob sie die Serviette an den Mund und erwiderte ebenso leise kurz: „Einverstanden!“

Niemand hatte der vorgehaltenen Serviette wegen eine Bewegung ihres Mundes sehen können und ruhig, als ob nichts geschehen wäre, führte sie gleich darauf wieder die Gabel zum Munde. Wie gewöhnlich bestellte sie sich auch ein Dutzend Austern, die sie mit einem Gemisch von Porter und Ale hinunterspülte.

Nach Schluß der Tafel erhob sie sich mit einem verabschiedenden, kühlen Neigen des Kopfes, das von dem Amerikaner eben so förmlich erwidert wurde.

Die Speisen des Hotels erfreuen sich nämlich in Brighton einer gewissen Berühmtheit, und viele Badegäste, die in anderen Hotels oder in Privatpensionen wohnten, nehmen ihre Mahlzeit stets im Seasidehotel ein.

Ein Gongschlag war das Zeichen, sich in den Saal zu begeben.

Die Tische waren einzeln aufgestellt, so daß auch kleine Familien oder Freunde, die nicht an langen Tafeln speisen mochten, ein ungeniertes Plätzchen fanden.

An einem der kleinen Marmortische hatten sich, eine Ironie des Schicksals, Miß St. Laurent und der Amerikaner durch Zufall zusammengefunden.

Miß St. Laurent war in der kurzen Zeit ihres Kuraufenthaltes bald der erklärte Liebling aller Gäste geworden. Ihr stets heiteres Wesen, ihre drolligen Einfälle halfen auch bei Regenwetter über die trübe Langeweile hinweg, und bei allen Ausflügen und Veranstaltungen war sie nachgerade unentbehrlich geworden. Aus einer flüchtigen, absichtslos hingeworfenen Bemerkung war es bekannt geworden, daß ihr Vater einen hohen Offiziersrang bekleidete und dadurch stieg ihr gesellschaftliches Ansehen noch um ein Bedeutendes.

Über den Amerikaner ließ sich wenig sagen. Durch den Oberkellner hatte man erfahren, daß er Garfield hieß und in Philadelphia ein großes Juwelengeschäft besaß. Es war ferner bekannt, daß der Wirt große Stücke auf ihn hielt, weil er sich ein paar der besten Zimmer gemietet hatte, viel verzehrte und für die erste Woche seines Aufenthaltes pünktlich und ohne zu mäkeln die Rechnung beglichen hatte.

Die Damen hatten nur ein Urteil über den Amerikaner, und das lautete: „Entsetzlich langweilig!“

Auch heute verlief das Essen zwischen den beiden Tischgenossen recht schweigsam. Garfield aß hastig, ohne aufzusehen, wie das bei den geschäftseifrigen Yankees so Mode ist; seine Nachbarin grüßte häufig freundlich nach den anderen Tischen hinüber oder hob dankend ihr Glas, wenn ihr ein Bekannter zutrank.

Während des Diners ließ sich auch der Hotelbesitzer, Mister Paddell, einmal sehen.

Im Vollgefühl seiner Würde durchschritt er gemessen die Tischreihen. Gute Bekannte begrüßte er mit einem freundlichen Lächeln seines runden, rötlichen Gesichts; bevorzugte Gäste aber mit einer devoten Verbeugung.

Zu diesen Auserwählten gehörten auch Garfield und Miß St. Laurent.

Als Paddell an ihrem Tisch vorüber war, beugte sich Garfield tief auf den Tisch, um die in der Mitte stehende Platte zu erreichen.

Sobald er dadurch sein Gesicht der Kanadierin nähergebracht hatte, flüsterte er kaum vernehmbar: „Morgen also!“

So leise seine Stimme auch geklungen hatte, die junge Dame hatte die Worte doch verstanden.

Langsam hob sie die Serviette an den Mund und erwiderte ebenso leise kurz: „Einverstanden!“

Niemand hatte der vorgehaltenen Serviette wegen eine Bewegung ihres Mundes sehen können und ruhig, als ob nichts geschehen wäre, führte sie gleich darauf wieder die Gabel zum Munde. Wie gewöhnlich bestellte sie sich auch ein Dutzend Austern, die sie mit einem Gemisch von Porter und Ale hinunterspülte.

Nach Schluß der Tafel erhob sie sich mit einem verabschiedenden, kühlen Neigen des Kopfes, das von dem Amerikaner eben so förmlich erwidert wurde.

Darauf begab sie sich an den Strand, um in Gesellschaft der neugewonnenen Bekannten die Nachmittagsstunden zu verbringen.

* * *

Miß de St. Laurent kniete in ihrem freundlichen Logierzimmer vor ihrem flachen Kabinenkoffer.

Hastig zerrte sie die blütenweiße Wäsche beiseite, bis ihre Finger fast auf dem Grunde des Koffers einen harten, länglichen Gegenstand faßten und ans Tageslicht beförderten. Eine sorgfältig verpackte Schachtel war es, die zum Vorschein kam. Schnell war die Papierumhüllung herabgerissen.

Der Deckel trug in aufdringlicher Goldschrift die Firma eines Londoner Marktbasars. Als die junge Dame die Schachtel geöffnet hatte, spielte ein halb befriedigtes, halb spöttisches Lächeln um ihren zierlichen Mund.

Der Inhalt bestand aus einer Herrenbusennadel, die eine leicht gefaßte, imitierte Perle trug.

Die Imitation konnte als durchaus gelungen gelten, und nur ein hervorragender Kenner war imstande, diese mattschimmernde, beinahe birnenförmige Perle von einer echten zu unterscheiden.

Vorsichtig löste die Kanadierin die Perle aus der vergoldeten Nadel, trat ans Fenster und hob sie prüfend gegen das Licht.

Ihren Zügen sah man an, daß sie mit dem Erfolg ihrer Tätigkeit zufrieden war. Nachdem sie die Perle in die Tiefe ihrer Tasche versenkt hatte, nahm sie die Schachtel und machte Miene, sie in den Kamin zu werfen. Im letzten Augenblick besann sie sich jedoch noch und stopfte das Pappkästchen mit der ihres Schmuckes beraubten, wertlosen Nadel zwischen ihre



Leibwäsche in den Koffer. Ein Blick auf die Uhr belehrte sie, daß es Zeit war, sich zu beeilen, falls sie nicht zu spät zum Diner erscheinen wollte.

Hastig legte sie die letzte Hand an ihre Toilette und verließ dann ihr Zimmer.

Im Seasidehotel hatte man schon Platz genommen, als Miß St. Laurent eintraf.

Nach allen Seiten grüßend ging sie auf einen Tisch zu, an dem nur eine ältere, ihr vom Strande her bekannte Dame saß.

Kaum war die Begrüßung vorbei, ließ die junge Dame ihre Augen unauffällig in dem weiten Saal umherschweifen.

Garfield saß dicht bei der Veranda mit zwei anderen Herren am Tisch. Instinktiv hob auch er die Augen und ihre Blicke ruhten sekundenlang, Frage und Antwort gebend, ineinander.

Jetzt kam der Kellner mit der Vorspeise und Claire St. Laurent widmete sich mit Eifer der angenehmen Beschäftigung des Verspeisens ihrer Austern.

Selbstverständlich versäumte sie nicht die Anstandspflichten ihrer Tischgenossin gegenüber, und eine angeregte, fröhliche Unterhaltung würzte für beide das Mahl.

Die junge Dame hatte heute rascher als es sonst ihre Gewohnheit war, gegessen, und drei der Schalentierchen waren schon, mit Zitronensaft beträufelt, in dem roten, verführerischen Mündchen verschwunden; doch kaum hatte sie die Schalen der vierten Auster geöffnet, da stieß sie einen Ruf des Entzückens aus und klatschte in die Hände wie ein fröhliches Kind.

Man wurde aufmerksam im Saal und an den Nachbartischen drehte man sich neugierig nach der jungen Dame um.

„Eine Perle! — Ich habe eine Perle gefunden!" jubelte Claire de St. Laurent und das Rot freudiger Erregung färbte ihre Pfirsichwangen.

Die Gäste an den nächstliegenden Tischen ließen Messer und Gabel ruhen, standen auf und kamen interessiert näher.

Natürlich hatte auch gleich einer der herumstehenden Kellner den Grund der allgemeinen Aufregung erkannt und wußte nichts Eiligeres zu tun, als den Wirt zu benachrichtigen.

Mit Windeseile hatte sich die Nachricht durch den ganzen Saal verbreitet und die meisten bemühten sich, einen Blick auf die Perle zu erhaschen.

Garfield kümmerte sich nicht viel um den Aufruhr, sondern schälte sich gemächlich eine Birne.

Aus seinem Privatkontor kam Paddell jetzt in den Saal geeilt. Nicht so würdevoll wie vorher und auch noch ein wenig lebhafter gerötet.

Sofort steuerte er auf den Tisch der Kanadierin los und begann mit einer höflichen Verbeugung: „Gestatten Sie, gnädiges Fräulein, daß ich Sie darauf aufmerksam mache, daß Fundsachen in meinem Lokal an mich abgeliefert werden müssen!“*)

„Fundsachen?“ — Die junge Dame brach in ein silberhelles Lachen aus. „Aber mein bester Mister Paddell, Sie wollen doch nicht gar behaupten, daß Sie ein Anrecht auf die Perle hätten? Ich habe mir die Austern doch wohl gekauft!“

„Ja, aber nicht die Perle!“ beharrte Paddell. „Sie haben nur die Austern zum sofortigen Genuß gekauft, aber nicht die Schalen, in denen sich die Perle befand. Das Eigentumsrecht des Wirtes ist da schon wiederholt anerkannt.“

„Ah, so meinen Sie! — Und wenn ich alle Schalen mitgenommen hätte, wer dürfte es mir verweigern? —

*) Siehe das Titelbild.



Sie hätten es mir doch wohl auch gestattet, wenn Sie nichts von der Perle gewußt hätten!"

Paddell sah sich hilfesuchend im Kreise um. Er fürchtete, daß ihn die junge Dame in die Enge treiben würde. „Es ist aber Sitte, daß der Gast die Schalen zurückläßt. Durch die stete Gewohnheit ist das schon zu einem stillschweigenden Einverständnis zwischen Gast und Wirt geworden," erklärte er dann.

Claire de St. Laurent lachte wieder ihr silberhelles, für den Wirt so peinigendes Lachen. „Humbug, Mister Paddell. Wenn ich mir zum Beispiel die letzten Austern eingewickelt hätte und fände die Perle in meinem Hause, dann wäre sie doch zweifelsohne mein, denn ich habe die Austern ja bezahlt. Die Schale war die Umhüllung für die Auster, also gehört sie auch dazu. Wenn ich mir beim Händler ein Brot kaufe und er wickelt's mir ein, dann gehört das Papier doch auch mir, obwohl ich genau genommen nur das Genußmittel, nämlich das Brot, bezahlt habe."

Mehrere der Umstehenden stimmten den Ausführungen der jungen Dame bei.

„Das glauben Sie," entgegnete Paddell etwas nervös, denn er wollte die große Perle unter keinen Umständen missen. „Aber rechtlich liegt die Sache anders. — Nicht wahr, meine Herrschaften, ich habe doch recht, wenn ich behaupte, ein Anrecht auf die Perle zu besitzen?" wandte er sich an die Umstehenden und fuhr dann eifrig fort: „Das gnädige Fräulein zog einen Vergleich zwischen der Auster und ihrer Schale und einem eingewickelten Brot heran. Hier liegt die Sache doch ganz anders. Sehen Sie, meine Herrschaften, allerdings ist Miß de St. Laurent im Recht, wenn Sie behauptet, daß das Einwickelpapier dem Käufer gehört. Schön, bei der Auster ist sozusagen die

Schale die Umhüllung. Nun birgt diese Schale oder Umhüllung aber etwas sehr Wertvolles, nur Verkäufer und Käufer wissen es nicht. Der Verkäufer gibt die Ware in der Hülle im festen Glauben fort, daß der Kunde nicht mehr erhält, als er bezahlt hat. — Nun wieder zu dem Vergleich! Also Brot und Papier gebührt dem Käufer, denn er hat es bezahlt. Nun kommt aber aus Versehen eine Banknote mit ins Einwickelpapier: hat der Käufer dann das Recht, sie für sich zu reklamieren? — Ich glaube doch wohl nicht, denn mehr als Brot und Papier ist nicht bezahlt worden. So liegt der Fall aber auch hier. Auster und Schale sind bezahlt worden, aber nicht die Perle, die ich doch auch mitgeliefert habe."

Ein paar Damen und Herren nickten mit den Köpfen.

Aber die junge Dame ließ sich nicht einschüchtern. Die Hand hielt sie wie schützend über ihren Schatz, so daß die Umstehenden nur zuweilen kleine Flächen der Perle zwischen ihren rosigen Fingern durchschimmern sahen.

Ein versteckter Schalk leuchtete aus ihren Augen, als sie im scherzenden Tone erwiderte: „Durch Ihren sogenannten Beweis haben Sie eigentlich nur bewiesen, daß Sie im Unrecht sind, Mister Paddell. Natürlich müßte ich Ihnen die Banknote zurückgeben, wenn Sie selbst sie aus Versehen mit in die Umhüllung gepackt hätten. Denn die Banknote gehörte dann Ihnen zweifellos. Mit der Auster ist es aber anders. Wie Sie das Schalentier erwarben, war die Perle schon drinnen, also Sie haben sie weit unter Wert gekauft, wahrscheinlich noch billiger als ich. Nehmen wir noch einen anderen Vergleich: Ich kaufe von Ihnen einen alten Rock vielleicht für fünf Schilling, finde aber nachher im Futter eine Fünfpfundbanknote, die Sie selbst einmal eingenäht haben. Was ist meine Pflicht?

Ich muß die Banknote zurückliefern, denn Sie sind zweifelsohne der Besitzer. Nun haben Sie aber schon selbst den Rock mit der eingenähten Note für billiges Geld erworben. Gehört Ihnen dann die Banknote? — Nein, sie gehört dem, der sie in das Futter einnähte! Sehen Sie, so liegt der Fall auch hier. Die Auster ist der alte Rock und die Banknote ist die Perle. Sie haben die Perle nicht in die Auster gelegt, also sind Sie auch nicht der rechtmäßige Eigentümer, sondern vor Ihnen noch der Austernfischer und zuletzt eigentlich die Auster selbst, denn die Perle befand sich in ihrer Behausung, und da ich mir die Auster gekauft habe, trete ich nur sozusagen ihr Erbe an."

Ein unterdrücktes Lachen erhob sich im Saal und Paddell bekam einen feuerroten Kopf.

„Bitte, gnädiges Fräulein, folgen Sie mir in mein Privatkontor," flehte er mit unterdrückter Stimme. Er fürchtete, daß die Szene ihm vor den Gästen schaden könnte. „Es ist doch möglich, daß wir uns in Güte einigen," fuhr er fort, als die junge Dame hartnäckig schwieg und keine Miene machte, sich zu erheben.

„Sie sind ein Quälgeist!" rief die Kanadierin halb lachend, halb unwirsch und erhob sich zögernd, die Perle sicher in der Hand bergend.

Ehe sie das Privatkontor betraten, fiel Paddells Blick auf den Amerikaner, der sich in eine Zeitung vertieft hatte.

Eine Idee kam Paddell.

Er bat Miß St. Laurent, einen Augenblick im Privatkontor Platz zu nehmen und begab sich an den Tisch des Amerikaners.

Garfield blickte erstaunt auf, als er den dienernden Wirt vor sich stehen sah.

„Sie verzeihen, Mister Garfield," nahm Paddell

das Wort, „wenn ich Sie mit einem kleinen Anliegen behellige. Sie haben wohl die Meinungsverschiedenheit zwischen mir und der jungen Dame gehört?“

„Wegen einer Perle? — Humbug!“ warf der Amerikaner trocken ein und blätterte die Zeitung um.

Paddell rieb sich nervös die Hände. „Sie meinen, ich sollte sie der jungen Dame überlassen? Nein, Mister Garfield, ich fühle mich vollkommen im Recht. Aber ich will meinen Gästen ja entgegenkommen und der Dame die Hälfte des Wertes vergüten. Ich glaube, sie ist nicht mehr so abgeneigt, meinen Vorschlag anzunehmen.“

„Und?“ forschte Garfield gleichgültig, immer noch halb mit der Zeitungslektüre beschäftigt.

Paddell trat etwas näher und erwiderte in vertraulichem Tone: „Ich habe die Gewißheit, daß Sie als Fachmann den ungefähren Wert der Perle schätzen können. Dann weiß ich auch, wieviel ich der jungen Dame bieten darf, ohne dabei zu verlieren. Darf ich Ihnen die Perle einmal zeigen?“

Ein ironisches Lächeln spielte um den bartlosen Mund des Amerikaners und wegwerfend meinte er: „Verschonen Sie mich mit Ihrer Perle, Mister Paddell. Das wird was Rechtes sein, was Sie in der Auster entdeckt haben. Schenken Sie der jungen Dame doch das Ding, wenn sie Spaß daran hat. Der lumpigen paar Schillinge wegen würde ich nicht so viel Aufhebens machen.“

Garfield griff wieder zur Zeitung.

Aber Paddell ließ sich nicht so leicht abschütteln. „Ich bitte Sie, sehen Sie sich die Perle doch wenigstens einmal an. Ich bin fest überzeugt, daß es ein wertvolles Exemplar ist,“ bat er dringlicher.

Mißmutig legte der Amerikaner sein Blatt bei-

seite und folgte dem darüber sehr glücklichen Wirt ins Privatkontor.

Die zurückbleibenden Gäste sprachen eifrig über das Geschehene, die meisten mit stillem Neid.

Das Für und Wider wurde lebhaft erörtert und die Meinungen über den verzwickten Fall gingen weit auseinander.

Die meisten glaubten der jungen Dame die Perle zusprechen zu müssen. —

Im Privatkontor stellte der Wirt den Amerikaner der Miß Claire de St. Laurent vor und ging dann energisch auf sein Ziel los.

„Also, Miß de St. Laurent, Sie haben meinen Vorschlag gehört. Ich könnte ebenso wie Sie bis zum Äußersten kämpfen um mein Recht. Aber uns bleibt ja noch der Weg des Vergleiches. Ich erbiete mich, ehrlich mit Ihnen zu teilen. Mister Garfield, ein Fachmann und Kenner, wird den Wert der Perle taxieren, und ich zahle Ihnen hier auf der Stelle die Hälfte aus. Dafür bleibt die Perle in meinem Besitz. — Wollen Sie die Güte haben und Mister Garfield die Perle für eine kurze Prüfung aushändigen?“

Garfield hatte derweilen ziemlich uninteressiert zum Fenster hinausgeblickt. Man merkte seinem Gesicht an, daß er lieber seine Zeitung gelesen hätte und nur dem Wirte zu Gefallen sein Urteil zur Verfügung stellte.

Jetzt wandte er sich um, die Perle entgegenzunehmen, die ihm Miß St. Laurent nur zögernd überließ.

Ein Ausruf des Staunens, des unverhohlensten Entzückens stahl sich über seine Lippen, als er das kleine, mattschimmernde, birnenförmige Kleinod in der Handfläche hielt.

Sein ganzes Wesen verriet, daß der Fachmann und Kenner in ihm erwacht war.



Mit stillem Entzücken sah Paddell, wie die fast stumpfe Ruhe aus den Zügen des Amerikaners wich, als er die Perle bald so, bald so gegen das Licht hielt, sie dann wieder prüfend durch die Fingerspitzen gleiten

ließ — kurz und gut, in jeder Bewegung verriet, wie sehr die Perle sein ganzes Interesse in Anspruch nahm.

Minuten vergingen, Paddell wurden sie zu Ewigkeiten.

Endlich hatte Garfield geprüft. „Ich wünsche Ihnen Glück — Ihnen beiden. — Bis heute habe ich nicht geglaubt, daß sich solche Prachtexemplare in einer Auster finden — die Perle ist mindestens ihre fünfhundert Pfund Sterling wert!“

Paddell glaubte im ersten Moment nicht recht gehört zu haben.

Miß St. Laurent klatschte vergnügt in die Hände: „Hurra, Mister Paddell, ich war die Glückliche. Nun müssen Sie aber heute abend noch eine Batterie Champagner springen lassen,“ und in ihren überströmenden Gefühlen hätte sie die beiden Herren wohl am liebsten umarmt, wenn sich das für eine hohe Offizierstochter geschickt hätte.

Garfield lächelte väterlich. Er hielt die Perle noch immer in der Hand und schien sich nur schwer von ihr trennen zu können.

„Beinahe hätte ich Lust, Ihnen die Perle abzukaufen. Fünfhundert Pfund würde ich eventuell zahlen,“ ließ er sich endlich vernehmen.

Paddell schien jedoch wenig Lust zu haben, auf den Handel einzugehen. Garfield merkte dies auch und verabschiedete sich, nicht ohne von dem Wirt die Versicherung zu erhalten, daß er sich für den geleisteten Dienst erkenntlich zeigen würde.

Als Paddell mit der jungen Dame allein war, meinte er mit schlauem Augenzwinkern: „Das scheint ein geriebener Bursche zu sein, dieser Mister Garfield. Aber ich sage Ihnen, Miß St. Laurent, Jim Paddell ist auch ein smarter Geschäftsmann. Daß er uns

sofort fünfhundert Pfund bot, zeigt nur, daß er bestimmt weiß, die Perle noch teurer loszuwerden. Nein, das Geschäft mache ich lieber allein."

„Und ich komme dabei zu kurz!" grollte die junge Dame mit einem allerliebsten Schmollmäulchen.

„Abgemacht ist abgemacht!" warf Paddell schnell ein, da er fürchtete, die junge Dame könnte ihre Forderung noch erhöhen. „Sehen Sie," fügte er belehrend hinzu, „Sie haben nun bare zweihundertfünfzig Pfund Sterling, ich aber das Risiko. Perlen sinken manchmal schnell im Preise."

Paddell glaubte zwar selbst nicht daran, aber er hatte die Genugtuung, daß die junge Dame sich diesen Gründen nicht verschloß. —

Als Claire de St. Laurent das Privatkontor des Hotelbesitzers eine Weile darauf verließ, war sie um zweihundertfünfzig Pfund Sterling reicher.

In ihrer graziösen, wiegenden Gangart schritt sie rüstig aus, direkt nach dem Pensionat, wo sie Wohnung genommen hatte. Unterwegs mietete sie gleich einen Gepäckträger, der ihre Sachen abholen und nach dem Bahnhof bringen mußte.

Im Pensionat war außer der alten Kapitänswitwe niemand anwesend, da die anderen Damen um diese Zeit alle am Strand weilten.

Claire de St. Laurent erzählte etwas von einem Telegramm, das ihr der Postbote an der Gartenpforte ausgehändigt hatte und von einer plötzlichen Erkrankung ihres Vaters, des Obersten, und daß sie schon mit dem nächsten Zuge fort müsse.

Sie bezahlte ihre Pension bis zum Wochenende und verließ dann, begleitet von den Segenswünschen der alten Witwe, die ihren immer lustigen Sommergast wirklich liebgewonnen hatte, das Haus.

Am Bahnhof löste sie eine Fahrkarte nach London und betrat dann den langen Bahnsteig.

Nach einer Weile durchschritt ein anderer Reisender die Sperre und trat auf den Bahnsteig hinaus.

Es war Garfield. Nicht einmal seinen Reisekoffer, den er mit nach Brighton gebracht hatte, führte er mit sich.

Scheinbar unbewegt ging er auf und ab, seiner Shagpfeife dicke Rauchwolken entlockend und nur ein scharfer Beobachter hätte bemerkt, daß seine Blicke öfter unruhig nach der großen Bahnhofsuhr glitten, und daß er erleichtert aufatmete, als endlich der Zug in die große Halle brauste.

In einem Wagenabteil zweiter Klasse fanden sich Claire de St. Laurent und Garfield wie zufällig zusammen.

„Na, hast du's?" forschte der Amerikaner, der jetzt keine so abweisende Miene der jungen Dame gegenüber machte, sondern recht vergnügt aussah.

„Ja — hier!" lachte sie und deutete auf ihre Handtasche und dann blickten sie sich an und brachen beide in ein schallendes Gelächter aus.

Der Zug aber rollte jetzt zur Halle hinaus, und bald verschwand Brighton ihren Blicken.

* * *

Jim Paddell dachte sich nichts Schlimmes.

Garfield hatte ja seinen Koffer im Hotel stehen und hatte sich bis jetzt durchaus als Gentleman betragen.

Als es Abend ward, die Gäste vom Strand allmählich heimkehrten, aber der Amerikaner nicht, obwohl er sonst sehr pünktlich war, wurde Paddell unruhig.

Vorsichtig horchte er die Gäste aus, ob sie nicht

mit dem Amerikaner zusammengetroffen waren; aber weder am Strand, noch bei der Abfahrt des Dampfers hatte man ihn gesehen.

Es blieb noch die Möglichkeit, daß Garfield Bekannte getroffen hatte und nun in irgend einem anderen Hotel speiste. —



In dieser Nacht hatte Jim Paddell sehr unruhige Träume, und seine erste Frage am nächsten Morgen galt dem Amerikaner.

Er war noch nicht zurückgekehrt, weiter wußte keiner

der Bedienten etwas anzugeben. Paddell lief selbst nach Garfields Zimmern hinauf. Das Bett stand unberührt und daneben der Koffer.

Da der Schlüssel steckte, konnte Paddell sich nicht bezähmen, einen Blick in das Innere zu werfen.

Die Wirkung war verblüffend, denn der wackere Hotelbesitzer stand einige Sekunden wie vom Donner gerührt.

Der Koffer war nämlich mit — alten Zeitungen und Pflastersteinen angefüllt.

Hochrot stürzte Paddell nach seinem Privatkontor, holte die Perle aus dem Geldschrank, stülpte seinen Hut auf und eilte zu dem nächsten Juwelier.

Ein furchtbarer Verdacht war in ihm aufgestiegen.

Bei dem Juwelier erfuhr er denn auch die niederschmetternde Wahrheit, daß die Perle zwar sehr hübsch imitiert, aber trotzdem keinen Schilling wert war.

Als beim Essen auch Miß St. Laurents Platz leer blieb, konnte sich Paddell den ganzen Trick des Paares selbst ausmalen.

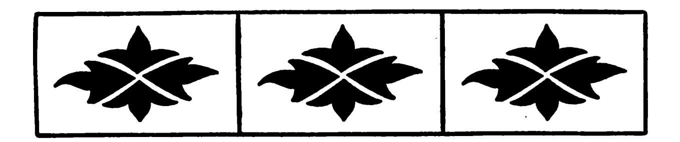
Zu einer Verfolgung war es natürlich zu spät, und Paddell hatte selbst ein Interesse daran, daß die Sache nicht allzuweit ruchbar wurde. —

Wer den Schaden hat, braucht für den Spott bekanntlich nicht zu sorgen.

Nach einigen Tagen erhielt nämlich unser Hotelbesitzer ein kleines Paketchen aus London.

Der Inhalt bestand aus der bekannten Markbasarschachtel und der ordinären Goldnadel. Dabei lag ein Zettel mit den Worten: „Anbei für die kostbare Perle auch die ihr gebührende Fassung. Zur Erinnerung an Ihre Sommergäste Garfield und Claire de St. Laurent.“





Der Makel.

Roman von Friedrich Jacobsen.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Also schuldig," sagte der Obmann nervös. Er hatte nun schon drei Mann auf seiner Seite, und wollte eben den nächsten aufrufen, da kam vom anderen Ende des Tisches eine helle Stimme. Das war ein kleiner, schwarzhaariger Herr, ein Fabrikbesitzer aus der Umgegend, als unruhiger Kopf bekannt, aber klug.

„Meine Herren," sagte er, „nehmen wir doch die Sache, wie sie ist. Halten Sie denn diesen Schuster für einen Idioten, der sich die Ahle aus dem Hause holt und extra neben sein Opfer hinschmeißt? Solange mir das nicht nachgewiesen ist, glaube ich nicht an seine Schuld, oder ich halte sie mindestens für zweifelhaft. Meine Herren, wir haben doch das Prinzip der Humanität zu vertreten, und dürfen uns nicht als weltfremde Richter auslachen lassen. Wenn der Schuster es getan hat, dann hat er genug dafür gebüßt, und ich lasse ihn laufen, Sie mögen dagegen sagen, was Sie wollen!"

Das brachte Leben in die Versammlung. Die Stimmen fuhren durcheinander, und man stritt sich schließlich mehr über Humanität als über den vorliegenden Fall. Aber der Fabrikant hatte Anhang. Es saßen ein paar

politische Freunde von ihm um den Tisch, und die bliesen mit in sein Horn.

Zuletzt zählte der Obmann noch einmal die Häupter seiner Lieben. Sieben waren für schuldig, vier für unschuldig.

Der zwölfte hatte sich überhaupt noch nicht an der Debatte beteiligt. Das war ein Kaufmann. Noch jung, aber sehr kränklich. Er hatte es auf der Lunge, zwei Kinder von ihm lagen schon unter der Erde; man meinte, er selbst werde bald nachfolgen.

An den wendete sich nun der Obmann. „Herr Schulze," sagte er, und seine Stimme klang doch etwas belegt, „auf Sie kommt es an. Zur Bejahung der Schuldfrage gehören acht Stimmen, wir haben bis jetzt sieben. Wofür entscheiden Sie sich?"

Der Angeredete fuhr in die Höhe. Er war wieder einmal mit seinen Gedanken auf dem Friedhof gewesen, und vielleicht bei seinem eigenen Schicksal. Nun faltete er die Hände und preßte sie zwischen die Knie. „Ich, meine Herren, ich soll den Ausschlag geben?"

„Ja doch!" hieß es von allen Seiten, und einige Uhren flogen schon aus der Tasche.

Der arme Mann saß ganz hilflos da; er war so blaß geworden, daß ihm sein Nachbar ein Glas Wasser anbot. „Kann mir das nicht erspart werden?" fragte er endlich leise.

„Unmöglich, Herr Schulze! Sie müssen stimmen!"

Da begann jener halblaut vor sich hinzusprechen. „Mein Gott — lebenslängliches Zuchthaus! Er sieht aus, als ob er noch lange leben könnte, und er hat noch eine Tochter. Nicht wahr, meine Herren, er hat noch ein Kind?"

Die Frage wurde bejaht. Man war sehr stille geworden, und die Dämmerung kam sachte geschlichen.

„Ist es denn nur möglich, daß die Menschen so hart sein können? Was hat das Kind getan?“

„Sie haben das Glück des armen Mädchens in der Hand,“ sagte eine gedämpfte Stimme.

„Aber ich —“

„Sie haben einen Eid geleistet, Herr Schulze,“ mahnte jetzt der Obmann, dem dieses stumme Ringen einer Menschenseele doch auf die Nerven fiel.

Plötzlich schrie der gequälte Mann laut auf. „Meine Herren, ich kann es nicht, ich kann diese Verantwortung nicht auf mich nehmen! Man soll Leute zu Richtern machen, die stärker sind als ich. Acht Stimmen müssen es sein, sagen Sie? Ich kann nicht die achte sein, es geht über meine Kraft!“

So war Jakob Riemann freigesprochen. Er verdankte seinen Freispruch einer menschlichen Schwäche, er verdankte sie dem Mitleid anstatt der Gerechtigkeit, und nach den starren Formen des Gesetzes soll das eigentlich nicht sein. Aber ohne das Mitleid wären wir noch tausendmal elender, als die Blindheit des Menschengeschlechts uns ohnehin schon gemacht hat.

Denn die Gerechtigkeit trägt eine Binde vor den Augen.

Man hatte das Glockenzeichen der Geschworenen gehört, und während der Diener hinging, um aufzuschließen, zündete der Kastellan die Kronleuchter im Saale an. Es war eine schwere, dumpfe Luft in dem hohen Raum, und auch die Stimmung des Publikums war dumpf und schwer.

Riemann wurde noch nicht hereingeführt, denn das Gesetz schreibt in einer seltsamen Laune vor, daß die erste Verlesung des Spruchs in der Abwesenheit des Angeklagten zu erfolgen hat.



Der überstimmte Obmann verlas die Frage. Dann — es war vielleicht nicht Absicht, sondern nur Zufall, vielleicht war es auch ein heimlicher Protest, aber bevor er die Antwort kundgab, blickte er zweimal auf das Papier, und das „nein“ kam so zäh von seinen Lippen, als ob es ihn eine große Überwindung gekostet hätte.

Im Publikum kein Laut.

Sonst freut sich wohl diese vielköpfige Menge, wenn ein Freispruch erfolgt, denn es sind die Richter aus dem Volke, die ihn abgeben, die Anklage aber wurde von den Vertretern des Staates erhoben; aber heute war dieses Schweigen so groß, daß es fast einer Mißbilligung gleichkam, und der Vorsitzende schüttelte leise den Kopf.

Auch das hatte man gesehen.

Dann wurde Riemann hereingeführt.

Der Verteidiger hatte sich ihm zugewendet und rief ihm leise das Wort „frei“ zu, und er mußte es auch verstanden haben. Aber entweder stand seine Seele noch unter dem Druck der Verhandlung, oder er konnte nicht an sein Glück glauben — jedenfalls trat er ohne ein Zeichen der Freude in die Anklagebank und hörte nunmehr von den Lippen des Protokollführers den Wahrspruch.

„Wahrspruch“ nennt ihn das Volk in seiner Ehrerbietung vor dem Scherbengericht der Zwölfe, aber das Gesetz drückt sich vorsichtiger aus, denn es redet nur von dem „Spruch“ der Geschworenen.

Und auch der Vorsitzende sagte — orakelhaft bis zum letzten Augenblick: „Angeklagter, hören Sie den Spruch der Geschworenen!“

Der Rest dieser denkwürdigen Verhandlung entwickelte sich dann automatenhaft und mit jener Hast, die nach Auslösung einer großen Spannung fast immer

über die Menschen zu kommen pflegt. Kaum zehn Minuten später war der Schwurgerichtssaal verödet. Der Kastellan ging mit seiner langen Stange wie ein Gespenst zwischen den Sitzen durch, um die Kronleuchter auszulöschen, und als er ein Blatt Papier aufhob, das von dem Pult eines Geschworenen heruntergeweht war, fand er darauf eine Karikaturzeichnung des hohen Gerichtshofs.

Der Oberförster Eichler ging nach dem Telegraphenbureau, das nicht weit von dem Landgericht entfernt lag. Es war ungefähr sieben Uhr, und der letzte Zug nach Thalheim konnte nicht mehr benützt werden, denn die Formalien der Zeugengebührenliquidation hatten auch noch wohl erledigt werden müssen.

Unter dem hellerleuchteten Portal begegnete der Amtsrichter Wolff dem alten Herrn. Er hielt ihn auf und sagte: „Ich kann es mir ungefähr denken, Herr Oberförster, was Sie hierhergeführt. Aber die Sache ist bereits besorgt, ich habe den Ausgang der Verhandlung an Timpe telegraphiert. Das arme Mädchen soll ruhig schlafen können."

Eichler drückte dem Richter die Hand. „Das war recht. Sie sind nicht alle so, die Herren von Ihrer Farbe. Ich glaube, dem Vorsitzenden wurde es höllisch sauer, dieses Urteil zu verkünden. — Na, dann können wir ja wohl in unser Hotel gehen, mir ist doch allmählich ein bißchen flau im Magen geworden."

Sie hatten sich ein Hotel ausgesucht, das für geladene Zeugen besonders bequem lag, und sie waren auf dem Wege dahin ziemlich einsilbig.

Zuletzt konnte der Amtsrichter es doch nicht mehr aushalten und fragte ganz unvermittelt: „Was denken Sie denn nun eigentlich von der Sache, Herr Oberförster?"

„Hm," sagte der Alte, „was denken denn Sie? Sie sind doch vom Fach!"

„Einig sind sich die Geschworenen jedenfalls nicht gewesen."

„Na, der Obmann, dieser Fatzke, ließ es ja deutlich genug durchblicken, daß er überstimmt worden ist."

Der Amtsrichter tastete vorsichtig weiter. So 'n Mann, wie ein Oberförster im Waldgebirge, hat ein mächtiges Ansehen. Was der sagt, das wird von den Leuten geglaubt wie das Vaterunser. „Mich dünkt, der Riemann machte keinen schlechten Eindruck," meinte er.

„Was heißt schlechten Eindruck, Herr Amtsrichter? Sie haben ihn im Zuchthaus drei Jahre unter der Fuchtel gehabt, da kann der Mensch niemals mit sich Staat machen. Ich will mich auch nicht groß wundern, daß er bei Verkündung des Urteils so stille war. Es ist nicht jedermanns Sache, Gottes Güte zu preisen, wenn sie ein bißchen spät kommt. Also von dem Riemann wollen wir gar nicht reden, aber der andere, der Hecker —"

„Auch ein Zuchthäusler," meinte Wolff.

„Freilich, auch einer. Aber wie er sich hinstellte, um den Eid zu leisten — breitspurig, als wenn er Holz hacken wollte! Und dann schnurrte er seine Lektion herunter wie ein Starmatz. Das war eingelerntes Zeug und weiter nichts!"

„Ungebildete Leute tun das oft," belehrte der Amtsrichter. „Sie sollen etwas im Zusammenhang erzählen und sind nicht daran gewöhnt. Da lernen sie's vorher auswendig. Es kann deswegen doch die Wahrheit sein."

„Kann sein, kann auch nicht sein!" brummte der Alte. Und dann blieb er plötzlich stehen. „Amtsrichterchen, was sagen Sie zu unserem Doktor Berger?

Mit dem ist der Professor abgefahren, wie der Deubel mit 'ner armen Seele!"

„Zugunsten des Angeklagten, Herr Oberförster."

„Ja, das hat mir Spaß gemacht. Will 'n Arzt sein, und weiß nicht mal was von —. na, verstanden habe ich den Professor übrigens auch nicht. Aber einerlei — uns kommt dieses Faß der Wissenschaft nicht mehr ins Haus, und wenn die ganze Familie Eichler zum Schäfer gehen müßte. Ist übrigens 'ne gesunde Rasse, die da oben im Blockhaus."

Das war Musik in des Amtsrichters Ohren, und da sie sich gerade verlaufen hatten und in einer vornehmen Geschäftsstraße strandeten, so blieb er vor einem Schaufenster stehen, hinter dem allerhand weiblicher Tand lag, und sprach sein Bedauern aus, daß Fräulein Erna —

„Stopp," sagte Eichler und schlug ihm auf die Schulter. „Sie meinen, ich hätte die Weiber mitnehmen sollen? Meine Erna pfiff so 'n Liedchen, aber ich führte sie zu unserem alten Dompfaffen, der sitzt in seinem Bauer und ist zufrieden."

„Da oben in der Wildnis —"

„Wildnis oder nicht, es ist das Vaterhaus."

„Aber nicht für immer," sagte der Amtsrichter prophetisch.

„Sie reden ja wie 'ne alte Tante! Nein, Verehrtester, wenn das Mädel sich mal die Welt ansehen will — so oder so — dann ist Thalheim auch noch da. Sobald ich meine Pension nehme, gehe ich jedenfalls dorthin, und für solche Fälle wäre es ganz nett —"

Da wurden sie angeredet, und zwar von Doktor Berger. Der wohnte in demselben Hotel, und hatte schon vor Beginn der Verhandlung entdeckt, daß es unten im Restaurant ein großartiges Münchener gäbe. „Ganz anders als Timpe seine Tunke!" sagte er.

Eichler brummte. „Machen Sie mir den Timpe nicht schlecht, Doktor! Sie haben doch auch Ihren Maßkrug dort stehen! Wohnt denn dieser verdeubelte Professor auch in unserem Wigwam? Dann könnten Sie ja das gelehrte Gespräch von heute nachmittag fortsetzen.“

Nun schnob der Doktor aber auch los. „Es gibt keine Kollegialität mehr in der Welt, meine Herren! Natürlich, so 'n Kerl kalmüsert den ganzen Tag in seinen Spezialitäten, und dann ist es keine Kunst, einen Landarzt unterzukriegen, der im übrigen weit vielseitiger sein muß als er. Zweierlei Meinung hat es immer gegeben, kann er denn meine nicht wenigstens auch respektieren?“

„Wie stünde es dann wohl um den Angeklagten?“ fragte Wolff trocken.

„Ach was, den hat der Hecker ja schon herausgelogen!“

Da war sie wieder, die Volksstimme, aber diesmal aus dem Munde eines Mannes, der überall in die Häuser kam, und in dessen Interesse es lag, sich selbst reinzuwaschen.

Der Amtsrichter seufzte. Aber er sagte nichts mehr, er sah ja doch deutlich genug den künftigen Lebensweg dieses Menschen vorgezeichnet, den die Geschworenen heute mit Hängen und Würgen freigesprochen hatten, der nicht das Recht für sich in Anspruch nehmen konnte, daß ein Richter sein Haupt bedeckte und das Wort des Pilatus sprach: „Ich finde keine Schuld an ihm.“ —

Sie kamen in das Hotel. In einer Ecke des Restaurants saß der Müller Jahn bei den Resten eines einfachen Abendbrots und einem Glase Bier. Als die anderen ihn begrüßten und Platz genommen hatten, nahm er sein Getränk und trug es an ihren Tisch.



Er gehörte zwar nicht zu der engeren Tafelrunde von Timpe, kam aber doch dann und wann und war wegen seines stillen, freundlichen Wesens wohlgelitten.

„Meine Herren,“ sagte er, „mir ist heute ein Stein von der Seele gefallen. Bedenken Sie doch nur, daß in der ersten Verhandlung die Verurteilung dieses unglücklichen Menschen hauptsächlich auf mein Zeugnis hin erfolgte. Das hat mir schon manche schlaflose Nacht verursacht. Nun hat ein anderer es auf sich genommen, daß er freikam, und ich danke meinem Schöpfer dafür. Die Wahrheit —“

Er machte eine kleine Pause und sah vor sich nieder.

Als die anderen ihn nur gespannt anblickten, fuhr er fort: „Die Wahrheit, meine Herren, weiß schließlich keiner von uns. Wenn Hecker sie gesagt hat, dann muß ich eben von einer Sinnestäuschung genarrt worden sein, obwohl ich das für ganz ausgeschlossen halte. Hat aber Hecker gelogen — nun gut, die Todesangst und drei Jahre Zuchthaus sind auch eine Strafe. Es wird ja so wie so in den Zeitungen darüber geschrieben, daß unsere Strafen viel zu hart sind.“

Er winkte dem Kellner und ließ sich das Glas neu füllen. Man war es sonst an diesem fast asketisch nüchternen Manne gar nicht gewohnt, daß er mehr als eines trank, aber er sagte selbst zur Entschuldigung, daß die entsetzlich trockene Luft des Sitzungsaals ihm die Kehle völlig ausgedörrt hätte.

Den übrigen ging es nicht besser.

Wolff hatte noch etwas Besonderes auf dem Herzen. Er rückte näher zum Müller heran, legte seine Hand auf dessen Arm und fragte halblaut: „Herr Jahn, wie denken Sie sich denn nun mit Riemann zu stellen? Er ist doch sozusagen Ihr Nachbar.“

„Ich lasse es an mich herankommen, Herr Amts-



richter. Sie können es ja wohl verstehen, daß es mir schwer wird, an seine Unschuld zu glauben — vielleicht schwerer als jedem anderen. Aber entgelten lassen will ich es ihn nicht, er hat mir persönlich doch kein Leid zugefügt. Wenn er mich um Arbeit angeht, so werde ich ihm Arbeit geben, sollte er in Not kommen, so will ich ihm meine Hand nicht verschließen. Ich weiß nicht, ob man mehr von einem Menschen verlangen kann."

Nein, sie konnten es nicht, und dieses Gesprächsthema wurde schließlich fallen gelassen.

Aber als der Oberförster und der Amtsrichter die Treppe hinaufgingen — ihre Zimmer lagen nebeneinander — da sagte Eichler: „Heute haben wir einen moralischen Menschen kennen gelernt. Ob die Moral wohl so weit geht, daß der Müller seinen Segen gibt zu einer Ehe zwischen seinem Sohn und der Tochter des Schusters?"

Der Amtsrichter hatte sich einen kleinen Schwips angekneipt. Er antwortete nicht auf die heikle Frage, sondern entgegnete nur: „Väter sind mit ihrem Segen mitunter zäh wie Sohlenleder. Aber wenn man tüchtig auf den Sohlen herumtrampelt, dann werden sie am Ende doch mürbe."

Bei Fritz Timpe ging es heute abend ziemlich lebhaft zu. Die Herrenstube war allerdings verwaist, denn ihre sämtlichen sonstigen Insassen hatten beim Schwurgericht zu tun, aber in der großen Gaststube saßen die Leute Kopf bei Kopf, und Annemarie mußte springen, um alle Wünsche zu befriedigen.

Es ist richtig, man machte ihr die Arbeit nicht sauerer, als sie schon ohnehin war. Dieses kleinstädtische, neugierige und ein wenig klatschsüchtige Philistervolk besaß ein instinktives Empfinden für die ungeheure Seelen-

spannung, von der das arme Mädchen gerade heute beherrscht sein mußte, und so oft sie durch das Zimmer ging, schwieg die Unterhaltung oder wendete sich gleichgültigen Dingen zu. Aber hinter ihr schwirrten die Stimmen wieder auf, und sie beschäftigten sich alle mit dem einen interessanten Thema.

Ob der Schuster von Gröde wohl freikommen würde?

„Das wäre ja schauderhaft,“ sagte ein dicker Bäckermeister. „Denn wenn sie ihn freisprechen, dann hätte ja das erste Gericht einen Justizmord begangen, und mich dünkt, wir haben genug Mord und Totschlag, daß die Richter nicht auch noch damit anzufangen brauchen.“

Ein kleiner Flickschneider, der viel aufs Land und in die Häuser ging, war anderer Meinung. „Sie können wohl lachen, Nachbar, denn Sie sitzen in Ihrem sicheren Hause. Aber ich armselige Kreatur muß mein Brot auf einsamen Wegen suchen, und wenn so 'n Mordbube loskommt, dann ist man ja seines Lebens nicht mehr sicher!“

Es wurden sonderbare Ansichten laut.

Da meinte einer, wenn die Geschworenen den Riemann abermals zum Tode verurteilten, dann könnte der König ihn doch unmöglich zum zweiten Male begnadigen, und dann ginge es unweigerlich ans Köpfen.

„Was das beste wäre,“ sagte der Grobschmied, „denn ich bin für ganze Arbeit.“

Es war eigentlich keine einzige Stimme zugunsten des Schusters, nur ein altes, dürres Männchen in der Ofenecke murmelte undeutlich, daß bisweilen doch auch Irrtümer vorkämen, und darum sollte man die Menschen nicht gleich köpfen, sondern ihnen Zeit lassen, ihre Unschuld zu beweisen.

Das war aber ein halber Trottel und auf den wurde nicht gehört.

Wenn Annemarie draußen mit ihrem Brotherrn zusammentraf, blieb sie stehen und fragte schüchtern, ob nicht vielleicht ein Telegramm angekommen wäre.

Da machte sich Fritz Timpe wichtig. „Was denkst du, Kind, so 'ne Sache kann nicht übers Knie gebrochen werden, dazu gehören mindestens drei Tage. Ich bin zwar nur Schöffe gewesen, aber da oben auf dem Gericht haben wir einmal vier Tage an einer einzigen Sache gesessen. Und da handelte es sich nur um einen lumpigen Fichtenkloben, den der Köhlerhans gemaust haben sollte.“

Aber kurz nach acht Uhr — Annemarie war gerade in der Küche am Herd beschäftigt — da ging ein Hallo in der Gaststube los, denn es war ein Bote von der Post gekommen, und der hatte ein Telegramm an Fritz Timpe gebracht.

Der Wirt stand mitten in der Stube und las mit lauter Stimme vor: „Riemann soeben freigesprochen. Amtsrichter Wolff.“

Zuerst war alles stumm, aber dann ging es los.

„Wer hätte das gedacht! — Aber so was! — Das ist ja ein Skandal für die ganze Gegend! — Wo bleibt da die Gerechtigkeit!“

Nur der Alte hinter dem Ofen stand sachte auf und schlich sich hinaus. Er streifte die Küche, wo Annemarie blaß und horchend stand, und murmelte in den Rauch hinein: „Kind, du hast deinen Vater wieder! Ich wollt', ich könnt' dir Glück wünschen!“

Mitten im Qualm stand sie, und die Flamme züngelte nach ihrem Kleide. Aber sie sah es nicht, sie schlug die Schürze vor das Gesicht und begann zu weinen. Keiner hätte in diesem Augenblick gewußt, ob es Freudentränen waren, oder ob ein anderes Empfinden ihr junges Herz bewegte.

Dann kam Fritz Timpe heraus. Er sah ein bißchen verlegen aus und wußte nicht recht, wie er sich ausdrücken sollte. Endlich sagte er: „Na ja, Annemarie, du brauchst nicht zu heulen, sie haben ja deinen Vater richtig freigesprochen. Es ist nur bloß — ich glaube, er wird eine schwere Zeit vor sich haben, und mein Rat ist, daß er auswandert — lieber heute als morgen."

Dann gab er ihr die Hand und wollte wieder fort.

Aber sie vertrat ihm den Weg. „Herr Timpe, kann ich noch heute abend hinaufgehen?"

„Heute abend? Wohin?"

„Nach Hause."

Er war so erstaunt, daß ihm zuerst die Worte fehlten. Aber dann brach er los: „Du bist ja wohl verrückt geworden, Mädchen! Wieder hinauf in das Loch, und noch dazu bei Nacht und Nebel!"

„Es ist mondhell," entgegnete sie leise, „und aus dem Schnee mache ich mir nichts."

„Das weiß ich, Annemarie. Aber was willst du da oben?"

„Mein Vater kommt doch zurück, Herr Timpe."

Allmählich dämmerte ihm ein Verständnis. Er rückte das Käppchen in den Nacken und kratzte sich hinter dem Ohr. „Das soll wohl so viel heißen, du willst deine schöne Stellung aufgeben und bei deinem Vater Bettelbrot essen? Denn du brauchst nicht zu glauben, Annemarie, daß die Leute ihm auch nur ein einziges Stück Arbeit in das Haus bringen. Sie fürchten sich ja davor, die Schusterkate zu betreten und was darum herum ist. Nach Amerika sollte er, das ist der einzige Ausweg. Aber für das Gesindel da drüben bist du zu gut, und ich meine doch auch, daß ich es nicht um dich verdient habe, wenn du mich so in der Verlegenheit sitzen lässest."

„Es gibt andere," sagte sie mit jener stillen Hartnäckigkeit, die einen unabänderlichen Beschluß kundtut.

Timpe ging brummend aus der Küche. Er fühlte es wohl, der Brave, daß ein tüchtiges Stück Selbstsucht dabei gewesen war, als er das hübsche und anstellige Mädchen in seine Wirtschaft aufnahm, aber auf sein Kündigungsrecht mochte er doch auch nicht pochen, denn er ahnte etwas von einem Heroismus, der ihm unwillkürlich Achtung einflößte. —

Diese Nacht war es freilich nicht mehr möglich, denn um neun Uhr setzte ein so gewaltiger Sturm ein, daß die Ziegel von den Dächern flogen, und die Gesellschaft in der Gaststube auseinanderstob.

Fritz Timpe schob den großen Riegel vor die Haustür und sagte, bei solchem Wetter jage man keinen Hund auf die Straße, und er wolle nicht Schuld daran sein, daß ein Menschenleben zugrunde ginge.

Es pfiff und heulte die ganze Nacht hindurch. Annemarie lag in ihrem Bett und horchte auf den Novembergraus. Sie wollte sich freuen, daß ihr Vater nun freigekommen war, und sie dankte auch Gott dafür mit Worten, die sie in der Schule gelernt hatte; aber zwischendurch stieg es wieder bitter in ihr auf und schnürte ihr die Kehle zu.

Ach, daß wir doch niemals ein reines Glück haben können, daß doch immer die Menschen wieder dazwischen kommen müssen, um die paar Blumen in unserem Garten zu zertreten! Sie brauchen doch selbst so notwendig einen Zaun, daß ihnen nicht ein Gleiches geschieht!

Dieser Aufruhr in der Natur nahm ja schließlich ein Ende, es kam wieder Sonnenschein und Frühling und Vogelgesang, aber Mißtrauen, Verachtung und Haß sind keinem Wechsel unterworfen. Sie begleiten

uns bis an das Grab, und schreiben ihre Runen in den Stein.

Nach Amerika!

Da gehen sie alle hin, die im Vaterland nicht gut tun wollen, oder die eine heimliche Schuld mit sich herumschleppen, und die Nachrede bleibt hinter ihnen zurück wie ein Unkraut, das immer höher aufwuchert. Keine Hand ist da, die es ausreißt.

Der stille, wortkarge Mann, den sie heute mit Achselzucken freigesprochen haben, wird nicht weichen, er wird mit zusammengebissenen Zähnen ausharren, und er wird die vergebliche Riesenarbeit auf sich nehmen, Wasser in einem Siebe zu fassen. Er ist unschuldig und er ist brav, aber — —

Endlich hatte Annemarie doch den Schlaf gefunden, und als sie wieder aufwachte, da dämmerte es schon. Sie war in diesem Hause wohl schon abgetan, denn es kam niemand, um sie zu wecken, und als sie ihr Bündelchen geschnürt hatte, wollte sie sich zur Hintertür hinausschleichen.

Aber da kam Timpe ihr entgegen und gab ihr Geld. „Es ist dein Lohn," sagte er, „und ich will nicht nach dem Rechte gehen und Abzüge machen. Ihr werdet es brauchen können, du und der Alte, denn wenn ich auch weiß, daß sie im Zuchthaus Überverdienst machen, viel wird es nicht sein — ich hab' gelesen, jeden Tag einen Groschen. Und Kaffee sollst du auch noch trinken, denn es ist kalt draußen."

Den wollte sie nicht, aber für das Geld bedankte sie sich, so schwer es ihr wurde, denn zwischen seinen Worten stand doch die Wohltat, und was den einen kitzelt, das brennt den anderen.

Sie trat ihren Weg an. Der Krämer am Tor hatte schon offen, und bei dem kaufte sie ein bißchen Brot

und ein wenig Kaffee. Der Lehrling aber machte einen Witz und fragte, ob sie auf die Walze gehen wollte — er wäre nicht abgeneigt, sie zu begleiten.

Das war das letzte zwischen den Mauern von Thalheim. Draußen aber nahm sie der Winter in seinen Schoß. Bitter kalt war's, aber windstill und sonnig. Unter ihren Füßen knirschte der Schnee, und weil noch keine Wagen und Schlitten gegangen waren, mußte sie sich durchwühlen — oft bis an die Knie reichte er. Und das wurde immer schlimmer, je höher sie kam. An den Berghalden sah man, wie der Sturm gewütet hatte; die Bäume lagen an der Windseite umher wie aus einer ausgeschütteten Streichholzschachtel; auf der anderen Seite hing das Geäst der Tannen so tief auf die Erde nieder, daß der ganze Wald einem großen weißen Geheimnis glich.

Ein Gespenst unter dem Licht des Tages.

Vielleicht war die Schusterkate auch zusammengebrochen, denn wenn drei oder vier Jahre lang keine Hand ein Menschenwerk ausflickt, dann kommt die Vergänglichkeit und fordert ihr unerbittliches Recht.

Aber sie stand.

Bis an die Fenster war der Schnee heraufgeweht, wie der Sand an jenen Strandhütten, die allmählich von der Düne aufgefressen werden, nur daß der Sand seine Arbeit gründlicher verrichtet, und nicht unter den Strahlen der Frühlingssonne wieder zerschmilzt.

Seltsam hoffnungsreiche Jugend! An diese Frühlingssonne dachte Annemarie, als sie den verrosteten Schlüssel in das Türschloß schob. Es mußte ja doch wieder so weit kommen. Man stopft die Ritzen zu, man fegt und putzt und lüftet. Wenn dann endlich der Winter mit seinem Graus gewichen ist, dann fehlt nur noch eine Kleinigkeit zum Glück.

Die Liebe.

Aber da stand vorläufig der Haß. In der Gestalt, die sonst von den Dichtern der Sorge geliehen wird, in der Gestalt eines alten, runzeligen Weibes, aufgetaucht aus dem weißen Geheimnis des Waldes, von Schnee überschüttet und vor Kälte zitternd.

Martha Walther, die Mutter des Ermordeten.

Sie hatte nach ihrer Gewohnheit Holz gelesen und trug die Last auf ihrem krummen Rücken. In der braunen Hand hielt sie einen Stecken, und damit drohte sie dem Mädchen.

„Mörderpack, verfluchtes!“

Annemarie hatte keinen Grund, sich zu fürchten, denn mit ihrer jugendlichen Kraft war sie der Alten dreifach überlegen. Aber das Wort, das Wort! Und gleich als Begrüßung bei dem Eintritt in das Vaterhaus!

Indessen, es war eine Irrsinnige, der man solche Worte nicht zur Last legen darf, und es war die Mutter des Erschlagenen.

Da nahm Annemarie all ihren Mut zusammen. „So dürft Ihr nicht reden, Mutter Walther,“ sagte sie ruhig. „Mein Vater ist kein Mörder, Ihr wißt doch, was die Gerichte sind? Das Gericht hat meinen Vater freigesprochen.“

Die Alte nickte und deutete mit ihrem Stecken nach dem Dorf. „Weiß ich — da oben stehen sie auf der Gasse und reden davon. Es ist einer gekommen über Nacht, der hat's erzählt. Er lügt!“

„Es ist die Wahrheit, Mutter Walther. Der Herr Amtsrichter hat es telegraphiert.“

„Der lügt auch!“

„Der Herr Oberförster wird es bestätigen.“

„Der auch!“



„Und mein Vater kommt heute selber!“ sagte Annemarie mit erwachendem Trotz.

„Kommt er? Mit einer Kugel am Bein, wie sich's gehört?“

„Nein, ganz frei.“

Die alte Frau sah sich um, scheu, als ob sie fürchtete, daß der Wald es hören möchte. „Du, ich will dir was sagen, er soll lieber nicht kommen — ich tue ihm sonst was an!“

Annemarie hatte es satt. Sie wendete sich nach der Tür.

Aber das reizte den Zorn der Irrsinnigen. „Pack! Verfluchtes Pack!“ schrie sie mit kreischender Stimme. „Du willst wohl hinein und die Ahle holen, die verfluchte Ahle —“

Da verstummte sie plötzlich und lief davon, so schnell die alten Beine sie tragen wollten; denn es war einer die Berghalde heraufgekommen, und sie meinte wohl, es sei der Schuster Riemann.

Aber es war Gustav Jahn von der Springmühle, und er trug ein eingewickeltes Päckchen in der Hand. Er hatte wohl die letzten Worte der Irrsinnigen gehört, und über sein hübsches Gesicht glitt ein tiefer Schatten.

Dann raffte er sich gewaltsam zusammen und sagte: „Na, Annemarie, so weit wären wir ja glücklich, und das andere wird sich auch noch machen. Ich hab' die Freudenbotschaft erst heute früh gehört von einem, der dabei war und die Nacht durchgefahren ist. Du wußtest es wohl schon gestern abend?“

Sie hatten sich die Hand gegeben, wie gute Jugendbekannte und Nachbarn es zu tun pflegen. „Ja — durch ein Telegramm, Gustav. Weißt du näheres?“

„Nicht viel. Die Hauptsache bleibt, daß dein Vater

freigesprochen ist. Und nun willst du ihn natürlich empfangen?“

Sie sah wohl, wie er zurückhielt und nicht mit der Sprache heraus wollte, aber schon seine Gegenwart war so tröstlich, daß sie rasch darüber hinwegkam. „Es sieht da drinnen wohl nicht sehr schön aus, aber wenn der Vater auch Kummer gewohnt ist, eine warme Stube soll er doch vorfinden.“

Er betrachtete sie prüfend vom Kopf bis zum Fuß. „Die tät' dir auch not. Ich sah dich schon von weitem durch den Schnee wandern, denn ich schaute mit dem Fernglas nach meinem Vater aus. Du bist ja ganz naß.“

Sie waren durch den Flur in die Stube getreten, und Gustav wickelte sein Bündel auseinander. „Da hab' ich in der Eile etwas zusammengesucht. Es liegt noch alles von Mutter da, und ich denke, die Schuhe werden dir passen, denn Mutter hatte auch einen kleinen Fuß.“

Es waren Strümpfe und Schuhe, feiner Sonntagsstaat, wie ihn die wohlhabende Müllerin getragen hatte, und Annemarie lächelte ein wenig.

„Das ist ja alles viel zu schön für mich, Gustav!“

Aber er deutete auf die Tür der anstoßenden Kammer. „Fix hinein in die trockenen Sachen, sonst gibt es einen bösen Schnupfen. Ich will hier Feuer machen, in der Küche liegt noch Holz genug.“

Annemarie gehorchte. In der Kammer stand noch ihr Bett, wie denn überhaupt die ganze dürftige Einrichtung geblieben war, denn die Hoffnung auf andere Zeiten hatte das Mädchen niemals ganz verlassen.

Sie setzte sich auf die Bettkante und streifte die nassen Sachen ab, und dabei lauschte sie nach der Stube, wo Gustav herumrumorte.

„Wie gut er ist,“ dachte sie.

Dann zog sie plötzlich mit einem kleinen Schrei die Füße unter das Kleid, denn er klopfte an die Tür.

„Gustav, du kannst nicht herein!“

„Ich habe keine Streichhölzer. Hast du welche?“

„Ja, in meinem Bündel — es liegt auf dem Tisch.“

Nach einer Weile rief er noch einmal: „Du, da ist ja auch Kaffee! Nachher kochen wir uns einen.“

„Ja, lieber Gustav.“

Das Blut schoß ihr gleich darauf ins Gesicht. Was sollte schließlich daraus werden?

Aber nun drang es ihr wohlig und warm von unten herauf in die Glieder, denn die weichen Strümpfe schmiegten sich um ihren Fuß, und die hübschen, ausgeschnittenen Schuhe saßen wie angegossen. Sie machte sich auch noch schnell das reiche dunkle Haar, denn ein wenig mädchenhafte Eitelkeit wurde doch schon wieder wach.

Dann trat sie in die Stube.

Da sah es schon bedeutend besser aus, denn in dem großen Kachelofen bullerte ein mächtiges Holzfeuer, und die Luft begann sich schon merklich zu erwärmen. Wasser siedete auch schon im Schiff, und Gustav hatte sogar Geschirr zusammengesucht.

„Das ist meine Sache,“ sagte Annemarie eifrig, „davon versteht ihr Mannsleute doch nichts.“

Er lachte. „Natürlich ist das deine Sache! Aber laß dich doch erst anschauen.“

Sie stellte sich vor ihn hin, hob den Rock ein wenig und setzte die Füße auswärts. Es war die Freude an den schönen Sachen und ein ganz klein bißchen Koketterie.

„Nun bist du die Müllerin!“ sagte er bewundernd. Die Schuhe kleideten sie ausgezeichnet.

Die Anspielung durfte eigentlich nicht kommen, denn sie berührte eine Angelegenheit, die ihnen beiden tief im Herzen ruhte und die sich dennoch nicht hervorwagte. Natürlich, etwas anders lagen die Sachen heute ja schon, wie vor ein paar Tagen, als Gustav unten in Thalheim war und die Verhandlung noch bevorstand, aber gut konnte man sie immer noch nicht nennen.

Annemarie ließ den Rock wieder niedergleiten. „Wir wollen jetzt lieber Kaffee kochen. Ich hab' heute noch nichts gegessen.“

„Ich auch nicht.“

„Du auch nicht, Gustav?“

„Na, denkst du denn, ich hätte das gekonnt? Aber nun kann ich es. Da hast du ja auch Brot!“

„Trockenes, lieber Gustav.“

Jedesmal, wenn sie „lieber Gustav“ sagte, wurde er übermütig. Vorher hinter der Tür hatte er lustig gepfiffen, und jetzt entgegnete er mit einem Seitenblick, daß trockenes Brot die Backen rot mache.

Sie tranken den heißen schwarzen Kaffee und aßen das schwarze Brot dazu. Dabei saßen sie nebeneinander am Tisch, und die Stube war warm.

Gustav schob endlich die Tasse zurück.

„Nun hätte ich eigentlich nur noch einen Wunsch,“ sagte er.

„Was denn?“

„Du mußt aber nicht böse werden, Annemarie.“

„Sehe ich denn danach aus?“ fragte sie etwas beklommen.

„Das ist es ja gerade. Du siehst so schrecklich lieb aus. Und ich hab' noch nie einen Kuß von dir bekommen.“

Sie konnte das nicht bestreiten, denn es war die reine Wahrheit. Sie blickte nachdenklich in den Schoß.

„Warum denn nicht, Gustav," sagte sie endlich leise. „Wir kennen uns ja von Kind an und waren immer gut zusammen. Ein Unrecht ist wohl nicht dabei und —"

Er konnte also einen bekommen, er brauchte bloß zuzulangen. Sie saß ganz still an seiner Seite, ziemlich dicht neben ihm und wartete offenbar darauf, denn ihre Augen schlossen sich und sie neigte den Kopf ein wenig zurück.

Aber die Männer sind in solchen Dingen unberechenbar.

Gustav machte ein energisches Gesicht, strich sich den blonden Schnurrbart aufwärts und faßte Annemarie bei der Hand. „Hör mal zu," sagte er. „Freundschaftsküsse kann ich überall kriegen, sogar von meiner alten Muhme, wenn es darauf ankommt. Aber ich mache mir nicht viel daraus, und von dir erst recht nix. Von dir, Annemarie, will ich's anders haben — weißt du, so mit den Armen um den Hals, daß einem der Atem dabei ausgeht. Zwingen tu' ich dich nicht, Annemarie —"

Zeugen sind nicht dabei gewesen, es müßten denn die Krähen sein, die draußen auf den Bäumen saßen und erbärmlich schrieen. Aber daß dennoch ein Zwang dabei ist, das wissen wir alle. Es ist keine Hand, die uns zieht, und es ist kein Wort, das uns lockt — dieses große Geheimnis der Liebe werden wir nie ergründen.

Annemarie saß plötzlich nicht mehr auf ihrem Stuhl, sondern sie hatte die Arme um Gustavs Hals geschlungen, so daß ihm wirklich der Atem ausging. Ihr Kuß aber war weich und zart. Wie eine Kirschblüte war er, die der Frühlingswind vom Baume niederweht und neckisch auf unsere Lippen legt, und er hatte so wenig mit der Freundschaft gemein, wie die Flamme mit dem Eis.

Es war ein richtiger Liebeskuß! Und wenn wir grau geworden sind und die Pforte des Todes vor uns

offen steht: wir brauchen nur unsere Augen zu schließen und an jene Sekunde des Lebens zurückzudenken, wo uns ein gleiches geschah — wir fühlen noch heute das Beben unserer Nerven, und wir wissen, daß der Himmel uns eine Rose zwischen die Dornen des Lebens warf. —

Annemarie wollte sich losmachen, aber er hielt sie fest und sagte, sie wäre wie eine Feder, und er wollte sie geradeswegs hinunter in die Mühle tragen.

Da kam das graue Leben.

„Was soll das nun bloß werden, Gustav!“ klagte sie. „Wir haben uns verlobt, und es ist doch gar keine Aussicht vorhanden, daß —“

„Warum nicht, Schatz?“

„Ach du, mein Vater trägt ja doch noch seinen Makel mit sich herum!“

Was sie nur ahnte, das wußte er, denn jener alte Bauer, der heute früh gekommen war, hatte ihm alles erzählt. Es war auch schon allerhand aus dem Beratungszimmer durchgesickert, und heute stand es wohl in der Zeitung.

Gustav war so nachdenklich geworden, daß er unwillkürlich den Arm lüftete und Annemarie ihm entschlüpfen konnte.

Sie begann mechanisch im Zimmer aufzuräumen, während Gustav ihr schweigend zusah.

Endlich sagte er: „Du — wir müssen den wirklichen Täter herausbringen.“

Es klang so einfach, daß sie unwillkürlich lächeln mußte. Aber das Lächeln war bitter.

„Schatz, wenn das möglich wäre, dann hätten die Gerichte es schon getan.“

„Ich weiß nicht, Annemarie. Die Gerichte hatten einen, auf den der Verdacht paßte. Was kümmern sie sich da groß um andere!“

„Weißt du etwa einen anderen, Gustav?“

„Nein, jetzt ist noch alles dunkel. Aber es muß, es muß —“

Er war aufgestanden und half ihr. Wenn sie in seine Nähe kam, küßte er sie. Aber der erste Kuß war's doch nicht, die Gedanken waren bei anderen Dingen, sie hatten ein Ziel.

So kamen die beiden in ihrem Werk bis zu dem Tritt vor dem Fenster, wo Riemann seine Werkstatt gehabt hatte; es lag noch alles wirr durcheinander seit dem Tage der Verhaftung.

„Ob er wohl wieder Arbeit kriegt?“ meinte Annemarie.

„Hoffentlich. Es ist ja noch so ziemlich beisammen, was er braucht.“

„Bis auf die Ahle,“ sagte sie schaudernd.

„Denk nicht mehr daran, Schatz! Übrigens — wo hatte die denn ihren Platz?“

„Hier auf der Fensterbank, gleich rechts.“

Gustav stieg auf den Tritt und betrachtete die Stelle. Dann sah er das Fenster an.

Der obere Riegel fehlte ganz, der untere war zerbrochen und mit einem Bindfaden festgebunden.

„Du, das wundert mich, daß das die ganzen Jahre gehalten hat.“

„Ich hab's selber festgebunden, Gustav — damals, als das Haus leer wurde.“

„Also der Schaden ist schon alt?“

„Freilich. Manchmal ging das Fenster von selber auf, aber der Vater war in solchen Dingen sehr gleichgültig.“

Gustav schwieg. Er war gründlich im Denken, aber nicht sehr schnell; jede Sache mußte erst bei ihm verarbeitet werden. Er sah auf die Uhr. „Schon Mittag,

Schatz! Jetzt muß ich in die Mühle, der Vater kann jeden Augenblick kommen."

„Meiner auch, Gustav."

„Ja, wenn sie ihn gleich entlassen haben."

Es kam eine plötzliche Angst über sie, daß ihr die Knie zitterten. „Gustav, es ist doch alles wahr?"

Er nahm sie in seine Arme und fühlte, wie ihr das Herz pochte. „Alles wahr, Schatz. Aber siehst du, Annemarie, mit so 'ner Entlassung geht das nicht, als wenn die Schule aus ist. Ich weiß es vom Militär, da mußten erst Papiere geschrieben werden und alles mögliche. Und wenn die Gerichte dabei zu tun haben —"

„Ja," sagte sie seufzend, „die Gerichte sind langsam. Sie brauchen drei Jahre, und dann geben sie ein halbes Recht. Aber wir müssen stillehalten."

Als er gegangen war, sah sie ihm noch nach. Langsam ging er und nachdenklich, aber bevor die Halde ihn ihren Blicken entzog, drehte er sich noch einmal um und winkte mit der Hand.

Das war ein Trost. Sie winkte wieder und betrachtete sodann nachdenklich ihren Ringfinger. Da gehörte nun eigentlich ein Reif hin, denn sie war doch verlobt.

Aber das ging wohl noch langsamer als die Gerechtigkeit.

Riemann war nach Verkündung des Urteils in das Gefängnis zurückgeführt worden, und da man jetzt nicht mehr so genau auf ihn achtgab, fand er Gelegenheit, unbemerkt ein paar Worte mit seinem Genossen Hecker zu wechseln.

„Du kannst von Glück reden," sagte der Zuchthäusler. „Du kommst aus dem Kittchen heraus, und ich muß

noch bis zum Frühjahr brummen. Aber dann komme ich auch."

„Was hast du vor?"

„Das können wir in der Schusterkate beraten."

„Lieber nicht!"

Der Wärter kam herzu und schimpfte nicht schlecht. „Euch Kerls soll der Deubel holen! Kaum dreht man den Rücken, so steckt das die Köpfe zusammen! — Aber wartet nur, wenn ich das dem Direktor melde!" Er betrachtete Riemann von oben bis unten. „Ja so, nun muß ich wohl wieder ‚Sie' sagen, jetzt bist du ja ein feiner Herr geworden! Na, ich bin neugierig, wie lange das dauert."

Dieser Beamte war gewiß kein Unmensch, aber die Leute haben einen harten Dienst, sie werden schlecht dafür bezahlt, und sie haben ein Material unter den Händen, das sich nicht mit Samtpfötchen anfassen läßt.

Riemann gab keine Antwort. Man hätte ihn prügeln können, und er würde sich nicht gewehrt haben. Er war noch vollständig verwirrt, obwohl die Freiheit vor ihm lag. Der Übergang wirkte wie ein Messerschnitt, der dem Starblinden das Licht wiedergibt.

Da kam der Gefängnisinspektor. Der Staatsanwalt hatte einen vorläufigen Entlassungsbefehl geschrieben, denn die übrigen Formalien mußten vom Zuchthaus aus erfolgen, und der Beamte meinte, es wäre wohl das beste, wenn Riemann mit seinem Transporteur nach Neustadt zurückkehrte.

„Natürlich unter anderen Verhältnissen," setzte er hinzu, „denn im Grunde genommen sind Sie ja frei."

„Muß ich das wirklich, Herr Inspektor?" fragte Riemann.

Der Beamte war in einiger Verlegenheit. Der Freigesprochene trug seine eigenen Kleider, in denen

er einst eingeliefert worden war, denn die Wiederaufnahme rückt das Verfahren ins Untersuchungsstadium zurück, und man hatte das auch äußerlich erkennbar gemacht.

„Ich habe nicht das Recht, Sie festzuhalten," sagte er endlich. „Aber bedenken Sie doch: hier bleiben können Sie nicht, und Reisemittel werden Ihnen auch nicht zur Verfügung stehen. Ihr Überverdienst, wenn Sie welchen haben, kommt erst in Neustadt zur Auszahlung."

„Ich möchte doch lieber gehen," entgegnete Riemann.

„Zu Fuß und in die Winternacht hinein?"

„Es wird mir wohl nichts anderes übrig bleiben, Herr Inspektor."

„Nun, wie Sie wollen. Der Entlassungsbefehl liegt vor. Was ich verantworten kann, das will ich tun — Sie können noch ein Abendessen bei uns bekommen."

Das nahm Riemann gern an. Stolz war er gar nicht, ihn trieb nur ein unbändiger Drang nach Freiheit. Aber ohne Essen konnte er den weiten Weg nicht schaffen, denn die seelische Spannung löste jetzt den Hunger aus.

So aß er eine Schüssel voll Erbsensuppe mit trockenem Brot, und er meinte, es hätte ihm noch niemals besser geschmeckt.

Darüber war es neun Uhr geworden, und das Tor des Gefängnisses öffnete sich ihm zur Freiheit. Der mitleidige Inspektor gab ihm noch aus seinem eigenen Vorrat eine alte zerrissene Pferdedecke mit.

Es war in der Tat bitterkalt. Jener Sturm, der um diese Stunde im Gebirge aufwachte, schlief noch in der Ebene, aber der Schnee knirschte bei jedem Schritt, und der Atem flog als Reif vom Munde.

Riemann hatte viele Kilometer vor sich. Bis Thalheim ging allerdings die Bahn, aber der Schuster hatte keinen roten Heller in der Tasche und mußte sich daher auf seine Füße verlassen. Wenn er unterwegs liegen blieb, so war es mit ihm aus.

Er hing sich die Decke um die Schultern und suchte durch Nebengassen die Landstraße zu gewinnen. Aber fast wäre er bei seinem ersten Schritt in die Freiheit schon wieder zum Gefangenen geworden, denn sein Aufzug war so abenteuerlich, daß ein Polizeibeamter ihn anhielt und nach seiner Legitimation fragte.

Riemann zeigte den Entlassungsbefehl des Staatsanwalts.

Der Schutzmann trat einen Schritt zurück. „So — der sind Sie? Na, dann walzen Sie man los. Ihnen brauche ich wohl nicht zu sagen, daß die Scheunen nicht dazu da sind, um unterzukriechen. Die Bauern mögen so was nicht leiden.“

Draußen auf der Landstraße fuhr ein Lastwagen. Er war mit der Plane überspannt, und der Fuhrmann saß darunter. Die kräftigen Brabanter schnoben und gingen einen rüstigen Schritt.

Den redete Riemann an. „Ich muß noch diese Nacht in die Berge hinauf,“ sagte er, „und Sie haben wohl denselben Weg. Kann ich wohl ein bißchen mit aufsitzen? Die Pferde werden's nicht spüren.“

Aber da kam er noch schlimmer an als bei dem Polizisten. „Meine Gäule werden es nicht spüren,“ entgegnete der Fuhrmann höhnisch, „aber ob ich's selber nicht auszufressen kriege, das ist eine andere Sache. Bei mir ist's nicht Mode, mitten in der Nacht einen Stromer aufhocken zu lassen, und wenn du mir nicht zehn Schritte vom Leibe bleibst, dann hau' ich dir die Peitsche um die Ohren.“

Weiter fuhr er.

Der Sturm im Gebirge hatte wohl eine Ahnung, daß da unten in der Ebene auch was zu machen sei, denn er wälzte sich zu Tal und wühlte den Schnee auf.

Immer mehr ging es mit der Kraft des Unglücklichen zu Ende. Er konnte nicht weiter, er fühlte, daß er sich hinlegen mußte.

Freilich, der Polizeibeamte hatte vor den Scheunen und den groben Bauern gewarnt, aber der saß jetzt in der warmen Wachtstube. Und da drüben, mitten im schneebedeckten Stoppelfeld, lag eine große Scheune — recht einsam und weitab vom nächsten Dorf. Die war sicherlich mit Stroh und Heu angefüllt, so daß man nur so darin versinken konnte. Ein köstlicher Gedanke.

Die Tür war freilich mit einem Vorhängeschloß versehen, aber die Verzweiflung gibt Kräfte. Jakob Riemann raffte einen Feldstein auf und hieb zwei-, dreimal gegen das Schloß, bis das Eisen brach.

Ja, das tut die Not.

Wunderbar schön war es da drinnen im süßen Heuduft, den der Zuchthäusler seit Jahren nicht mehr geatmet hatte. Nichts von jenem Muff der Schlafsäle, in denen fünfzig bis sechzig Sträflinge den Fronschweiß ausdünsteten.

Riemann wühlte sich tief ein.

Ob er hier wohl ganz sicher war? Aus dem Dorfe kam sicherlich niemand vor Tagesanbruch, vielleicht verlief sich überhaupt den ganzen Winter über kein Mensch hierher, und dennoch empfand der Einsame jene seltsame Unruhe, die immer mit verbotenem Tun verbunden ist.

Denn es war und blieb verboten, in fremdes Eigentum einzubrechen, selbst wenn es die Rettung des eigenen Lebens galt. So sind nun einmal die Gesetze.

Und da kam wirklich ein Laut.

Männerstimmen von draußen, die gedämpft miteinander redeten.

„Die Tür ist kaput — das trifft sich fein," sagte die eine.

„Na, denn man 'rin!"

Zwei Stromer. Sie muschelten sich in das Heu — gar nicht weit von Riemanns Platz, und begannen in einem Rotwelsch laut miteinander zu reden, das dem Zuchthäusler sehr wohl bekannt war, denn er hatte es drei Jahre hindurch Tag für Tag murmeln hören.

Um einen Einbruch handelte es sich im nächsten Dorf, bei dem Schulzen. Sie wollten bloß die Stunde zwischen zwei und drei Uhr abwarten, wo alles im besten Schlaf liegt, und dann sollte es losgehen.

Plötzlich schwiegen sie beide.

„Still — was war das?"

„Wenn einer — die Tür stand offen —"

„Den machen wir kalt!"

Sie sprangen auf und begannen zu suchen. Riemann hatte sich tief ins Heu gedrückt und wagte kaum zu atmen. Wenn er gefunden wurde, dann gab es nur zweierlei: entweder wurde er abgetan oder er mußte sich als Zuchthäusler zu erkennen geben und mitmachen. Eine Krähe hackt der anderen die Augen nicht aus.

Da fingen sie wieder an zu reden.

„Hast du Streichhölzer?"

„Freilich."

„Dann ritsch mal an!"

Ein Zündhölzchen flammte auf, nach drei bis vier Sekunden ein zweites.

„Au — verflucht!"

Es flog wie ein Funke zu Boden.

„Mensch, tritt's aus — vorwärts!"

Zu spät. Es loderte eine Flamme auf, die sich mit unheimlicher Hast verbreitete. Die beiden Kerle stürzten zur Scheune hinaus. Riemann hinter ihnen drein. Ob sie ihn gesehen hatten, er wußte es nicht, jedenfalls dachten sie nicht an seine Verfolgung. Jeder hatte genug mit sich selbst zu tun.

Einmal blickte Riemann hinter sich. Da stand die Scheune in hellen Flammen, und der Sturm peitschte in die Glut hinein. Es war ein schauerlich schöner Anblick.

Drüben im Dorf begannen die Nachtwächter zu tuten.

Der geplante Einbruch war jedenfalls vereitelt, und vielleicht — man konnte das nie wissen — vielleicht war ein Mord verhütet.

Aber der Schuster drückte sich und lief, was er laufen konnte.

Es war schon Vormittag, als er endlich in Thalheim anlangte. Der Sturm hatte sich bald nach Mitternacht gelegt, und das Wandern war dadurch leichter geworden; dennoch fühlte der Mann sich so erschöpft, daß die Füße ihn kaum noch tragen wollten.

Trotzdem nahm er seine letzten Kräfte zusammen und stieg den Hügel hinan, auf dessen Gipfel das Amtsgericht lag.

Ein altes Schloß mit dicken Mauern, das aber schon lange seinem jetzigen Zweck diente. Riemann kannte es, er hatte zunächst dort einige Tage als Untersuchungsgefangener gesessen, bevor seine Überführung an das Landgericht erfolgte.

Er nickte den vergitterten Fenstern der Fronfeste zu. Vielleicht verfolgte man ihn jetzt schon wieder wegen des Brandes da unten, und dem wollte er vorbeugen.

Amtsrichter Wolff war eben mit dem Zuge angekommen. Er hatte früh aus den Federn müssen, aber was gestern liegen geblieben war, das mußte nachgeholt werden, und er saß schon hinter seinen Akten, als der Schuster ihm gemeldet wurde.

Sein Erstaunen war groß. „Nanu, Riemann,“ sagte er, „Sie sind auch schon hier? Ich hab' Sie doch nicht im Zuge bemerkt!“

„Ich bin die Nacht durchgelaufen, Herr Amtsrichter.“

„Bei dem Wetter? Dann müssen Sie ja todmüde sein! Nehmen Sie einen Stuhl. — Was führt Sie zu mir?“

Der Schuster erzählte, und die Worte kamen ihm so hohl aus der Brust, daß der Richter fast ein Grausen empfand.

„Sie Armer!“ sagte er. „Über das Feuer kann ich Sie beruhigen. Ich hörte unterwegs davon und daß man die beiden Gauner bereits eingefangen hat — zwei alte Zuchthäusler, denen das Schlimmste — ja so!“

Er brach ab, wurde ein wenig verlegen und kramte in seinen Akten.

„Also das wäre abgetan, Herr Riemann, das und manches andere. Und nun wollen Sie geradeswegs hinauf in Ihr Dorf?“

„Ich möchte schon,“ sagte der Schuster leise. Die Anrede „Herr“ hatte ihm wohlgetan, gerade deshalb, weil sie ohne Zwang und wie selbstverständlich herausgekommen war, und er schämte sich um so mehr der folgenden Worte.

„Ich bitte Sie um ein Stück Brot, Herr Amtsrichter, sonst schaffe ich den Weg nicht. Ich habe seit gestern abend nichts im Magen, und in der Tasche hab' ich auch nichts.“

Wolff nahm den halbtoten Mann unter den Arm und führte ihn hinauf in seine Wohnung. Er holte Wein und kaltes Fleisch, was er in der Hast zusammensuchen konnte, und dabei kam ihm immer der Gedanke: „Wenn doch Erna Eichler meine Frau wäre, dann kriegte er wenigstens was Warmes!"

Um dieselbe Stunde saß da oben in der Schusterkate ein junges Menschenpaar, trank heißen Kaffee und verlobte sich in heißer Liebe.

So wunderlich geht's im Leben zu.

Endlich hatte Annemarie den dreijährigen Wust gelichtet und das Innere der Schusterkate etwas wohnlicher gemacht.

Gegen Abend kam die alte Kathrin aus dem Forsthaus, und sie trug einen schweren Korb. „Vom Herrn Oberförster," sagte sie. „Der Korb kann gelegentlich zurückgeschickt werden."

Da waren Lebensmittel und Petroleum und andere nützliche Dinge, aber die Hauptsache bestand in einem großen Haufen defekten Schuhzeugs, Wasserstiefel, die beriestert werden sollten, Hausschuhe, die ein Loch in der Sohle hatten, zuletzt ein wunderbar niedliches Stiefelpaar, dem eigentlich nichts fehlte.

„Vom Fräulein ist das," sagte die alte Kathrin. „Der linke drückt ein bißchen am kleinen Zeh."

Also Arbeit! Arbeit, die vielleicht etwas gewaltsam zusammengesucht war und nur als Folie für das andere diente, aber dennoch die köstlichste Gabe für diesen neuzugründenden Haushalt. Wenn der Oberförster die Schusterkate wieder in Nahrung setzte, dann kam wohl auch allmählich das Dorf hinterdrein, es mußte nur erst der Anfang gemacht werden.

Annemarie war überglücklich. Sie räumte alles auf der Werkstatt ein, holte ein paar grüne Tannenzweige, um die Arbeitsstätte damit zu schmücken, und zündete endlich die Lampe an, denn es war inzwischen ganz dunkel geworden.

Und nun konnte der Vater kommen. Daß er ausbleiben würde, dünkte sie ganz unmöglich; er war ja doch frei und hatte auf der ganzen Welt keinen anderen Platz als diesen. Den hatte sie nun warm und behaglich gemacht, es sollte ihm schon gut darin gefallen.

Wie er wohl aussehen wird?

Annemarie hätte während dieser drei Jahre wohl Gelegenheit gehabt, den Vater im Zuchthause zu besuchen, denn jedem Angehörigen wird in gewissen Zwischenräumen diese bittere Wohltat gewährt, aber in jedem der wenigen Briefe, die Riemann schreiben durfte, stand die Bitte, es zu unterlassen.

„Es ist hier so traurig," schrieb er, „daß Du Dich nur noch mehr grämen würdest, und mir selbst kann ein Wiedersehen nichts nützen. Denke, daß ich tot bin; es ist das beste."

Das Mädchen begann sich allmählich zu fürchten.

Vielleicht schämte sich der eigene Vater, ihr unter die Augen zu treten, verzögerte seine Heimkehr, und zum mindesten mußte sie dann diese Nacht allein in der Schusterkate zubringen.

Schutzlos dem Haß und der Verachtung preisgegeben.

Aber da kam er doch wohl!

Annemarie hörte draußen Schritte, langsame und müde Schritte, die sie an dem rüstigen Vater nicht gewohnt war — ach ja, wenn man drei Jahre lang täglich eine halbe Stunde in einem Hofe herumgetrieben wird, dann verlernen freilich wohl die Füße das freie Ausschreiten.

Der Schnee wurde abgestampft, und die Tür knarrte. Annemarie stand atemlos mit niederhängenden Armen mitten im Zimmer.

Dann stieß sie plötzlich einen Schrei aus.

Das war nicht ihr Vater.

Das war der Mann, den sie als den Vater des Geliebten ehren sollte, und der ihr doch unheimlich war, bloß weil er einer Staatsbürgerpflicht genügt und nach bestem Wissen etwas beschworen hatte.

Der Müller Jahn war's.

Er trug eine Reisedecke über dem Arm; der Stock, auf den er sich stützte, bog sich unter seiner Last. Er schien sehr erschöpft zu sein und atmete schwer.

„Du bist's, Annemarie?" sagte er betroffen. „Ich glaubte deinen Vater zu finden — ich sah das Licht."

„Mein Vater ist noch nicht da," entgegnete das Mädchen schnell gefaßt.

„So — hm. Das ist freilich was anderes. Ich komme von der Bahn und bin zu Fuß heraufgegangen. Das Wetter ist ja schön geworden."

„Ja, Herr Jahn."

Er sah sich nach der Tür um und zögerte einen Augenblick. Dann trat er näher. „Bist du mir böse, Kind?" fragte er sanft.

Ach ja, sie war ihm immer böse gewesen, diesem stillen alten Mann, der die Hand aufgehoben und ihren Vater ins Zuchthaus geschworen hatte — wenn auch nicht allein durch seinen Eid, so doch mit dadurch. Aber er war Gustavs Vater.

„Ich bin's jetzt nicht mehr," sagte Annemarie, „seit gestern bin ich es nicht mehr. Mein Vater ist ja frei."

„Vielleicht mit durch mich, Annemarie."

Sie blickte ihn ungewiß an und konnte keine Antwort finden. Aber als er vollkommen erschöpft mit

der Hand nach der Tischkante tastete, da schob sie ihm einen Stuhl hin und setzte sich selbst, denn die Knie zitterten ihr.

„Vielleicht mit durch mich," wiederholte der Müller. „Sieh, Annemarie, es geht wunderlich in der Welt her, man wird schließlich an sich selbst irre. Du weißt ja, was ich früher beschworen hatte, und ich weiß, daß es in meinen Augen die Wahrheit gewesen ist. In meinen alten Augen, Annemarie. Da kommt ein anderer — dieser Hecker — und sagt das Gegenteil aus. Kind, was ist denn nun noch wahr? Dort auf dem Tisch liegt ein Stück Brot, du siehst hin und sagst, es ist ein Stück Brot — da kommt ein anderer und sagt, es sieht nur so aus. Wer hat nun recht? Als mir das alles durch den Kopf ging, da wurde ich gestern unsicher, und da haben sie deinen Vater freigesprochen. Ich will sagen: mit Recht, Annemarie, denn ich weiß nicht mehr, was wahr ist."

Er tastete nach dem Taschentuch und tupfte sich die Stirn. Diese Sache schien ihn so angegriffen zu haben, daß Annemarie von Mitleid bewegt wurde. Mein Gott, dachte sie, was kann der Mensch denn unter dem Eide anders tun, als seiner Überzeugung Ausdruck geben!

„Ich bin also die Ursache gewesen," fuhr der Müller fort, „daß dein Vater drei Jahre im Zuchthaus gesessen hat. Glaube mir, das liegt fast so schwer auf meiner Seele wie ein Meineid. Und ich muß es gutmachen. Darum kam ich hier herein, noch bevor ich mein eigenes Haus betreten hatte, denn ich dachte, daß ich deinen Vater vorfinden würde. Nun, vielleicht ist es besser, daß ich dich angetroffen habe, Annemarie, denn du bist ein verständiges Mädchen; ich kenne dich ja von Kindesbeinen an."



Er sah sich um und nickte mit dem Kopf.

„Ihr sitzt hier in Not und Sorge, und ihr werdet nicht mehr herauskommen. Solange der wirkliche Täter nicht entdeckt ist, bleibt das Elend an euch hängen — ich kenne die Welt. Kannst du nicht deinen Vater bereden, daß er von hier fortzieht — am besten weit weg, Annemarie? Er muß freilich Geld dazu haben, um sich eine neue Heimat zu gründen; aber der nächste, es ihm zu geben, bin ich, denn durch mich ist das alles gekommen — wenn auch nicht durch mich allein."

Er schwieg und stützte sich auf den Stock. Seine Augen hafteten am Erdboden, er war das Bild eines tieferschütterten Mannes.

Annemarie richtete sich auf. Es wurde ihr sehr schwer, die nächsten Worte auszusprechen, dennoch fühlte sie die zwingende Notwendigkeit, und sie entgegnete langsam: „Mein Vater hat seine Freiheit, aber er hat noch nicht seine Ehre. Von diesem Hause aus werden wir sie suchen, Herr Jahn: mein Vater, und ich, und — Gustav."

Jahn blickte flüchtig auf. „Gustav?"

„Ihr Sohn Gustav, Herr Jahn. Wir haben uns heute verlobt."

Jetzt wird er auffahren, dachte sie, aber er blieb sitzen.

„Wir haben uns verlobt, Herr Jahn, aber wir sind darüber einig, daß aus dieser Verlobung erst eine Ehe werden kann, wenn die Unschuld meines Vaters sonnenklar geworden ist, wenn die Gerichte ihre Hand auf den Mörder gelegt haben, Herr Jahn!"

„Wenn die Gerichte ihre Hand — darauf gelegt haben," wiederholte der Müller nachdenklich. „Das ist ein schweres Wort, Annemarie, das will bedacht sein. Nun, wenn die Sachen so liegen, dann ist es freilich

unnütz, von Auswandern und dergleichen zu reden. Das haben wir ja alle schon erlebt, wie die Liebe mit dem Kopf durch die Wand will. Du siehst, Kind, daß ich die Sache ganz ruhig nehme, wenn sie mir auch ein bißchen über den Kopf kommt und — aufrichtig gesagt — nicht ganz in den Kram paßt; aber was will man dagegen machen, mein Sohn ist mündig, und soviel ich weiß, bist du es auch. Darin habt ihr natürlich recht, Annemarie, der Makel muß erst herunter, denn die Springmühle hat einen guten Ruf, und den Frauen, die darin wohnten, redete man nichts nach."

Er stand auf und nahm seine Sachen an sich. Man sah jetzt, daß er doch allmählich alt wurde, denn das Mädchen mußte ihm schließlich behilflich sein, bis er die Decke wieder über dem Arm hatte und die Pelzmütze auf dem Kopf.

Auch an der Schwelle waren seine Füße unsicher. Annemarie blickte ihm eine Weile nach, wie er langsam durch den Schnee watete, bis sein Kopf hinter der Halde untertauchte.

Dann wendete sie sich seufzend ab.

Er hatte sie nicht hart angefahren, er hatte nicht von seinem Gelde und von ihrer Armut gesprochen, das war alles so ganz anders gewesen, als sie gedacht hatte, aber Annemarie hätte lieber einen harten Kampf um ihre Liebe geführt, als diese starre Ruhe über sich ergehen lassen, denn die Flamme der Liebe lodert im Sturme auf, aber die Asche fällt darauf nieder wie ein Leichentuch.

Eine halbe Stunde später traf Jakob Riemann ein.

Die Begrüßung zwischen ihm und Annemarie war nicht so freudig und stürmisch, wie das Mädchen sich

das ausgemalt hatte; es lag fast etwas Fremdes zwischen den beiden.

„Ich bin immer dem Licht nachgegangen,“ sagte der Schuster. „Es war ganz klein und wird wohl kaum größer werden — man muß die Dinge nehmen, wie sie sind.“

Als Annemarie ihm die Arbeit zeigte, die aus dem Forsthause gekommen war, setzte er sich auf seinen Schemel und sah darauf hin.

„Ob ich das noch werde schaffen können? Die Arbeit vergißt man nicht im Zuchthaus, ich darf mich wirklich nicht darüber beklagen. Aber das Handwerk geht in die Brüche. Wir haben Rohrsessel geflochten, und das war eine nützliche Beschäftigung, aber als ich um Schusterarbeit bat, da hieß es, herauskommen täte ich doch nicht mehr. Nun bin ich heraus — aus allem.“

„Es wird schon wieder gehen,“ tröstete Annemarie. „Und vor allen Dingen, Vater — du siehst doch den guten Willen der Leute.“

„Ja,“ entgegnete er, „der Oberförster ist auf meiner Seite und der Amtsrichter auch. Das sind zwei große Herren, aber ernähren tun sie mich auch nicht.“

„Den Müller gereut es auch,“ fuhr Annemarie tastend fort.

Da fuhr ihr Vater wild auf. „Nenne mir bloß den nicht! Gestern hat er zurückgezuckt und von seinen schlechten Augen geredet. Hätt's vor drei Jahren tun sollen, das wäre gescheiter gewesen! Hü und hott, aber ich habe es an meinem Fell spüren müssen. Und wenn er barfuß zu mir käme, dem schlage ich lieber einen Nagel in den Sarg als in die Schuhsohle!“

Annemarie sah wohl, es war nicht an der Zeit, noch mehr von dieser Sache zu sagen, aber sie kriegte es zugleich mit der Angst. „Vater, ich bitte dich, laß

die Leute das nicht hören. Wenn sie an deine Unschuld glauben sollen — solche wilden Reden verderben alles!“

Der Schuster lachte grimmig. „Unterkriechen — nicht wahr? Ist vielleicht das beste.“

„Nein, um Gottes willen, nicht unterkriechen! Suchen, ganz in der Stille, bis wir den Täter haben!“

Da machte der Schuster eine Bewegung mit der Hand, die ging in der Richtung des Dorfes. „Such doch da oben in dem Nest! Haus bei Haus sitzen sie, die Lumpen, jeder von ihnen ist imstande, den Walther zu erschießen! Aber wegen dem Müller und wegen der Ahle soll gerade ich es gewesen sein! Und das schlimmste dabei ist, die Geschichte mit der Ahle kann ich nicht aufklären. Am Ende bin ich es doch gewesen, Annemarie. Es gibt ja wohl Leute, die tun etwas, und nachher wissen sie selber nichts mehr davon.“

Der Dezember kam inzwischen heran. Hart, mit Kälte und endlosem Schneefall. Jeder, der im Waldgebirge gelebt hat, jeder weiß, wie es in solchen Zeiten hergeht.

Wenn die Leute nicht schon durch die Armut schlecht geworden sind, so werden sie es durch die Not — es ist eine große Lüge, daß die Not gut macht.

Die da oben in Gröde waren ohnehin eine besondere Rasse; man sagte, sie gehörten gar nicht in die Gegend, sie wären vor ein paar hundert Jahren als Glasmachersleute eingewandert.

Dunkel waren sie fast alle und mit Adlernasen. Vom Glasmachen war aber schon längst nicht mehr die Rede, der Wald mußte sie ernähren und das Stückchen Kartoffelland vor der Hütte.

Von den Kartoffeln lebten sie, das Brennholz stahlen

sie, was mit Forstarbeit verdient wurde, das ging in Schnaps und Hypothekenzinsen darauf.

Mißwachs der Kartoffeln brachte den Typhus.

Die Erdfrucht war ja in diesem Jahre gut geraten, damit mochte es angehen, aber der ungewöhnlich starke Schneefall erschwerte das Holzstehlen; wenn einer so 'nen netten Fichtenkloben oder ein paar Scheite Klafterholz heimschaffte, dann gab es eine breite Spur, und am nächsten Morgen hatte ihn der neue Forstaufseher, der Nachfolger des ermordeten Walther und ein ganz anderer Kerl als jener.

An einem schönen, sonnigen Dezembermorgen waren der Oberförster und seine Frau noch mit ihrem Frühstück beschäftigt. Es rückte nun allmählich die Weihnachtszeit heran, und die beiden Frauen hatten es mit der Heimlichkeit. Erna aber saß ganz unbefangen da und stickte an einer Zigarrentasche.

„Das ist nett, Kleine," sagte der Oberförster, „von den sogenannten Überraschungen habe ich allmählich nun genug — an Zigarrentaschen übrigens auch. Schenk mir lieber eine kurze Jagdpfeife."

„Kriegst du auch, Papa."

„Also beides? Das ist aber nobel!"

Die blonde Erna wurde ein wenig rot und lief in die Küche.

Frau Julie lachte. „Ist ja gar nicht für dich, Alter."

„Wirklich? Willst du vielleicht das Rauchen noch anfangen?"

„Nein, aber wir müssen doch den Amtsrichter zum Fest einladen. Du sagst selbst, daß er bei jedem Dämmerschoppen mit dem Zaunpfahl winkt. Und wenn er wirklich kommt, dann ist es nicht mehr als anständig — oder würdest du etwas darin finden?"

„Wenn der Doktor es nicht tut, Jule —"

Ganz hatte die gute Frau den Plan mit Doktor Berger noch nicht verschmerzt; das schöne Haus da unten am Marktplatz von Thalheim und die vielen Kapitälchen auf den umliegenden Waldhöfen gingen bisweilen noch durch ihre Träume. Aber seitdem der dicke Freiwerber so gründlich bei der Riemannschen Verhandlung abgefallen war, sah sie die Sache doch gelassener an und seufzte nur ein bißchen.

Da kam Erna wieder herein. Sie trug die gestickten Oberblätter zu einem Paar Morgenschuhen in der Hand und sagte: „Wenn du doch keine Heimlichkeiten leiden kannst, Papa — die da sind auch für dich. Ob der Schuster Riemann sie wohl zustande bringt?“

Der Oberförster betrachtete kritisch das Kunstwerk und schüttelte den Kopf. „Rosen und Vergißmeinnicht — sehr schön. Machen wird er sie schon können, aber ich habe wenig Lust, auf seiner Arbeit herumzutrampeln. Ich glaube, er tut es auf meiner auch.“

„Was soll das heißen, Väterchen?“

„Nun, meine Arbeit ist das Revier. Und seitdem der Riemann wieder zurück ist, wird noch mehr als bisher darin geknallt. Ich habe dem Kerl die Stange gehalten, wo ich konnte, aber Undank ist ja immer der Welt Lohn gewesen.“

„Das glaube ich nicht,“ rief Erna eifrig. „Die beiden Leutchen, Vater und Tochter, leben ganz still vor sich hin —“

„An die Nase hängen werden sie es keinem.“

„Wenn du sie fallen läßt, dann ist es ganz mit ihnen aus.“

„Na,“ meinte Eichler gutmütig, „es war ja nur so 'n Verdacht. Meinetwegen bring ihm das Kunststück, und wenn du es gleich willst, dann können wir zusammen gehen. Ich habe ohnehin im Revier zu tun.“

Sie machten sich fertig und brachen auf. Vor der elendesten Hütte des Dorfes stand die Witwe Walther; sie hatte eine Hucke auf dem Rücken und wollte in den Wald zum Holzlesen.

Der Oberförster machte einen Augenblick halt und redete sie an. „Wie geht's, Nachbarin?"

„Schlecht, denn nun hab' ich auch den Schlaf verloren. Erst den Sohn und dann den Schlaf — es ist hart."

„Seit wann denn, Frau Walther?"

„Seitdem das Pack wieder in der Schusterkate wohnt. Das hat nicht nur mir den Schlaf genommen, einem anderen auch noch."

„Wem denn?"

„Dem Müller. Seine Ruhe und meine Ruhe, die liegen unten auf dem Gericht. Die Herren vom Gericht haben uns beiden unrecht getan, ihm und mir, denn was wir wissen, das glauben sie nicht."

Eichler zuckte die Schultern und wollte weiter, aber Erna stellte noch eine Frage.

„Woher wissen Sie denn, Frau Walther, daß der Müller keinen Schlaf hat?"

„Mein Fenster sieht doch auf die Mühle," sagte die Frau geheimnisvoll. „Das Licht —"

Mehr war nicht aus ihr herauszubringen, und die beiden gingen weiter.

„Sie tut mir leid," sagte der Oberförster. „Das bißchen Denken, was sie hat, dreht sich immer um denselben Punkt, und der wird immer dunkel bleiben. Übrigens ist es bekannt genug, daß der Müller Jahn wenig Schlaf hat — das stammt nicht von gestern."

„Sonderbar bleibt es immerhin."

Am Ausgang des Dorfes trafen sie den Forstaufseher Sperber. Der hatte seinen Vorgesetzten schon von

weitem erkannt und wartete auf ihn. Er führte einen Schweißhund an der Leine und trug das Gewehr umgehängt.

„Nun, Sperber," fragte der Oberförster, „alles in Ordnung?"

„Leider nicht, Herr Oberförster. Es ist wieder mal so weit."

„Bombenelement! Wie das letzte Mal?"

„Und das vorletzte. Das ist nun seit Herbst der dritte Fall."

„Krank geschossen?"

„Gott bewahre! Kugelschuß aufs Blatt und im Feuer zusammengebrochen."

„Und nicht verdeckt?"

„Keine Spur!"

Der Oberförster wendete sich an Erna, die erstaunt zugehört hatte. „Das ist nämlich eine ganz sonderbare Geschichte," sagte er. „Wie es mit der regelrechten Wilddieberei zugeht, weißt du natürlich ebensogut wie ich; bisweilen ist der Schütze ein Aasjäger, dem man sein Gewehr um die Ohren schlagen müßte, und in solchem Falle schießt er das Wild krank. Es verendet in irgend einem Dickicht, und schließlich finden wir es mit Hilfe der Krähen und unserer eigenen Nase. Gott sei Dank sind das die Ausnahmen. Meine Kerls da oben in Gröde halten sicher aufs Blatt — ich wollte ihnen das auch geraten haben! Natürlich brechen sie das Stück an Ort und Stelle auf und schleppen es sofort in ihren Bau. Wenn aber der Wald über den Schuß lebendig geworden ist, so verdecken sie ihre Beute mit Zweigen und holen sie zu gelegner Zeit. So ist es in der Ordnung, und ich möchte wohl wissen, ob du mir noch eine dritte Methode nennen kannst."

„Daß ich nicht wüßte, Vater."

„Und dennoch haben wir einen Wildschützen unter uns, der das Ding noch anders andreht. Den Bock schießt er regelrecht zusammen — es ist ein Staat, wie die Kugel jedesmal sitzt. Aber damit ist die Geschichte auch alle. Kein Aufbrechen, kein Mitnehmen, kein Verstecken — es ist, als ob der Kerl das aus purer Lust am Morden täte."

„Oder weil er trotz seiner Leidenschaft nicht zum Dieb werden will," sagte Erna.

Sie waren an eine Stelle gelangt, wo der Weg sich nach der Schusterkate abzweigte, und Eichler reichte seiner Tochter die Hand.

„Na, dann pilgere nur mit deinen Morgenschuhen ab. Einen Gruß brauchst du dem Riemann nicht zu bestellen, denn den Wald schröpfen tut er auch; aber an dieser Sache, an dieser Sache —"

„Ist er nicht beteiligt, Herr Oberförster," sagte Sperber, als sie das Mädchen verlassen hatten und tiefer in den Wald gingen.

„Ich glaube das selbst," brummte der Alte. „Er hat doch drei Jahre gesessen, und während der Zeit ist es auch vorgekommen. Ich kann mir, weiß Gott, keinen Vers darauf machen. Wo liegt denn der Bock?"

„Bei der Blutbuche, Herr Oberförster."

„Also unserem besten Wechsel. Was denken Sie denn davon, Sperber?"

„Ich glaube, das Fräulein hat recht. Es ist einer, der's nicht lassen kann, und der sich doch schämt."

„Na, meine Gröbener schämen sich nicht, so viel steht fest."

„Es ist auch keiner von denen, Herr Oberförster. Er stammt weiter her."

Sie kamen an den Platz. Es war ziemlich tief drinnen im Walde, eine einsame Lichtung, in deren

Mitte die Blutbuche stand. Der Schnee war an den Wurzeln niedergetreten, vermutlich hatte der Wildschütz hier seinen Stand gehabt.

Etwa fünfzig Schritte davon lag der Rehbock, mitten auf einem Fußpfad und offenbar im Feuer zusammengebrochen, denn er hatte einen prachtvollen Blattschuß, und der Oberförster meinte, auf den würde er selbst stolz sein. Wie die Fußspuren des Schützen liefen, konnte nicht mehr festgestellt werden, denn es war Neuschnee gefallen.

Der Schweißhund des Forstaufsehers aber war unruhig. Er strebte nach der linken Seite der Lichtung, und als sie ihn von der Leine lösten, fuhr er heulend an dem Stamm einer Eiche empor und kratzte mit den Pfoten die rauhe Rinde.

„Hier finden wir was," sagte der Oberförster. „Vorwärts, Sperber, Sie sind ein junger Kerl!"

Der ritt schon oben zwischen der ersten Gabelung und griff in eine Höhlung, die er dort fand; er mußte den ganzen Arm hineinstecken und stöhnte vor Anstrengung.

„Himmel, geht das weit hinunter — der ganze Stamm ist ja hohl. — Aha, hab' ich dich!"

Es kam ein langer Gegenstand zum Vorschein, ein Futteral aus festem Leder, das keine Feuchtigkeit durchließ, und in dieser Hülle steckte ein prachtvoller Zwilling mit Kugel- und Schrotlauf, eine Waffe, die mindestens ihre fünfhundert Mark wert war und den Neid eines jeden Jägers erregen konnte.

Der Oberförster blies die Backen auf. „Na, Sperber, für diesen Fund kriegt Ihre Diana eine Extrawurst! Das ist ja ein Prachtstück ersten Ranges. Wenn das ganze Dorf Gröde zusammenlegen täte, so was brächten die Kerls doch nicht fertig! Läuft denn hier ein Graf herum, der mir meine Rehböcke niederknallt?"

Irgend ein Merkmal war an dem Gewehr natürlich nicht zu entdecken. Es konnte schon eine Reihe von Jahren in Benützung gewesen sein, und die Firma des Verkäufers war ausgekratzt; aber den Rehbock hatte man damit geschossen, denn als sie das Wild aufbrachen und die Kugel fanden, paßte das Geschoß genau in den Lauf.

Im anderen steckte noch die Schrotpatrone.

Der Oberförster öffnete die Hülse und ließ die groben Körner in die Hand laufen. Dann sah er seinen Gefährten an.

„Dieselbe Nummer wie bei dem Walther," sagte er halblaut.

„Ach, Herr Oberförster, damit schießt man ja in der halben Welt."

„Stimmt. Es war auch nur so ein Gedanke. — Also hier haben wir wohl nichts mehr zu suchen. Sorgen Sie dafür, daß der Bock hereingeschafft wird."

Erna hatte die Schusterkate erreicht. Sie fand Riemann allein in der Werkstatt. Es lagen einige Paare Bauernschuhe herum, die ausgebessert werden sollten. Sonst war von Arbeit nichts zu sehen.

„Ich danke Ihnen, Fräulein," sagte der Schuster. „Das da ist gewiß eine heimliche Weihnachtsarbeit, und Ihr Herr Vater wird nichts davon wissen. Sonst hätte er es wohl nicht erlaubt."

„Doch, Riemann, er weiß es."

„Das wundert mich. Als ich heimkam, stand er auf meiner Seite, aber nun hat er mich in einem neuen Verdacht. Es löst immer eines das andere ab."

Erna war ein keckes Mädchen, die kein Blatt vor den Mund nahm. Sie setzte sich auf einen Stuhl und

sah den Schuster fest an. „Früher haben Sie doch auch gewildert, Riemann!“

„Hab' ich auch, Fräulein. Es steht in meinen Akten, und wenn ich's nicht hätte bezeugen können, dann säße ich noch heute im Zuchthaus. Aber mein Gewehr haben die Herren beschlagnahmt; es liegt unten auf dem Amt. Glauben Sie, Fräulein, daß ich mir aus Flicklappen ein neues schaffen kann?“

Erna reichte dem Schuster die Hand. „Nein, Riemann, ich denke, Sie haben genug daran. Nur wenn der andere freikommt — den Hecker meine ich — dann nehmen Sie sich in acht. Alte Kameradschaft kann wieder neu werden.“

„Ja,“ sagte der Schuster finster. „Wir waren in der Freiheit Kameraden, und wir waren es im Zuchthaus. Ob der eine schuldig ist und der andere unschuldig, das macht nichts aus, das Zuchthaus kittet zusammen wie die Schulbank. Ich fürchte mich davor, wenn er freikommt — er wird seine Rechnung machen.“

Wenn da auf dem Stuhl statt des jungen Mädchens ein alter grämlicher Kriminalist gesessen hätte, der wäre sicher stutzig geworden und mißtrauisch. Denn Rechnungen macht man für ein Verdienst; die Wahrheit aber ist kein Verdienst für gewisse Leute, sondern nur die Lüge ist es.

Aber Erna achtete nicht darauf. „Ich muß Sie noch vor jemand warnen,“ fuhr sie fort. „Die alte Walther führt böse Reden gegen Sie.“

Der Schuster zuckte bei dem Namen auf seinem Schemel zusammen. Er murmelte: „Sie hat nicht ihre Sinne beisammen, Fräulein. Aber es ist wahr, wenn ich ihr in den Weg komme, droht sie mit der Faust. Wenn die Kate eines Tags brennt, so weiß ich, wer's getan hat. Es ist ein Feuer mehr, was mein Leben frißt.“

Erna sagte etwas von einem guten Gewissen, und der Schuster hob wieder den Kopf.

„Ja, Fräulein, das hab' ich. Wenn das Gewissen von anderen Leuten nur so gut wäre. Der Müller da unten in der Springmühle — einen Meineid will ich ihm nicht vorwerfen, aber wenn der besser seine Augen aufgemacht hätte zu einer Zeit, wo das Mondlicht die Leute narrt, er hätte nicht die Richter genarrt, nicht das Recht und meinen guten Namen. Vielleicht kommt noch die Zeit, wo es ihn gereut."

Er nahm seine Ahle — er hatte sich natürlich eine andere anschaffen müssen — und stieß das spitze Ding neben sich in das Fensterbrett hinein. Mit einer kurzen, festen Bewegung stieß er zu, als wenn unter seiner Hand kein Holz, sondern etwas anderes gewesen wäre.

Erna fühlte, daß es ihr kalt über den Rücken lief. „Riemann," sagte sie, „der Müller ist Ihnen also verhaßt."

„Er hat mich auf meine rechte Backe geschlagen," murmelte der Schuster, „soll ich ihm auch die linke hinhalten? Das steht in der Bibel geschrieben, aber man kann es nicht von einem Menschen verlangen, der gelitten hat wie ich. Nein, Fräulein, das geht über unser Vermögen."

Noch einmal machte das junge Mädchen den Versuch, diesen finsteren Mann milder zu stimmen. „Es gereut den Müller mehr, als Sie denken, Riemann. Er findet des Nachts keinen Schlaf, er geht mit Licht im Hause umher, die alte Walther hat es gesagt, denn die findet auch keine Ruhe."

Riemann horchte auf. „Er geht herum im Hause, Fräulein? Das war sonst nicht seine Mode, so viel weiß man doch von seiner Nachbarschaft, wenn sie auch einen Büchsenschuß weit abliegt. Ei, ei, also nicht ein-

mal mehr im Bett duldet es ihn? Da sollte man ja beinahe denken, daß der Eid, den er geschworen hat, noch brüchiger ist, als es den Anschein hat. Drinnen im Zuchthaus, Fräulein, gab es eine ganze Menge, denen die Schwurfinger brannten, und das waren immer die Unruhigsten. Sie hatten solche Gewissensangst, daß sie sich ins Lazarett meldeten, wenn der Pastor die große Meineidspredigt gehalten hatte. Und Ihnen, Fräulein, ist das auch nicht recht, wenn ich davon rede, denn nun stehen Sie auf und wollen fort, und das bißchen Licht geht wieder aus meiner Schusterkate."

„Sie haben ja Ihre Tochter, Riemann. Wo ist die denn heute?"

„Unten in Thalheim, Fräulein. Das bißchen Flickwerk bringt nicht genug für zwei ins Haus. Sie geht aufs Schneidern. Die Kost und eine Mark Tagelohn. So viel kann ich nicht einmal verdienen. Ja, es ist ein Glück, daß ich das Mädchen habe, aber Kinder sind wie die Tauben, Kinder sind Feldflüchter. Wie lange wird es dauern, Fräulein, dann fliegen Sie auch aus."

Mit diesem prophetischen Wort ging Erna heim. Es hatte sich wie ein kleiner glimmender Funke in ihr Herz gesetzt und schwelte dort weiter.

Es braucht nur ein Hauch zu kommen, der hineinbläst, und die Flamme schlägt auf.

Anbringetag hatten sie da unten in Thalheim auf dem Gericht.

Das war eine segensreiche Veranstaltung, die der Amtsrichter Wolff getroffen hatte und die eigentlich gar nicht in der Geschäftsordnung vorgesehen war. Das Beste steht ja nie drin.

An einem Tag in der Woche kamen sie alle, die da mühselig und beladen waren, nur im irdischen Sinne, das versteht sich, nur in dem allein. Die Männlein und die Weiblein, Friedfertige und Streitsüchtige, Alte und Junge, Arme und Ärmere.

Aufgeschrieben wurde nichts. Denn was in den Akten steht, das frißt sich weiter wie ein Geschwür, und es muß heraus in einem Urteil, das stets gescholten wird.

Der Amtsrichter gab Rat. Er schlichtete und beugte vor, er belehrte, tröstete und schalt, wie das gerade paßte, und am Ende gingen sie alle mit guten Vorsätzen in ihre Waldhütten zurück.

Heute waren besonders viele dagewesen. Der Schäfer von Gröde hatte den Köhlerhans schwarzer Satan tituliert und der Köhlerhans den Schäfer als Oberschaf — da wollten sie einander verklagen. Der Amtsrichter aber sagte, sie hätten beide ja nur bildlich geredet, und die Sache sei ausgeglichen. Schließlich sahen sie das selbst ein.

Der Wurzelfrieder und die Schneiderliese stritten sich um einen alten Weidenbaum, der auf der Grenze ihrer Grundstücke stand, und sie wollten den Katasterbeamten hinaus haben, der noch einmal vermessen lassen sollte. Der Amtsrichter aber riet ihnen, sie sollten den Baum umhacken und je zur Hälfte in ihren Ofen stecken, denn es wäre ein kalter Winter, und dann brauchten sie kein Holz zu mausen.

Es ging ihnen ein Licht auf, und sie zogen heim.

Auch der Bürgermeister von Gröde kam mit einer Sorge.

Das alte Weib, die Walther, würde immer hintersinniger. Sie müßte wohl auch nächstens in eine Anstalt, und das koste die arme Gemeinde viel Geld.

„Wird sie gefährlich?“ fragte Wolff.

„Das ist so 'ne Sache, Herr Amtsrichter. Ihr Haß geht ja nur auf den Riemann. Sie möchte ihm das Haus anzünden. Und das wäre ja weiter nicht schlimm, denn die Schusterkate liegt weit ab vom Dorf, aber so eine vergreift sich auch und nimmt das unrichtige Haus.“

Wolff sann nach. „Solange sie davon redet, ist es wohl nicht schlimm. Wahrscheinlich komme ich in den nächsten Wochen selbst hinauf nach Gröde, da will ich mich einmal überzeugen, wie die Sachen liegen.“

Zuletzt kam der Wachtmeister Kunze. Der hatte natürlich nichts anzubringen, sondern er berichtete nur allwöchentlich über die etwaigen Vorkommnisse, damit das Gericht doch auf dem laufenden blieb.

Heute war er sehr einsilbig. Es ging schon gegen Mittag und der Amtsrichter fühlte sich abgespannt.

Er wollte der Sache rasch ein Ende machen und sagte: „Also oben und unten nichts Neues, Herr Wachtmeister? Das ist ja erfreulich.“

Der alte Knasterbart gab sich einen Ruck. „Unten nichts, Herr Amtsrichter. In Thalheim wird es wohl erst losgehen, wenn der Hecker wieder freikommt, und das dauert noch bis zum Mai. Und oben? Na ja, wie man es nimmt.“

Mit „oben“ war allemal Gröde gemeint, dieses Kreuz des Bezirks.

Wolff hob den Kopf. „Also in Gröde ist's wieder mal nicht richtig?“

„Ich komme ja alle paar Tage hinauf, Herr Amtsrichter, oder besser gesagt, alle paar Nächte. Denn die Richtigen zeigen sich nur bei Nacht. Von dem übrigen Pack will ich nicht reden, das fährt überall herum, und wenn ich einen stelle, dann sagt er, er ginge spazieren.

Im Winter, Herr Amtsrichter, und bei der Kälte! Na, man weiß wenigstens, was sie vorhaben — was andere vorhaben, das weiß man aber nicht."

„So sprechen Sie doch deutlich, Kunze!"

„Den Mund möchte ich mir nicht verbrennen. Es gibt ja wohl auch Nachtwandler."

„Nu aber 'raus mit der Sprache!"

Der Alte war ein vorsichtiger Mann, er redete gern gelegentlich in Parabeln. Jetzt kratzte er sich hinter den Ohren. „Na ja, Herr Amtsrichter, ich meine nämlich eigentlich den Müller Jahn."

Wolff konnte nicht anders, er mußte lachen. „Sie sind ein Gespensterseher, Kunze! Daß der Müller Jahn an Schlaflosigkeit leidet, wissen wir alle, und da ist es natürlich, wenn er mal aufsteht. Ich habe schon von anderer Seite gehört, es sei bisweilen Licht in der Mühle, wenn andere Leute schlafen."

„Bisweilen, Herr Amtsrichter? Nacht für Nacht. Und das kann uns ja auch gleich sein, in dem eigenen Hause darf jeder machen, was er will." Er sann einen Augenblick nach und rückte an seinem Koppel. „Auf der öffentlichen Landstraße wohl eigentlich auch — nicht wahr, Herr Amtsrichter?"

„Wenn sonst nichts geschieht. — Aber Sie wollen doch nicht behaupten, Kunze —"

„Ich behaupte gar nichts, Herr Amtsrichter. Daß der Müller bei Nacht aber sein Haus verläßt, ist richtig, denn ich habe ihn selber gesehen."

„Haben Sie ihn auch angesprochen?"

„Nein, wozu auch? Daß er nicht aufs Mausen ausgeht wie die Gröbener Rasse wird wohl jeder glauben. Der hat ja Geld genug."

„Sah er Sie, Herr Wachtmeister?"

„Wohl schwerlich. Bei Nacht trage ich die Mütze,

da blinkert nichts. Und es gibt auch Hecken und Zäune."

„Also doch vigiliert!" sagte Wolff lächelnd, wenn auch mit einem leisen Unbehagen.

Der Alte richtete sich stramm auf. „Unsereins ist immer im Dienst. Wenn der Herr Amtsrichter nachts des Weges kommen sollten, dann vigiliere ich auch. Und wenn ich den Herrn Amtsrichter erkannt habe, dann salutier' ich."

Er tat es und machte kehrt.

Aber Wolff hatte noch eine Frage. „Wohin der Müller geht, das wissen Sie nicht?"

„Nein, Herr Amtsrichter."

„Sollte es sich wieder so treffen, dann gehen Sie ihm doch nach."

„Zu Befehl, Herr Amtsrichter."

Hinterher ärgerte Wolff sich über diese Anordnung. Jahn war ein sehr gut beleumundeter, sogar ein angesehener Mann, und wenn er aus Mangel an Schlaf die frische Luft aufsuchte, so ging das keinen Menschen etwas an. Auffällig blieb es freilich immer, besonders um diese Jahreszeit. Nun, die Menschen sind bisweilen wunderlich und haben ihre Steckenpferde.

Inzwischen war die Essenszeit herbeigekommen, und der Amtsrichter machte Schluß. Er brauchte nur eine Treppe hinaufzugehen, um in seine Dienstwohnung zu gelangen, die nach Art solcher Schlösser viel zu groß für ihn war und von einer alten Haushälterin in Ordnung gehalten wurde.

Da kam Eichler angekeucht.

„Also gerade noch vor Torschluß," sagte er. „Ich bin Ihren verwünschten Berg hinaufgekraxelt wie eine Geiß, denn die Herren vom Gericht sind höllisch fix

mit dem letzten Punktum. Haben Sie noch eine halbe Minute Zeit?“

„Für Sie immer, Herr Oberförster. — Aber was haben Sie denn da für einen feinen Zwilling bei sich? Den habe ich bei Ihnen ja noch gar nicht gesehen!“

Der Alte schmunzelte. „Ein Jägerauge haben Sie doch, Amtsrichterchen. Leider gehört das Ding nicht mir, sondern ist ein Korpusdelikti und für Ihre alte Rumpelkammer fast zu schade.“

Er erzählte kurz den Hergang, und Wolff machte ein sehr tiefsinniges Gesicht.

„Wissen Sie was, Herr Oberförster,“ sagte er, „diese Sache muß begossen werden. Im Wein liegt überall die Wahrheit. Nehmen Sie an meinem ärmlichen Mittagsmahl teil.“

„Besser als bei Timpe wird es jedenfalls sein,“ erklärte Eichler. „Aber dann komme ich auch gleich mit der Revanche. Den Weihnachtsabend bringen Sie bei mir zu, das ist ja doch die Strafzeit der Junggesellen. Und für ein Nachtlager findet sich auch noch Raum in der Blockhütte.“ —

Eine Viertelstunde später saßen sie einander gegenüber und stießen an. Der Amtsrichter hätte am liebsten sofort ein Garn von seiner Einsamkeit gesponnen und wie er sich auf den Weihnachtsabend freue, aber der Zwilling stand drohend in der Ecke und harrte seiner Erledigung.

Eichler fing zuerst davon an. „Meine Gröbener kommen hier nicht in Frage,“ sagte er. „Sie kennen ja die Schießprügel, die wir dann und wann bei ihnen beschlagnahmen; der beste ist keinen Schuß Pulver wert. Haben Sie einen Vers darauf?“

„Einen ungereimten, Herr Oberförster.“

„Los damit!“

Wolff erzählte die Beobachtungen des Wachtmeisters Kunze.

Der Alte kriegte vor Lachen einen Bissen in den Hals. „Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Amtsrichter, aber diese Geschichte kommt mir denn doch zu komisch vor. Ich sitze nun dreißig Jahre in diesem blutigen Gröde, und der Müller sitzt noch viel länger auf seiner gesegneten Springmühle, aber darauf sind meine Gedanken noch nicht verfallen. Was? Es sollte in der Gegend einen Wilderer geben, den ich nicht kenne? Haus bei Haus will ich Ihnen die Kerls namhaft machen, die sich mit dem Geschäfte abgeben. Ich brauche bloß hinzugreifen, dann habe ich die Bescherung. Aber ich muß die Bande doch auf der Tat ertappen. In die Springmühle ist jedenfalls kein Gewehr hineingekommen, solange ich Oberförster in Gröde bin, und bei einer Haussuchung würde ich nur alte Kalender und ähnliche Schmöker finden."

Der Amtsrichter nickte dem Zwilling zu. „In der Mühle ist der freilich nicht gefunden worden. Aber warum sollte er nicht dahin gehören?"

„Weil es nicht in der Familie liegt, Freundchen. Auf die moralische Seite pfeif' ich. Vor Ihrer Zeit haben wir hier einen Aktuar gehabt. Der Mann war die Pflichttreue selbst, aber eines Nachts erwischten sie ihn auf dem Anstand, und er mußte über die Klinge springen. Der hatte es im Blut, aber die Jahns haben es nicht darin, keiner von ihnen, solange man zurückdenken kann. Geschäftsleute waren sie, Geld haben sie verdient, rechnen konnten sie — ein richtiger Wilddieb aber stiehlt auch die Tage, um von der Nacht nicht zu reden. Das ist meine Ansicht."

„Aber Kunze hat den Müller doch auf der Landstraße gesehen, Herr Oberförster!"

„Kunze sollte gelegentlich einmal Gras fressen! Sind meine Rehböcke auf der Landstraße? Ein- oder zweimal mag er ihn gesehen haben. Ich weiß nicht, wie einem schlaflosen Manne zumute ist, ich säge jede Nacht meinen Ast. Aber ich kann's mir vorstellen. Aus der Haut kann man nicht herausfahren, da fährt man aus dem Bau. Er hat wohl auch seine Sorgen."

„Wegen dem Eide, Herr Oberförster?"

„Zusammenhängen wird's wohl damit. Nehmen wir mal an, daß der Müller sich damals geirrt hat, scheußlich ist so was immer. Und der Riemann trägt es ihm schwer nach. Meine Erna —"

Wolff war sehr interessiert und schenkte dem Alten ein.

„Meine Erna war nämlich gestern in der Schusterkate, wegen der gestickten Zigarrentasche — nä, stopp, wegen der gestickten Morgenschuhe. Das geht Sie weiter nichts an. Und da kommt der Riemann auf den Müller zu reden. Die Ahle hat er ins Fensterbrett gestoßen, daß es meinem Mädel kalt über den Rücken lief, und was er dazu redete, das war keine Sphärenmusik. Stellen Sie sich das mal vor, Herr Amtsrichter, wenn Sie einen Feind hätten und der hantierte so mit dem Messer — ich glaube, Sie würden sich in einer einsamen Mühle auch nicht besonders behaglich fühlen."

Wolff merkte es wohl, der Wind hatte sich bei dem Alten gedreht, und er wehte dem Schuster konträr. „Ich denke, der Riemann hat vorläufig genug," sagte er.

„Drei Jahre Zuchthaus — jawohl, und mit all dem Gesindel beisammen. Meinen Sie, Herr Amtsrichter, daß er da Gutes lernt? Rache lernt er und wie man die Rache ausführt. Es wird ja wohl nicht zum Schlimmsten kommen, aber wenn mal was auf der Mühle

passieren sollte, dann weiß ich wenigstens ganz genau, wie die Spur läuft.“

Das war keine Unterhaltung, die auf Liebesdinge hinübergleiten konnte, und der Amtsrichter rückte ungeduldig auf seinem Stuhl.

Aber als der Alte sich ausgepoltert hatte, nahm er einen tiefen Schluck. „Na, Ihr Wein ist wenigstens nicht in Gröde gewachsen. Mich dünkt, Amtsrichterchen, Sie können es in Ihrem Bau aushalten.“

„Der kommt nur für besonders werte Gäste auf den Tisch, Herr Oberförster. Übrigens ist es schrecklich einsam in diesem Bau.“

„Platz genug — was?“

„Zehn Zimmer,“ sagte Wolff seufzend. „Drei davon bewohne ich — sieben stehen leer.“

Sie waren beide sehr nachdenklich geworden, und der Oberförster brach bald auf.

Als er in Gröde angelangt war, scheuchte er Erna aus der Stube und sagte zu seiner Frau: „Also die Einladung habe ich von der Seele. Er ist auch in seinen vier Wänden menschlich, nur in Beziehung auf den Müller Jahn rappelt's bei ihm. Im übrigen hat er sieben leere Zimmer, wenn was aus der Geschichte werden sollte, dann muß auf die Aussteuer gespart werden. Heute abend essen wir Kartoffeln und Hering.“

Bei den waschechten beglaubigten Dichtern schneit es um die Weihnachtszeit, aber die Natur ist nicht immer so gefällig, ihnen die Stange zu halten. Es trat ein greuliches Tauwetter ein. Von den Bergen kam das Wasser in Strömen, und bei Timpe am Tor lief der Keller voll. Davon wurde das Bier nicht besser, und die Herrenstube stand verwaist.

Amtsrichter Wolff zog Wasserstiefel an, denn er sollte ja heute am heiligen Abend zu Eichler hinauf. Es dünkte ihn nicht richtig, einen Wagen zu nehmen, wo wäre dann das Sprichwort von den „Freiersfüßen“ geblieben?

Es sollte aber doch anders kommen.

Als er in seinen Lodenmantel gewickelt über den Marktplatz ging und Timpe ihm vom Torweg aus „Vergnügte Feiertage!“ nachrief, kam Doktor Berger in seinem Einspänner gefahren. Er hielt still und fragte den Amtsrichter nach Weg und Steg.

„In die Berge hinauf,“ sagte Wolff vorsichtig.

„Diese Absicht habe ich auch. Wollen Sie mitfahren?“

Ganz wohl fühlte sich der Amtsrichter nicht bei der Sache. Man tritt ja allerdings seinem Rivalen gelegentlich auf die Hühneraugen, aber sich von ihm auf die Freite karren zu lassen, ist im allgemeinen nicht Mode.

Dem Doktor aber war es langweilig, allein zu fahren; er quetschte seine dicke Gestalt in die Ecke, und Wolff schlüpfte unter das Schutzleder.

„Wie ein Vielliebchen,“ sagte Timpe zu seiner Frau, als er den beiden nachsah.

Es regnete nicht, aber man konnte aus dem Nebel Backsteine formen, und der Doktor begann eine medizinische Vorlesung zu halten.

„Der schmeißt sich auf die Brust,“ sagte er. „Im allgemeinen kann die Waldrasse ja was vertragen, aber wenn es anfängt zu nässeln, dann kriegt die zäheste Katze es mit dem Husten. Der Müller Jahn hat auch daran glauben müssen.“

„Fahren Sie zu dem?“

„So nebenbei. Mein Hauptzweck ist die alte Walther

in Gröde. Das Frauenzimmer wird immer verrückter, und ich soll sie auf Gemeingefährlichkeit untersuchen. Ekeliger Weiberkram! Sind Sie vielleicht auch darum unterwegs?"

„Doch nicht," sagte Wolff verlegen. „Eigentlich habe ich im Forsthause zu tun."

„Nanu?"

„Nämlich, Sie wissen vielleicht, daß der Oberförster zugleich Standesbeamter ist. Und da wollte ich einige Register bei ihm einsehen —"

Das Lügen wurde dem Amtsrichter sauer, und da der andere ihm darin über war, so fand er auch wenig Glauben.

Sie fuhren weiter, und je höher das Gebirge um sie aufstieg, desto trauriger wurde im Nebel die Gegend, die unter der Hülle von Schnee und Eis sonst ihresgleichen suchte. Die Bäume trieften von Nässe, und an dem stumpfschwarzen Gestein rieselte unablässig das Wasser mit melancholischem Tropfenfall. Bisweilen strich eine Krähe tieffliegend über den Weg, und dann schnob der Gaul und drängte den Wagen gegen den Abhang.

„Mich dünkt, es liegt etwas in der Luft," sagte der Doktor, der leicht von Stimmungen beeinflußt wurde. „Sehen Sie doch nur in den Wald hinein, wie das dunstet und dampft — das ist, als ob er ein Geheimnis hätte, und er möchte es von sich losringen."

„Sind Sie abergläubisch, Doktor?"

„Man wird es fast zwischen diesem Spuk! — Da drüben kommt die Schusterkate zum Vorschein, wie ein Pilz, der mitten im Sumpf steht. Die alte Walther soll ja gedroht haben, sie wollte das Gerümpel anstecken. Na, das brennt wohl kaum, das gibt nur einen häßlichen Qualm."

„Und doch täte es gerade diesem Manne not, daß

volles Licht in seine Sache hineinkommt," sagte der Amtsrichter.

„Wenn die Herren vom Gericht nicht hineinleuchten können, wer soll es dann tun? Es ist mir leid um ihn, was er auch getan haben mag; aber das gehört auch zu den Geheimnissen, die der Wald festhält. — Na, da hätten wir Gröde ja glücklich vor uns — das liebliche Lausenest. Soll ich Sie bei der Oberförsterei absetzen?"

Der Amtsrichter dankte, er wollte nicht, daß seinetwegen ein Umweg gemacht würde. Vielleicht stand doch jemand unter der Tür oder wenigstens am Fenster und schaute nach ihm aus — und dann kam die ganze Lügenpastete ans Licht.

Unten in der Springmühle war ein ganz fremder Gast eingekehrt. Solange diese alten Mauern standen, war in ihnen von Krankheit eigentlich niemals die Rede gewesen. Das zähe Geschlecht der Jahns wurde alt, legte sich eines Tages hin und starb ohne viel Geräusch. Nur einige von den Frauen, darunter auch Gustavs Mutter, hatten eine Ausnahme gemacht.

Auch der jetzige Besitzer wußte nichts von Gebresten. Er hatte sich zwar niemals gegen Wetter und Wind abgehärtet, aber die Waldluft strich frisch genug durch das Springtal, um die Lungen auch ohne dies zu stärken — außerdem war er trotz seiner weißen Haare noch gar nicht so alt.

Und nun hatte es ihn gefaßt.

Nicht plötzlich, wie das überall im Leben vorkommt, nicht wie ein Sturmwind, der uns schüttelt und ein paar Risse gibt und dann wieder abfährt, sondern leise und schleichend.

Nicht gepackt hatte es ihn, sondern nur angetastet.

Zuerst mit einer gewissen Nervosität. Die konnte sehr wohl daher stammen, daß er so wenig schlief und so viel in alten Schriften herumschmökerte, aber er wurde allmählich schreckhaft.

Da war ihm vor acht Tagen die alte Walther begegnet, nach ihrer Gewohnheit plötzlich hinter einem Busch auftauchend wie ein Gespenst. Und sie hatte den Müller angeredet. Ob es ihm ebenso schlecht ginge wie ihr, daß er nirgends Ruhe fände und Schlaf — sie könnte es ja bei Nacht von ihrem Fenster aus beobachten, wie das Licht in der Mühle wandern täte.

Nach dieser Begegnung war der Müller heimgekommen und hatte über Herzklopfen geklagt. Er schalt, daß man das alte Weib so frei herumlaufen ließe; da könnte ja einer mal den Tod kriegen, wenn sie plötzlich aus den Büschen hervorbräche.

Das Herzklopfen hatte sich zwar gelegt, aber es kam wieder, schon bei ganz nichtigen Veranlassungen, zum Beispiel, wenn der Briefträger kam, oder wenn an die Tür geklopft wurde.

Da fing Gustav an vom Doktor zu sprechen.

Aber das machte den Alten ganz wild. Der Doktor hätte nichts in der Springmühle zu suchen. Sie wären alle uralt geworden, und er selbst, der Müller, würde es seinen Vorfahren zuvortun. „Hundert Jahre!“ sagte er und fuhr mit der Hand nach dem Herzen.

Nun warf er sich auf die Arbeit. Bis spät abends stand er in der Mühle und warf mit den Säcken herum, als ob es Gummibälle wären; dazwischen aber setzte er sich oft auf den Mehlkasten und stöhnte.

Am Tag vor dem Weihnachtsabend legte er sich.

Irgend ein besonderes Leiden trat bei ihm nicht zutage. Wenn Gustav nach seinem Befinden fragte, hatte

er immer dieselbe Antwort: „Ganz gut, mein Junge; es ist nur die Unruhe, die Unruhe. Aber das gibt sich.“

Endlich schickte der Sohn hinter dem Rücken des Alten zum Arzt. Und Doktor Berger ließ sagen, er würde morgen vorbeikommen; es wäre wohl nichts anderes als der verwünschte Nebel.

Wenn Doktor Berger versprochen hatte, gelegentlich einmal zu kommen, dann konnte man bisweilen lange auf ihn warten, und Gustav traute der Sache auch nicht allzusehr. Aber als schon hie und da die Weihnachtslichter in Gröde aufleuchteten — ein Tannenbaum war da oben kein Luxus — hauderte der bekannte Einspänner die Landstraße entlang, und weil gerade ein Windstoß den Nebel zerriß, erkannten die scharfen Augen des jungen Müllers auch den Amtsrichter.

„Was der wohl in Gröde will?“ sagte er zu dem Mahlburschen.

„Wo der Doktor ins Haus kommt,“ meinte der, „da kriegt das Gericht auch zu tun. Am besten fahren sie gleich zusammen.“

Die Andeutung auf das kommende Erbe war nicht gerade zart, und Gustav wendete sich schweigend ab; aber das Wort fraß sich doch in ihm fest. Wenn der Alte wirklich schon Schicht machen sollte, dann mußte die Sache mit Annemarie doch ins reine kommen, denn darauf warten, daß der Wald seine Geheimnisse hergab, hieß wohl Wasser mit einem Sieb schöpfen und Steine zu Mehl mahlen.

Bevor Gustav zu seinem Vater ging, um ihn auf das Kommen des Arztes vorzubereiten, sah er noch einmal nach der Schusterkate hinüber.

Da war ein sehr kleines Licht, wie es wohl über einer Werkstatt brennt oder über einer Näharbeit, aber mit dem Flimmern von Weihnachtskerzen konnte es

so wenig verglichen werden wie die Hoffnung mit der Erfüllung und wie die Vermutung mit der Wahrheit.

Es war eine gewisse Ähnlichkeit zwischen diesem armseligen Häuschen und der stattlichen Springmühle, denn auch unter ihrem Dach wurde kein Tannenbaum angezündet, und die Dunkelheit lagerte im Tal wie auf der Höhe.

Auch der Müller Jahn brannte ein kleines Licht. Er lag im Bett und hatte wieder einen Anfall von Herzbeklemmung überstanden. Als Gustav bei ihm eintrat, trocknete er sich den Schweiß von der Stirn.

„Ich glaube, ich habe nie ein gesundes Leben geführt,“ sagte er. „Immer in dem Mehlstaub oder über dem Schreibtisch! Wenn ich klug gewesen wäre, so hätte ich es dem Gesindel in Gröde nachgemacht. Die pirschen auf den Rehbock und kriegen Tannenluft in die Lungen. Es ist schade, daß die Jahns keine Anlage zu solchen Dingen haben.“

Gustav wunderte sich über diese Bemerkung. Sie sollte natürlich nur ein Scherz sein, aber der Scherz hatte einen häßlichen Beigeschmack.

„Ich hab' den Doktor bestellt,“ sagte er. „In einer halben Stunde wird er kommen.“

Der Alte horchte auf. „So? Den dicken aus Thalheim? Gehe ich dir nicht schnell genug um die Ecke?“

„Ich will wissen, was es mit dir ist, Vater.“

„Der wird's dir auch nicht sagen. Der ist kein Rätselrater.“

„Du hast ihn doch sonst gelobt! Zum Beispiel in der Waltherschen Sache hast du ihm immer recht gegeben.“

Der Müller wurde nachdenklich. „Er mag ja auch was wissen. Ich meine nur, man soll nicht gleich um jede Lumperei zum Doktor laufen. Die klopfen

und horchen, und schließlich finden sie was, wo gar nichts ist."

„Du hast es aber doch mit dem Herzen, Vater."

„Damit haben wir es alle — du auch. Aber gestorben ist noch keiner dran."

Wenn die Gelegenheit günstiger gewesen wäre, so hätte Gustav jetzt von Annemarie angefangen, denn es war doch heiliger Abend und das Fest der Liebe; aber der Müller japste wieder nach Luft und sagte, am besten wär's, wenn man ihn allein ließe.

Endlich kam der Arzt.

Er brachte einen feuchten Nebelhauch mit sich, trat in der Stube an den geheizten Ofen und begann von dort durch die offene Kammertür eine Unterhaltung mit dem Müller.

„Na, Herr Jahn," sagte er, „hat es Sie auch mal beim Schlafittchen? Zipperlein wird es nicht sein, hahaha, ich glaube, damals nach dem Schwurgericht haben Sie zum ersten Male in Ihrem Leben zwei Halbe getrunken."

Der Müller murmelte etwas Undeutliches.

„Ja, ja," fuhr Berger fort, „Leute von Ihrer Art sind das Kranksein nicht gewöhnt. Ihretwegen wäre ich auch nicht heraufgekommen, aber der Landrat hat mich auf die alte Hexe, die Walther, gehetzt. Sie soll verrückt sein, ist es aber nicht, denn sie hat ganz vernünftig mit mir geredet. Fiele ihr gar nicht ein, sagte sie, dem Schuster das Gelumpe anzustecken — sie wäre jetzt auf eine neue Idee gekommen, und der Schuster könnte möglicherweise wirklich unschuldig sein."

Doktor Berger horchte wieder nach der Kammer hin. Es war seine Gewohnheit, die Patienten erst mal zu zerstreuen, bevor die Untersuchung los ging, und wärmen wollte er sich auch erst.

Als der Müller gar nichts antwortete, ging er in die Kammer und stellte sich vor das Bett; aber plötzlich griff er nach der Lampe und hielt sie hoch.

Jahn war ohnmächtig geworden.

Das kam wohl bei Weibern vor, die sich aufregten und fürchteten, sobald der Arzt in Sicht kam, denn sie dachten immer an das Besteck mit den unheimlichen Instrumenten; aber der Müller war doch ein ruhiger Mann — den warf so leicht nichts um.

Die Hausgenossen wurden zusammengerufen, man brachte Wasser, und Doktor Berger holte aus dem Wagenkasten seine Handapotheke. Es dauerte ziemlich lange, bis sie den Kranken wieder zum Bewußtsein gebracht hatten, und dann war er so matt wie eine Herbstfliege.

Der dicke Doktor aber wurde sehr bedenklich.

Er gehörte zu den Leuten, die immer von einem Extrem in das andere fallen; entweder nahm er eine Sache sehr leicht, und das war die Regel, oder sie war schwarz wie die Nacht.

Er untersuchte den Müller genau und winkte Gustav.

„Gehen Sie mal hinaus,“ sagte er leise, „ich habe mit Ihrem Vater zu reden.“

Dann setzte er sich rittlings auf den Stuhl und fing an zu schaukeln.

„Was ich sagen wollte, Herr Jahn, ich bin nämlich mit dem Amtsrichter Wolff heraufgefahren. Er sitzt bei dem Oberförster und guckt in die Standesamtsbücher — hm, wenigstens behauptet er das. Haben Sie eigentlich schon —“

Wie alle dicken Leute war auch Doktor Berger gutmütig, und es fiel ihm sauer, mit seiner Meinung herauszurücken. Er schaute sich um, betrachtete den ganzen Hausrat und hustete.

„Ein schönes Besitztum," fuhr er endlich fort, „und alles auf vier Augen. Ja, ja, unser Leben ist Stückwerk, und der Deubel karrt uns jeden Tag ein Stück weiter. — So, und nun will ich Ihnen eine recht kräftige Medizin verschreiben."

Der Müller war aufmerksam geworden. Trotz seiner Schwäche stützte er sich auf den Ellbogen und sah den Arzt scharf an. „Ich bin kein Kind, Doktor. Geht es mit mir aufs Letzte?"

„Das wollen wir nicht hoffen, Herr Jahn. Aber mit Ihrem Herzen ist das nicht ganz in Ordnung, und eines Tages kann es plötzlich alle sein. Wenn Sie also noch kein Testament gemacht haben —"

„Liegt auf dem Gericht. Also der Amtsrichter ist bei dem Oberförster oben?"

„Ich bin gerne bereit, ihn herzuschicken," beeilte sich Berger zu versichern.

Es war ihm wirklich ernst damit, denn er hielt den Müller für einen todkranken Mann, und außerdem konnte es dem Amtsrichter nicht schaden, wenn der ein bißchen aus der Feststimmung aufgescheucht wurde.

Der Müller kämpfte mit sich. Der Gedanke an ein plötzliches Sterben schien ihn weniger zu beschäftigen als die Folgen eines solchen Ereignisses. Er sah sich um und fingerte an der Decke herum. „Dann wird es wohl das beste sein, Doktor, wenn Sie den Amtsrichter herschicken."

Obwohl der Nebel die größte Neigung zeigte, in einen tüchtigen Landregen überzugehen, war es an diesem Abend in der Oberförsterei doch grenzenlos behaglich. Man hatte das „Blockhaus" mit Rücksicht auf seine dem Unwetter ausgesetzte Lage ganz besonders solide gebaut, und wenn auch das tiefbraune Getäfel

der Zimmer viel Licht verschluckte, so gab die mächtige Edeltanne mit ihren bunten Kerzen desto mehr davon her.

Wolff hatte richtig sein Gast- und Weihnachtsgeschenk in Gestalt einer Zigarrentasche bekommen, und er bewunderte die Perlenstickerei gebührend, obwohl sie den Zigarren Gewalt antat.

Eichler sah sich vergeblich nach seinen Morgenschuhen um. Es stellte sich heraus, daß der Schuster Riemann sie noch nicht abgeliefert hatte, und der Oberförster meinte, so was käme immer noch früh genug, sie wollten sich dadurch die Stimmung nicht verderben lassen.

Die war denn auch der Zeit und der Gelegenheit angemessen. Beim Abendessen saß der Amtsrichter neben Erna, und weil er als Logiergast eingeladen war, so hörte sich das Rauschen des Regens besonders sympathisch an, und er fragte seine Nachbarin, ob der Herr Papa denn auch bei solchem Wetter ins Revier zu gehen pflege.

„An Abenden wie heute natürlich nicht,“ entgegnete sie. „Sonst sind das die Lieblingsnächte der Wilddiebe, und bisweilen muß mein Vater doch das Forstpersonal revidieren. Es hat's nicht jeder so bequem wie die Herren Juristen.“

Darüber entwickelte sich ein kleines Wortgefecht. Wolff schilderte seine Tätigkeit in den schwärzesten Farben, die Akten wuchsen in seiner Phantasie zu Bergen empor.

„Dann haben Sie wohl für gar nichts anderes Zeit und Sinn?“ fragte Erna.

Das wollte er nun auch nicht Wort haben. „Fachsimpelei hassen wir wie die Sünde, Fräulein Eichler. Darum ist das Kneipenleben uns sehr langweilig, und wenn es nicht gar so gräßlich einsam in meiner großen

Dienstwohnung wäre, ginge ich überhaupt nicht mehr zu Timpe."

Erna war ungläubig. „Fachsimpeln können Sie doch gar nicht, Herr Amtsrichter. Wer kommt denn bei Timpe zusammen? Sie, mein Vater, der Doktor. Übrigens, was macht denn der Doktor? Ich habe ihn lange nicht gesehen."

„Möchten Sie seiner nie bedürfen! Heute hat er mich übrigens nach Gröde heraufgefahren."

Das schelmische Mädchen biß sich auf die Lippen. „Ach wirklich! So 'n armer Arzt hat doch keine ruhige Stunde in seinem Leben! Sogar am Christabend nicht!"

„Und Nacht für Nacht!" entgegnete er tiefsinnig. „Das heißt, Doktor Berger wird wohl nur geholt, wenn es gar nicht anders mehr geht."

Man soll am heiligen Abend nichts Übles reden, aber der Amtsrichter war auf dem besten Wege dazu.

Da kam eine Unterbrechung — Annemarie mit den Morgenschuhen. Es sollte ja eine Überraschung sein, und Erna wurde deshalb hinausgerufen. Wolff ging mit, obwohl er nicht gerufen war. Er sagte aber, er wolle sich nach Riemann erkundigen.

In dem düster beleuchteten Flur stand die dunkelgekleidete Gestalt des Mädchens. Sie hatte ein großes Tuch gegen den Regen umgeschlagen, und das schöne blasse Gesicht sah daraus hervor wie bei einer Nonne. Man konnte keinen größeren Gegensatz denken als zwischen ihr und der lichten, fröhlichen Erna, und dennoch war sie eine Braut, während jene es erst werden wollte.

„Mein Vater konnte die Arbeit nicht früher ausrichten," sagte sie. „Er klagt jetzt häufig über die Brust, besonders bei nassem Wetter. Früher war das nicht der Fall."

Der Amtsrichter wußte den Grund. Als Assessor

bei einem Landgericht hatte er oft genug Leute in das Zuchthaus geschickt — bisweilen unter dem Zwang des Gesetzes, mitunter aus freier Entschließung. Dann hatte er Gelegenheit gehabt, eine solche Strafanstalt selbst anzusehen, und seitdem gab er sich das Wort: niemals ohne Zwang!

An diesen Brutstätten der Schwindsucht holten sie sich alle einen Knacks, und wenn dann hinterdrein der Kampf des Lebens kam, gab es Scherben.

Aber man sagt das nicht, man vertuscht es.

„Die Schusterkate liegt wohl etwas feucht," meinte er.

„Ach ja, Herr Amtsrichter, das wohl auch. So warm und trocken wie hier wohnt keiner da oben bei uns. Der Wald schlägt ja mit seinen Zweigen fast an unsere Fenster — der schreckliche Wald!"

Sie ging. Die beiden jungen Leute sahen ihr von der offenen Tür aus nach. Obwohl es sehr dunkel war, und die erloschenen Weihnachtsbäume die Dorfstraße nicht mehr erhellten, konnte man ihre Gestalt doch noch weithin erkennen.

Erna meinte, sie hätte etwas Gespenstiges an sich.

„Wie der Wald," wiederholte Wolff.

„Finden Sie den auch so schrecklich, Herr Amtsrichter?"

„Er hat seine Geheimnisse, Fräulein Eichler. Einige sind häßlich, andere sind schön."

Wie sie so dicht beisammen standen und der Regen ein wenig über sie hinsprühte, da war es eine schöne Gelegenheit, von dem tiefsten Geheimnis zu reden, das wir im Leben zu lösen haben.

Aber so gut sollte es nicht kommen.

Da rasselte nämlich ein Wagen über die Dorfstraße, und als Erna ganz erschrocken sagte, das müsse der Doktor sein, da hielt er auch schon vor dem Forsthause, und Berger fluchte über die Dunkelheit.

„Daß sie dir den Hals bräche!“ knurrte der Amtsrichter in sich hinein.

Es gab einen großen Aufstand. Die beiden Alten hatten drinnen sehr geduldig auf die Rückkehr der beiden Jungen gewartet, aber nun mußten sie doch vor die Tür, und als Doktor Berger sich seines Auftrags vom Müller entledigt hatte, zog Frau Julia ihre Erna beiseite.

„Du,“ sagte sie heimlich, „es geht nicht anders, wir müssen den Doktor zu einem Glas Punsch einladen.“

„Eins wird wohl nicht langen!“ entgegnete Erna. „Nimm nur das Rezept gleich doppelt.“

„Und dann, Erna — den Weihnachtsbaum müssen wir nochmals anzünden — es ist so Sitte.“

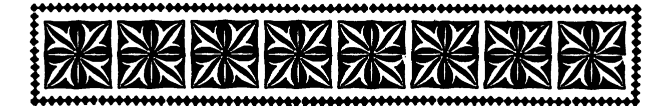
„Ist sonst noch was Sitte, Mama?“

„Ach Gott — eigentlich — eine kleine Gabe — —“

Erna sann einen Augenblick nach, dann lachte sie leise und drückte ihrer Mutter das Paket in die Hand, das Annemarie soeben gebracht hatte. „Da, Mama, die Pantoffeln! Papa hat schon sechs Paar, und dem Doktor kann es nichts schaden, wenn er endlich darunter kommt. Aber eines bitte ich mir aus: von mir sind sie nicht, sie sind dein Geschenk, und das wird ihn wohl ein bißchen abkühlen.“

(Fortsetzung folgt.)





Seltsame Belustigungen.

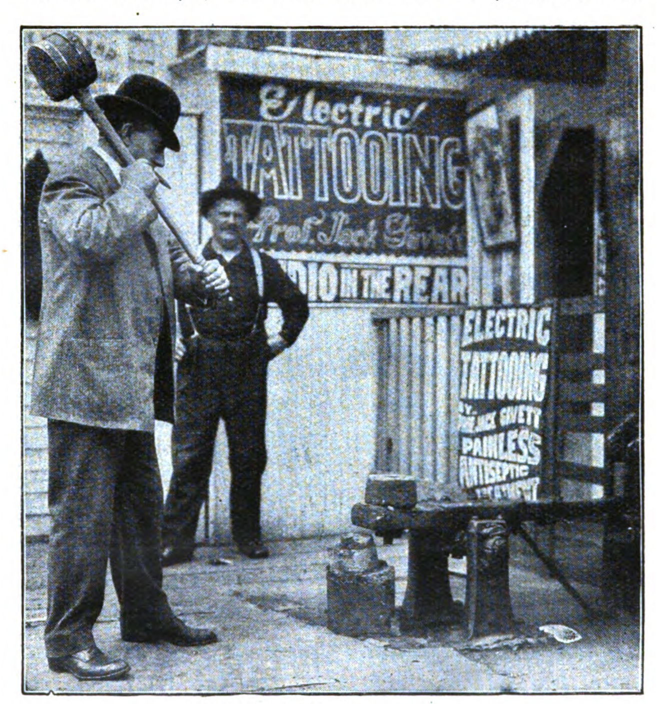
Von M. Elsner.

Mit 8 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Der Mann, der als der erste den Mut hatte, hunderttausend Mark für den Bau eines Riesentoboggan aufzuwenden, bekundete damit eine so sichere Menschenkenntnis, daß ihm der Erfolg seiner Spekulation schon aus diesem Grunde von Herzen zu gönnen ist. Die Idee an sich erscheint ja nicht gerade von überwältigender Genialität, denn ein Blick auf das gigantische Gerüst belehrt uns, daß ein Toboggan nichts anderes ist als die ins Riesenhafte übersetzte Rutschbahn, der wir aus seligen Kindheittagen dasselbe dankbare Andenken bewahren wie dem Karussell, der Schaukel und den grellbunten Panoramabildern mit ihren blutrünstigen Darstellungen von Schlachten, Feuersbrünsten und anderen grausenerregenden Katastrophen.

So tief sind wohl bei jedem von uns die Eindrücke gewesen, die wir von der ersten Bekanntschaft mit diesen Herrlichkeiten empfangen, daß wir uns noch sehr wohl jener seltsam wonnigen, aus Stolz und Bangen gemischten Empfindung erinnern, die uns beim blitzschnellen Herabgleiten auf der schiefen Ebene, bei der schwindelerregenden Umdrehung oder beim Anblick der von anderen ausgestandenen Leiden durchschauerte. Ohne uns dessen bewußt zu werden, liebten wir diese Belustigungen ja eben deshalb so inbrünstig,

weil sie uns immer aufs neue den köstlichen Nervenkitzel eines gelinden Gruselns bereiteten, ein leises Zittern ohne die peinlichen seelischen Erschütterungen der wirklichen Gefahr, versüßt durch die Genugtuung eines vor uns selber und vor anderen bewiesenen Mutes.

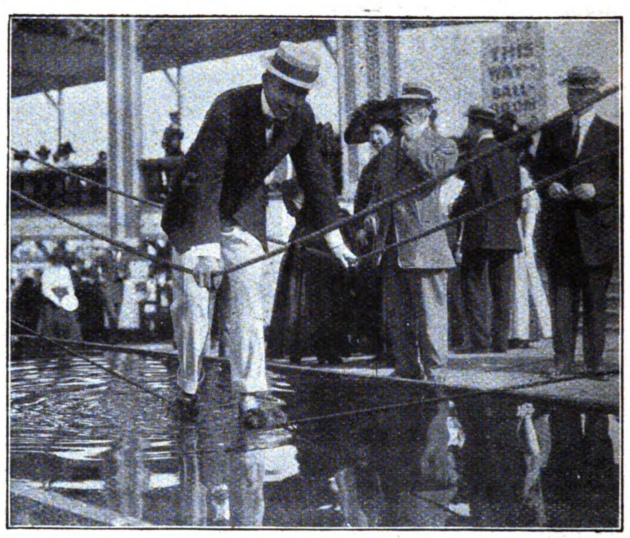


Anstrengendes Vergnügen.

Das waren Kindereien, und Rutschbahn, Karussell und Schaukel wurden uns zu törichtem Kinderspiel, als wir in reiferen Jahren hinlänglich Gelegenheit fanden, zu erfahren, daß man im Kampf des Lebens das Gruseln viel besser lernen kann als in einem herab-

gleitenden Schlitten oder auf einem drehbaren Gestell. So wenigstens meinten wir, wenn wir lächelnd zusahen, wie unsere Kinder sich nach der Väter Weise ergötzten.

Aber der Mann, der sein Vermögen an den Bau

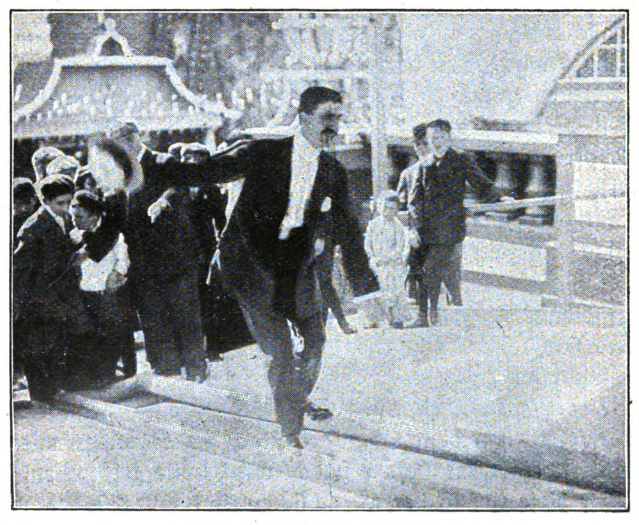


Der Seiltänzerdilettant.

eines „Riesentoboggan“ wagte, wußte es besser. Er wußte, daß die Instinkte und Gelüste des Kindes sich nur der Stärke, nicht aber der Art nach von den Instinkten und Gelüsten des Erwachsenen unterscheiden; er sah in tausendfältig verschiedenen Formen rings um sich her das unersättliche Verlangen nach demselben aufregenden Nervenkitzel, für dessen Erzeugung dem Kinde die simple Rutschbahn genügte, und er folgerte mit verblüffend einfacher Logik, daß man eben nur eine Rutschbahn für Erwachsene bauen

müsse, um das abgetane Kinderspiel plötzlich wieder mit all seinem alten, lockenden Reiz zu umkleiden.

Statt der kurzen schiefen Ebene errichtete er ein ganzes Gebirge mit schroff ansteigenden Höhen und jähen Abstürzen, mit pechrabenschwarzen Tunneln und Kurven, die in rasender Fahrt genommen werden mußten. Die Hebungen und Senkungen der kilometerlangen Bahn wurden mit mathematischer Genauigkeit bis auf die äußerste Grenze zwischen gefahrlosem Spiel und tollkühnem Zirkuswagemut berechnet, und das



Die tückische Laufplanke.

Menschenmögliche wurde aufgewendet, um den Anblick der wilden Fahrt für den Zuschauer herzbeklemmend bänglich zu machen.

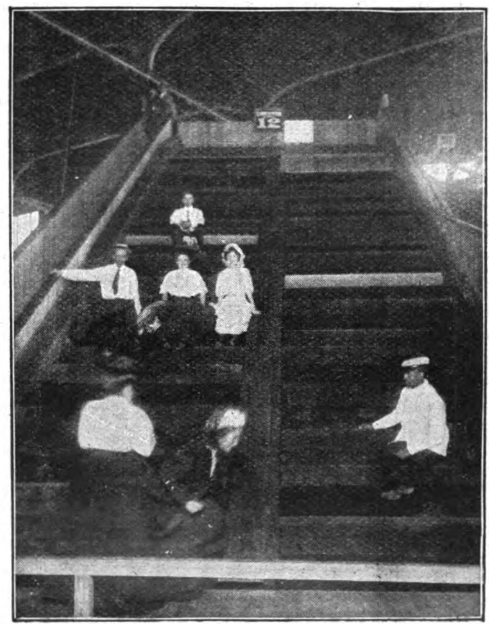
Und siehe, die Erwachsenen drängten sich zu dem Toboggan noch viel ungestümer und eifriger, als sie

sich einst als Kinder zu der Rutschbahn gedrängt hatten. Nicht bloß die einfachen Leute aus dem Volke, die in ihren Vergnügungen ja ohnehin leicht wieder zu großen Kindern werden, sondern in nicht geringerer Zahl die Angehörigen jener Gesellschaftsschichten, die sonst gewöhnt sind, ihren Hunger nach prickelnden Nervenreizungen im Theater, vor der Spezialitätenschaubühne oder hie und da auch im Gerichtssaal zu stillen. Die Sommergarten- und Jahrmarktbelustigungen waren mit einem Schlage zur fashionabeln Ergötzung für die elegante Welt geworden, und die grandiosen Vergnügungsgärten, die „Weißen Städte" und „Lunaparke" wuchsen in den amerikanischen und europäischen Metropolen wie Pilze aus der Erde. Ein neues Arbeitsfeld voll unbegrenzter Möglichkeiten war spekulativen Köpfen durch den Erfolg des ersten Riesentoboggan erschlossen worden, und unter den Unternehmungsmutigen war kaum einer, der mit seinen Berechnungen nicht überreichlich auf die Kosten gekommen wäre.

Wurde es doch dem klugen Beobachter gar bald offenbar, daß sich die mannigfaltigen Seelenregungen des Erwachsenen für den Erfinder grobdrähtiger Belustigungen noch viel besser nutzbar machen lassen als die der Kinder. Von den Entzückungen eines gelinden Gruselns, von dem wonnigen Reiz des Spielens mit einer scheinbaren Gefahr haben wir bereits gesprochen. Aber diese tief in der menschlichen Natur begründeten Emotionen waren nicht die einzigen, die den Begründern der „Weißen Städte" und „Lunaparke" zustatten kamen. Eine fast noch wirksamere Unterstützung fanden diese Bereicherer unserer zeitgenössischen Kultur in zwei anderen, triebartig wirkenden Besonderheiten der Menschenseele — in der Eitelkeit und der Schadenfreude. Und wer heute eine jener in schönster Blüte

stehenden Vergnügungsstätten besucht, der erkennt leicht, daß eigentlich die Mehrzahl der gebotenen Ergötzungen auf die eine oder die andere dieser menschlichen Eigenschaften, oder auch auf beide zugleich, zugeschnitten sind.

Würde es Herrn Schulze vielleicht in den Sinn



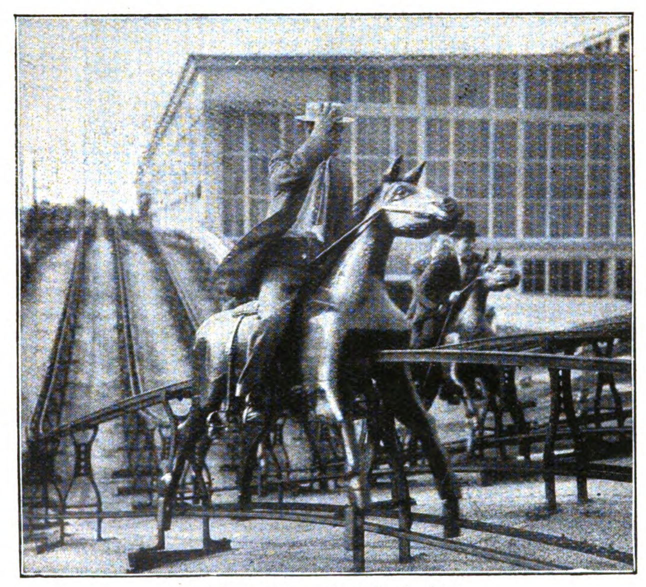
Die Vexiertreppe.

kommen, an einem heißen Sommertage zu seinem Vergnügen Steine zu klopfen oder Holz zu hacken? Und würde er nicht ohne allen Zweifel jeden für verrückt erklären, der ihm zumutete, für die Erlaubnis zu so unsinnigem Tun auch noch sein gutes Geld zu zahlen? Wir aber haben Herrn Schulze photographiert,

wie er auf schattenlosem Platze im Schweiß seines Angesichts den zwanzigpfündigen Hammer schwingt, lediglich um der angemessen bezahlten Genugtuung willen, ein Gewicht in die Höhe schnellen zu sehen. Natürlich gibt er sich dieser kostspieligen Beschäftigung weder aus Gesundheitsrücksichten hin, noch weil sie ihm etwa an und für sich ein besonderes Vergnügen bereitete, sondern er tut es, weil er damit den Umstehenden kundtun will: „Sehet, so stark bin ich!“ Und auf das lohnende Prinzip dieses Kraftmessers, der sich dank der menschlichen Eitelkeit schon von alters her auf unseren Jahrmärkten bezahlt macht, sind gar viele mehr oder weniger sinnreich erdachte Belustigungen unserer „vornehmeren“ modernen Vergnügungsstätten gegründet.

Der junge Mann im eleganten Sommerdreß auf unserem zweiten Bilde würde sicherlich jeder Wasserlache auf seinem Wege mit größter Behutsamkeit ausweichen; auf dem hart über den Spiegel eines kleinen Bassins gespannten Seil aber balanciert er mit wahrer Todesverachtung, unbekümmert darum, daß er sich schon auf der halben Strecke gründlich durchnäßte Füße geholt hat. Und er wird dazu durch nichts anderes angespornt als durch das Bestreben, dem zuschauenden Publikum seine Geschicklichkeit zu demonstrieren. Ohne das Vorhandensein eines solchen Publikums würde er nicht im Traum daran denken, seine Schuhe und Strümpfe aufs Spiel zu setzen; für jene unausgesprochene Anerkennung aber würde er sicherlich mit Freuden noch viel unsinnigere Dinge tun, zum Beispiel sich zehn Minuten lang auf einer Vexiertreppe abzappeln, deren Stufen unter seinen hilflos tastenden Füßen hinweggleiten und ihn zu unfreiwilligem Niedersitzen nötigen, oder sich auf einer heimtückischen Laufplanke

vorwärts quälen, die ein raffiniert ersonnener Mechanismus so unberechenbare Bewegungen ausführen läßt, daß der Verwegene notwendig an irgend einem Punkte zu Fall kommen muß — oder sich den grausamen Stößen beim Wettrennen auf hölzernen Pferden aus-



Wettrennen auf Holzpferden.

setzen, deren Gangart alle Vorgefühle der Seekrankheit in ihm auslöst. Das alles nimmt er freudig auf sich, um der — natürlich meist trügerischen — Hoffnung willen, in den Augen der Zuschauer stärker, geschickter oder kühner zu erscheinen als seine Mitbewerber.

Die Zuschauer aber harren wahrlich nicht deshalb viertelstundenlang geduldig an der „Hexentreppe“, dem „Wackeltopf“ oder dem „Teufelsrade“ aus, um

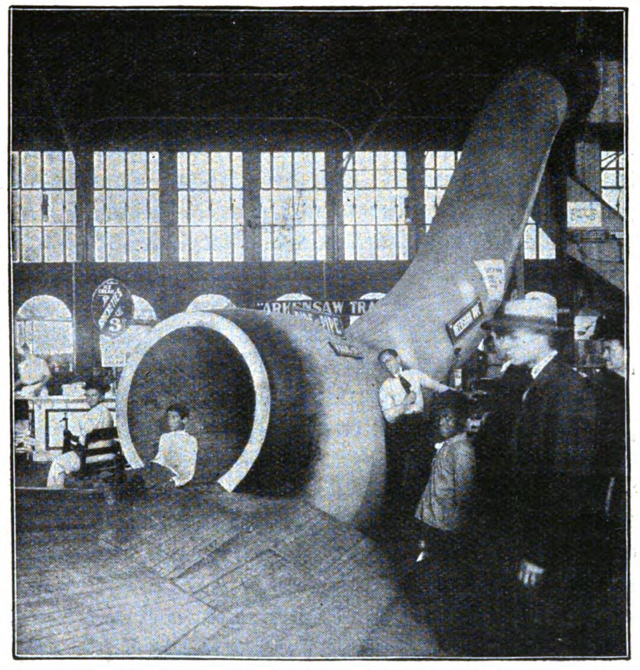
der Gewandtheit eines über alle Schikanen triumphierenden Siegers den Zoll ihrer Bewunderung darzubringen. Was sie wie mit Zaubergewalt auf ihren Plätzen festhält, ist die herzerquickende Gelegenheit, sich



Die stürzende Bildsäule.

mit unverhohlener Schadenfreude an den kleinen Mißgeschicken und Niederlagen ihrer Nebenmenschen weiden zu dürfen. Nirgends kann man echteres, herzlicheres Lachen hören, nirgends kann man sonnigere Fröhlichkeit auf hundert Gesichtern lesen als da, wo die Opfer

einer eigenartigen Vergnügungssucht gleich haufenweise übereinander purzeln, wo auf bleichen Stirnen der Angstschweiß perlt und verzweifelt umherfahrende



Rutschpartie durch eine Riesenzigarrenspitze.

Gliedmaßen vergeblich nach dem rettenden Stützpunkt suchen.

Von allen Spekulationen der Lunaparkunternehmer ist die Spekulation auf die Schadenfreude noch immer die bei weitem sicherste und einträglichste, und man hüte sich, die von ihnen erfundenen Belustigungen dumm oder abgeschmackt zu nennen, ehe man sie nicht

in ihrer Wirkung auf das Publikum beobachtet hat. Die treffsichere Seelenkunde dieser ausgezeichneten Geschäftsleute hat für den zünftigen Psychologen oft etwas geradezu Überwältigendes.

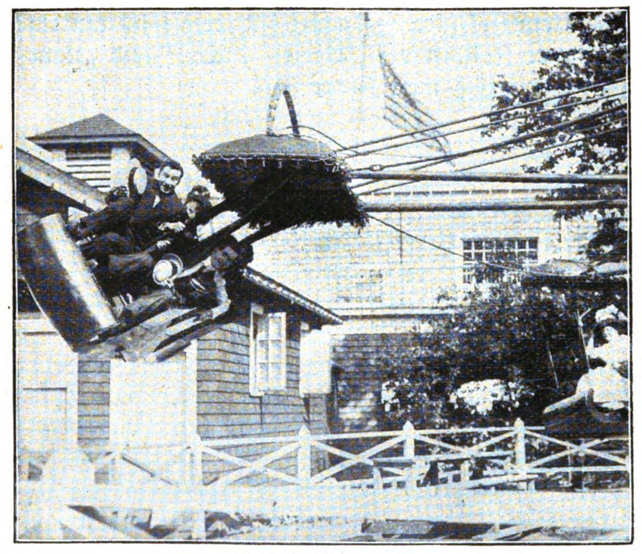
Nehmen wir zum Beispiel, um aus der Fülle der Beweise nur einen einzigen herauszugreifen, die glorreiche Idee der „stürzenden Bildsäule". Erhebt sich da auf hohem Sockel eine Statue von doppelter Manneshöhe und schwer genug, um im Fallen einen Menschen zu zerschmettern. Ihre künstlerischen Qualitäten sind zwar nicht sehr bedeutend, aber ein freundlich zurechtgerückter Stuhl ladet nichtsdestoweniger zu ihrer näheren Betrachtung ein, und liebenswürdige Menschenfreunde, die den Trick schon kennen, sind immer eifrigst bemüht, irgend einen ahnungslosen Neuling auf diesen so unverfänglich aussehenden Stuhl zu bringen.

In dem Augenblick aber, da der Unglückliche Platz genommen hat, gerät die Bildsäule in Bewegung; Sockel und Figur scheinen sich trennen und auf den Beschauer stürzen zu wollen, der entweder in jähem Schrecken mit einem Angstschrei auffährt oder, vom Entsetzen gelähmt, das Gräßliche erwartet. Natürlich kommt die Statue nicht wirklich zu Fall, und alles ist nur ein „Spaß". Die Umstehenden aber beweisen durch ihr herzliches Lachen und durch den Eifer, mit dem sie auf neue Opfer fahnden, daß es nichts Vergnüglicheres gibt als den Anblick eines zu Tode erschrockenen Nebenmenschen.

Muß man sich nicht ausgezeichnet auf die Psyche seiner kultivierten Zeitgenossen verstehen, um auf eine so glänzende Idee zu verfallen?

Wer könnte heute noch alle die Wunderdinge aufzählen, die sich an den erwähnten Vergnügungsstätten aus den rührend kunstlosen Belustigungen unserer

Kindertage entwickelt haben? Das „verwunschene Schloß“, darin hundert peinliche Überraschungen des durch enge, finstere Gänge tappenden Wanderers warten, das „verzauberte Haus“, das sich mit allem, was darin ist, um sich selber dreht, so daß plötzlich der Fußboden oben und der Plafond unten ist, die Schiffs-



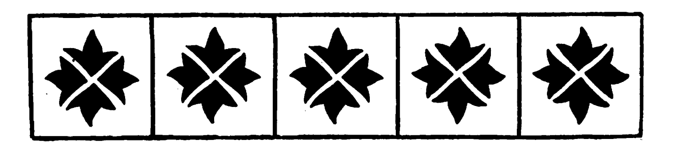
Das Luftkarussell.

schaukel, die mit magenaufwühlender Natürlichkeit das Stampfen und Schlingern eines Dampfers bei hohem Seegange nachahmt, die riesenhafte, geschwungene Zigarrenspitze, in der man hinabgleitet, als ginge es geradeswegs in die dunklen Tiefen der Unterwelt, das Luftkarussell, das seine Benützer mit allen beklemmenden Sensationen des Fliegens bekannt macht, das Teufelsrad und die Wasserrutschbahn, sie alle werden

in absehbarer Zeit wahrscheinlich wieder durch neue Erfindungen überholt werden, die dem unersättlichen Hunger der großen Kinder nach angenehmen Nervenreizungen auf noch vollkommenere Weise Genüge tun.

Ein Ende ist gar nicht abzusehen, und wer im verflossenen Sommer das allabendliche Gewimmel der „oberen Fünfzigtausend“ von Berlin um die Terrassen am Halensee beobachtet hat, dem wird um eine gesegnete Zukunft der „Weißen Städte“ und „Lunaparke“ wahrlich nicht bange sein.





Mann und Weib.

Novelle von Lenore Pany.

Ein klarer, freundlicher Wintertag sandte sein Licht durch das hohe Doppelfenster des behaglich durchwärmten Ateliers, in dem Oktavia vor ihrer Staffelei saß. Die rote Malschürze kleidete sie allerliebst, im linken Mundwinkel aber haftete ihr ein winziger hellgrüner Farbentropfen, den der Pinsel hinterlassen hatte, als sie eben vorhin voll Aufregung ihr kunstvoll komponiertes Stillleben gegen das Eingreifen des Dienstmädchens verteidigte, das hereingekommen war, sich eine Rübe zu holen, um sie für den Mittagstisch zu verwenden. Oktavia war über diesen Mangel an Kunstverständnis nicht wenig empört gewesen. Stillleben schlugen eigentlich nicht in ihr Fach. Aber die beiden Gegenstücke waren eine Bestellung und trugen klingenden Lohn. Es hieß fleißig sein, wollte man allen Anforderungen, die der junge Haushalt mit sich brachte, gerecht werden.

Von Zeit zu Zeit ließ sie den Pinsel sinken und horchte auf die stürmische Musik, die vom Nebenzimmer hereinklang. Gott sei Dank, daß er wieder spielte! Er war eingerostet in den letzten Wochen, verdrießlich und unzufrieden. Wenn er so wie jetzt in den Tasten wütete, war er in Stimmung. Es kam dann immer

etwas Schönes zustande, Ernstes oder Heiteres, je nachdem er gerade empfand.

Plötzlich brach das Spiel jäh ab. Sie hörte ein paar heftig hervorgestoßene Worte, das Aufklatschen eines Notenbandes, und die Tür flog sperrangelweit auf.

„Zum Teufel, Oktavia, habe ich dir nicht gesagt, du möchtest dem Mädchen eintrichtern, daß ich beim Arbeiten nicht gestört werden darf? Platzt mir die Person mit der interessanten Nachricht ins Zimmer, daß meine Stiefel unbedingt besohlt werden müßten. Beinahe hätte ich ihr den Mund mit meiner Opernpartitur besohlt.“

Die junge Frau war bei seinem Eintritt erschrocken aufgefahren. Jetzt strich sie dem Erregten begütigend über die heiße Stirn.

„Natürlich habe ich ihr's gesagt, Theo! Aber für das Mädchen, weißt du, ist das, was du tust, keine Arbeit. Es wird am besten sein, du sperrst von nun an dein Zimmer jedesmal ab.“

Er fächelte sich mit dem Taschentuch Kühlung zu. „Gemein ist das, abscheulich gemein! Wenn man ohnedies so wenig Stimmung hat, muß man auch noch gestört werden!“

„Nimm's nicht so tragisch! Deine Muse hat dir prächtige Gedanken eingegeben.“

„Findest du?“

„Gewiß, Theo! Ich habe voll Andacht zugehört.“

„Ja, du — du bist bald befriedigt. Übrigens weiß man nie, inwieweit man dem Urteil der eigenen Frau trauen darf. Um des häuslichen Friedens willen verleugnet man selbst seine Götter.“

„Ich nicht, Theo! Habe ich dir nicht, ehe wir heirateten, oft und oft gesagt: das und das gefällt

mir nicht, nach meinem Empfinden müßte es so und so sein?“

Er lachte nervös. „Ehe wir heirateten, ja. Von der Braut läßt man sich schon eher Ausstellungen machen als von der Frau. Ich glaube, ich könnte sehr böse werden, wenn du etwas tadeltest, was ich als gut erkenne. An Grund dazu wird es dir allerdings nicht mangeln. Auch das Capriccio, an dem ich heute arbeitete, wird nichts. Es liegt keine Stimmung darin.“

„Ach, geh!“

„Ja, sag' ich! Wenn der Schaffende selbst mit sich unzufrieden ist, kommt nichts Vernünftiges zustande.“

„Also trägt doch nicht allein das Mädchen die Schuld daran?!“

Ein wütender Blick traf sie. „Bitte, reize du mich nicht auch noch!“

„Wenn du doch so ungenießbar bist! Laß das Komponieren und mache lieber einen Spaziergang ins Freie.“

„Meinst du, daß ich dadurch in Stimmung kommen werde?“

Sie zuckte die Schulter und gab einem Apfel mit großer Aufmerksamkeit eine rote Wange. „Das mußt du besser wissen als ich.“

„Gar nichts weiß ich! Gott, Gott, welch ein Jammer! Die Welt betrachtet uns geistig Schaffende als höherstehende Wesen, und in Wirklichkeit sind wir nichts als Säuglinge, die unbarmherzig eingeschnürt sind und warten müssen, bis es dem Genius beliebt, sie für eine Weile zu befreien. Wenn man denkt, an welche Lächerlichkeiten das Schaffen der größten Geister gefesselt war! Schiller zum Beispiel konnte nur arbeiten, wenn die Luft seines Zimmers durch faule Äpfel verpestet war.“

Oktavia lachte harmlos. „Wenn es dich nach faulen Äpfeln gelüstet, die kann ich dir besorgen. Aber vielleicht" — sie legte die Palette beiseite und näherte sich mit gespitzten Lippen seinem Munde — „genügt ein Kuß, um dich zu inspirieren? — Nun, willst du nicht zulangen, alter Brummbär?"

Zögernd küßte er sie. Dabei schaute er sie forschend von der Seite an. „Du bist doch recht glücklich!" meinte er dann.

„Inwiefern?"

„Weil dich nichts aus dem Gleichmut bringen kann. Mit derselben heiteren Miene, mit der du hier deine Äpfel malst, rührst du eine Stunde später die Soße für das Mittagessen."

„Was soll man tun? Euch Barbaren zuliebe ladet man ja diesen ganzen Ballast auf sich! Wenn du mir ihn abnehmen willst, habe ich nichts dagegen."

Er wandte sich schaudernd ab. „Danke, das fehlte mir noch! Es sieht ohnedies schlimm genug aus in einer solchen Wirtschaft. Diese ganze Prosa, brrr! ... Weißt du, daß mir die Pünktlichkeit, mit der Lisette jeden Tag um dreiviertel zwölf den Tisch nebenan deckt, nachgerade auf die Nerven geht?"

„Wenn es dir eine Erleichterung ist, kann sie ja zur Abwechslung auch mal unter dem Tisch decken."

„Spotte nicht! Du weißt ganz gut, daß es das Klappern der Bestecke ist, das mich stört. Können wir denn nicht im Hotel essen?"

„Kommt zu teuer."

„So? Nun, sobald meine Operette durch ist, essen wir im Hotel! Das wird mir eine Erlösung sein! Und was ich noch sagen wollte: Sei so gut und lasse künftig kein Sauerkraut mehr kochen! Dieser ordinäre Geruch, der sich heimtückisch durch alle Zimmer schleicht,

stiehlt mir die besten Gedanken. Gerüche haben eine entsetzliche Gewalt über mich."

„Gut. Von heute an ist Sauerkraut von unserem Repertoire abgesetzt. — Hast du sonst noch Klagen über meine Häuslichkeit?"

„Keine bis auf die Häuslichkeit selbst. Ich hätte nie gedacht, daß diese peinliche Ordnung meine Gedanken so in Unordnung bringen könnte."

„Das ist leider nicht zu ändern. — Sag mir jetzt lieber, wie dir das da gefällt?"

Er trat vor die Staffelei. „Nicht übel," meinte er. „Es scheint, du machst Fortschritte trotz des häuslichen Kleinkrams, unter dem ich so fürchterlich leide. Gibt es dir vielleicht gar Stimmung?"

Sie legte ihm mit leisem Erröten die Hand auf die Schulter. „Nein, Theo, es ist etwas anderes, das meine Farben so hell und schön macht: die Liebe zu dir und das Glück deines Besitzes!"

Fast erstaunt sah er sie an, und wie ein jähes Schuldbewußtsein ging es durch seine Seele. Die Frauen hielten doch immer einen Notpfennig bereit für die Zeit, wenn der Mangel sich fühlbar macht. Ihre Kasse war unerschöpflich. Konnte nicht auch er Genüge finden in seinem jungen Eheglück?

Er beugte sich über ihr Gesicht und küßte sie. „Verzeih!" sagte er kaum hörbar.

Als er gegangen, blickte sie ihm mit einem sinnenden, verklärten Lächeln nach. Es war ihr wieder einmal gelungen, ihn heimzuholen aus seiner Unzufriedenheit.

— — — — — — — — — — — — —

Einige Tage später befand sich Klinger in besonders schlechter Stimmung. Ein Walzer, den er für eine seiner flottesten Kompositionen hielt, war als unverwendbar zurückgekommen. Oktavia tröstete ihn,

und am Schlusse lachten sie sogar über das kleine Mißgeschick. Klinger hatte bereits so schöne Erfolge aufzuweisen, daß die eine oder andere Ablehnung nichts bedeutete. Seine Operette wurde mindestens jede Woche zweimal gegeben, und wo immer eine vornehme musikalische Feier stattfand, berief man ihn ans Dirigentenpult. Täglich flatterten ihm Einladungen ins Haus, die er ungelesen dem Papierkorb überantwortete, weil er sein junges Weibchen nicht allein zu Hause lassen wollte.

Man verzieh es ihm großmütig, aber man lächelte. Und hinter dem Lächeln guckte das Bedauern hervor über die Unfreiheit, in die der hoffnungsvolle Künstler durch seine Eheschließung geraten war. Besonders liebenswürdige Menschen trieben ihre Teilnahme sogar so weit, daß sie ihm einen baldigen Rückschritt in seinem Schaffen mit absoluter Sicherheit prophezeiten. Seine offenkundige Sucht nach spontanem Erfolg verriet entschieden ein zerfahrenes Gemüt.

Oktavia versuchte in Güte auf ihn einzuwirken: „Gönne dir doch ein Weilchen Rast! Du hast ja während unserer Liebes- und Verlobungszeit so unendlich viel geschrieben.“

„Ja, ich war wie ein unversiegbarer Strom. Immer in Laune, immer in Stimmung.“

„Dafür tritt eben jetzt Ermüdung ein. Es darf dich nicht wundern.“

Sein Blick glitt über sie hin, beunruhigt, aufgeregt. „Ermüdung?“ murmelte er. „Ja, du hast recht! Aber diese plötzliche Ermüdung ist hart und auffällig. Sie erschreckt mich.“

„Weißt du eine andere Erklärung dafür als momentane Erschlaffung?“

Er antwortete nicht. Dann nach einer langen Pause:

„Die Anregung fehlt mir. Ich komme ja auch gar nirgends hin."

„Du behauptetest doch immer, daß deine beste Anregung von mir ausginge. Bin ich anders geworden seit meiner Verheiratung?"

„Nein, du bist nicht anders geworden. Aber —"

„Was aber?"

Er holte tief Atem. „Dem Künstler kann eben nur das Unerreichbare Begeisterung schenken."

Mit einem großen, fragenden Blick schaute sie zu ihm auf: „Wie meinst du das?"

„Nun, das ist doch nicht schwer zu verstehen. Unerreichbar ist alles das, was man noch nicht hat, vielleicht sogar niemals haben wird, trotz allen Verlangens. Du bist meine Frau geworden, folglich bist du für mich nicht mehr unerreichbar. Verstehst du mich?"

„Ich glaube." Langsam strich ihre Hand am Kleide hinab. „Und weil ich für dich den Reiz des Unerreichbaren verloren habe, ist also deine Schaffenskraft gelähmt?"

„So darfst du's nicht auffassen! Aber es ist eine alte Tatsache: Wenn man dem Künstler den Schmerz nimmt und das ungestillte Verlangen, zerbricht man sein Instrument."

„Weißt du, daß es sehr kränkend für mich ist, was du da eben gesagt hast?"

„Das lag nicht in meiner Absicht. Ich habe dir nur klar und offen geantwortet."

Sie nickte. „Ja, zwischen Eheleuten soll Wahrheit herrschen, auch wenn sie bitter schmeckt. Liebst du mich denn überhaupt noch?"

„Diese Frage verdient eigentlich Strafe. Bin ich nicht immer gleich zärtlich gegen dich?"

„Ja, du bist zärtlich. Aber gerade diese Zärtlichkeit

wird mich fortan bedrücken, nun ich weiß, daß ich sie nicht verdiene. Das Weib, das dein Instrument zerbrochen —“

„Oktavia!!“

„Nun? Lüge ich denn?“

Er nagte ärgerlich an der Unterlippe. „Man kann mit euch sprechen, wie man will, man wird doch ewig mißverstanden. Wenn du es nicht selbst begreifst, daß ein Tondichter anderer Anregungen bedarf als die friedliche Kunst des Malers, so läßt sich dagegen eben nichts tun.“

„Bitte, ich halte dich nicht. Suche dir doch die nötige Anregung!“

„Suchen — suchen — ja, ja!“ Er sann nach. „Manchmal weiß man selbst nicht, wovon sie ausgeht. Es ist oft nur eine Farbe, ein Duft, der auf die Nerven wirkt, und die Stimmung ist da. Alltag stumpft ab.“

Sie schritt an den Schreibtisch und kam mit einem goldgeränderten Kärtchen zurück. „Sieh her, diese Einladung ist heute morgen von der Baronin Weilen gekommen. Geh hin, amüsiere dich! Du kannst die Leute auf die Dauer nicht vor den Kopf stoßen.“

Unsicher drehte er das Kärtchen zwischen den Fingern. „Allein?“ fragte er.

Sie zuckte die Schulter. „Natürlich allein! Ich denke nicht daran, dich für die Taktlosigkeit derer, die die Frau des Künstlers geflissentlich übergehen, verantwortlich zu machen.“

Er sah nach der Uhr. „Schon sieben. Wenn ich wirklich gehen soll, muß ich gleich gehen. Aber wie gesagt, ohne dich —“

„Das macht mir nichts aus. Und überdies hätte ich nicht einmal eine entsprechende Toilette. Ich werde dir sofort Wäsche und deinen schwarzen Anzug bringen.“

Nach zehn Minuten stand er, gesellschaftsmäßig gekleidet, die Künstlerlocke genial in die Stirn gekämmt, vor ihr. Oktavia blies ein Stäubchen von seinem Frack und sah in Eile nach, ob an seinen Handschuhen nicht etwa ein Knopf abgerissen sei. In diesem Augenblick war sie ganz sorgende Hausfrau. Als sie sich überzeugt, daß ihr Mann tadellos war, gab sie ihm einen Klaps auf die Wange. „So, nun kannst du gehen.“

„Leb wohl, Oktavia! Langweile dich nicht zu sehr allein!“

„Keine Sorge, ich werde lesen.“

Sein elastischer Schritt verhallte draußen im Vorzimmer.

Oktavia stand an die Wand gelehnt und starrte mit leerem Blick in die Ferne. Das Opfer war vollbracht. Sie selbst hatte ihn fortgehen heißen, das Unerreichbare zu suchen.

Und wenn er es fand?

— — — — — — — — — — — — —

Mit heißen Augen und brennenden Wangen lag sie zwei Stunden später im Bett, ohne Schlaf zu finden. Theos Worte hatten sich zu tief in ihr Herz gegraben. Sie sann und sann. Bedeutete die Sehnsucht nach dem Unerreichbaren denn nicht schon einen Riß in der ehelichen Treue? Das Unerreichbare war doch immer ein Weib. Ein Weib allein war imstande, den Strom der Leidenschaft zu entflammen, dessen er für sein Schaffen bedurfte. Diese Leidenschaft hatte ihn durchglüht, als er um ihre Liebe warb. Gewiß, er liebte sie noch, aber die Leidenschaft war versiegt. Nach kaum einem halben Jahr versiegt! Sie lächelte bitter vor sich hin. Wie rasch das verflog! Mit dem Augenblick, da sie sein Weib geworden, hatte

sie ihr Amt als inspirierende Muse niedergelegt. Das Menschentum hatte das Göttliche getötet.

Aber sie war doch kein gewöhnliches Weib, das vom Alltag lebte, sondern gleich ihm eine schaffende Künstlerin, die Staffel an Staffel reihte zum Throne der Vollkommenheit. Ihre Bilder fanden Bewunderer und Käufer, die Kritik nannte sie ein starkes Talent. Sie konnte größer und größer werden, konnte sich emporschwingen in die Sphäre des Ruhmes. Wer prophezeite ihr, daß sie zurückbleiben würde, während er hoch und höher stieg?

Ihre Hände krampften sich ineinander, sie hatte plötzlich das Gefühl, als ringe sie körperlich mit jemand, der sie zu Boden drücken wollte. Unruhig wälzte sie sich in den Kissen hin und her. Sie hätte es begriffen, wenn Theo an einer Frau, deren ausschließliches Interesse die Häuslichkeit war, auf die Dauer nicht Genüge fand, aber eine Künstlerin war doch etwas anderes!

Vielleicht aber lag die Ursache von Theos Unzufriedenheit gerade in dem Umstand, daß sie beide mit gleichen Waffen kämpften. Der kleine Neid, mit dem man einander in die Karten sah, die Wage des wechselnden Erfolges, die bald für ihn, bald wieder für sie selbst sich hob oder senkte! Während der Verlobungszeit war man über die jeweiligen Mißerfolge schweigend hinweggeglitten. In der Ehe war das anders. Da war jeder Erfolg mit nüchternen Zahlen gebucht, jeder Mißerfolg auf Kosten der persönlichen Behaglichkeit notiert. Eine Heimlichkeit gab es nicht. Sie hatte es eigentlich noch gar nicht herausgebracht, ob Theo an ihr Talent glaubte oder nicht. Nun, er sollte daran glauben lernen, sollte erfahren, wieviel noch in ihr schlummerte, das mit dem Begriff „Weib“

nicht erschöpft war! Noch hatte sie ihre Kunst nur in kleinem Maßstab betrieben, jetzt wollte sie's einmal im großen versuchen. Irgend etwas Blendendes, das die Welt in Staunen setzte. Und dabei raffiniert einfach. Etwas, das zu denken gab wie ein gut geschriebenes Buch von wenigen Seiten. Gleich morgen wollte sie ihre Skizzenmappe nach einem wirksamen Motiv durchstöbern.

Vergebens rang sie mit dem Schlaf. Als Theo gegen zwei Uhr morgens nach Hause kam, lag sie noch immer wach. Es war ihr eine Erlösung, daß sie nun ihr dumpfes Brüten beenden und mit ihm plaudern konnte.

Freudig streckte sie ihm die Hand hin: „War es schön, Theo?"

Er setzte sich auf ihr Bett. „Na ja, es geht. Viel Menschen, Schwefel und Champagner."

„Waren schöne Frauen dort?"

„Ja, es gab eine Menge bloßer Schultern und Arme. Nicht mein Geschmack."

„Und du mußtest natürlich wieder spielen? Hat man dir sehr applaudiert?"

Er nickte. „Sie machten mir Komplimente —" sang er leiernd.

„Und die Stimmung? Hast du sie gefunden?"

„Verspüre vorläufig nichts. Eigentlich lohnt das bißchen Anbetung, das man bei solchen Gelegenheiten einheimst, gar nicht den Katzenjammer, den man am nächsten Tage hat."

„Also hast du keine Stimmung gefunden?" Eine heimliche, zitternde Freude klang durch ihren Ton. Sie richtete sich auf und schlang die Arme um ihres Mannes Nacken. „Ich denke auch, wenn es nicht von selbst kommt, erzwingen läßt es sich nicht."

„Ja, wenn man warten kann."

„So schlimm steht es doch nicht um uns, daß du nicht ein Weilchen warten könntest."

„Und mein Ehrgeiz? Du bist naiv, wenn du meinst, es genüge mir, zu wissen, daß ich getrost eine Zeitlang nichts zu tun brauche. Nein, nein, ich muß arbeiten — ich muß. Die neue Operette wenigstens muß ich fertig bringen! Und gerade dazu bin ich so gar nicht disponiert. Meine Nerven sind schlaff wie das tote Wasser eines vor jedem Windhauch geschützten Sees. Ich brauche den Sturm, daß er die Wogen aufpeitscht. Und der Sturm will nicht kommen!" Verzweifelt fuhr er sich durchs Haar. „Was bleibt mir da übrig, als doch immer wieder die Menschen aufzusuchen, nach deren Gesellschaft es mich im Grunde genommen gar nicht gelüstet. — Weißt du was?" Er faßte sie plötzlich kräftig um die Schultern. „Das nächste Mal kommst du mit!"

Sie schüttelte energisch den Kopf. „Ich dränge mich nicht auf! So vernünftig bin ich schon, um zu begreifen, daß ich neben dir nur eine lästige Zugabe bilden würde."

„Ach was, du bist doch selbst Künstlerin!"

Ihre Augen flammten auf. „Ist das deine ehrliche Ansicht?"

„Warum soll sie nicht ehrlich sein?"

„Ich dachte nur. Bisher hast du dich immer ziemlich reserviert verhalten, wenn andere meine Bilder lobten."

Er lachte. „Ach so! Muß denn alles mit Worten ausgedrückt werden?"

„Das nicht, aber manchmal ist ein Wort unentbehrlich, um ein Mißverständnis zu verhüten!"

Ihr Herz hämmerte an dem seinen. Halb glücklich, halb furchtsam drückte sie sich an ihn, während er ihr

mit fernabgerichtetem Blick das Haar aus der Stirne strich.

Da schlug die Uhr die dritte Morgenstunde.

Klinger stand auf. „Es ist spät, wir wollen schlafen," sagte er.

— — — — — — — — — — — — —

Gleich am nächsten Vormittag nahm Oktavia ihre Mappe vor, um ein Motiv für ihre Leinwand zu suchen. Es waren viele hübsche Sachen darin, vorzüglich Studien von ihrer Hochzeitsreise, die sie durch Italien geführt hatte. In Venedig, wo sie acht Tage geweilt, hatte Theo seine venezianische Phantasie geschrieben, die sehr populär geworden war und von jeder höheren Tochter gespielt wurde; sie selbst aber hatte in trunkener Wonne jeden malerischen Winkel abgezeichnet, den sie erhaschen konnte.

Ein kleines Blättchen fiel ihr in die Hand: „Das Meer bei Sonnenuntergang." Sie erinnerte sich noch deutlich, wie sie mit ihrem Manne draußen am Lido Hand in Hand das große Sonnenwunder geschaut, das Herz von Seligkeit voll. Ihr Blick wurde feucht. Sie hielt die Skizze weit von sich ab und betrachtete sie. Dabei durchzuckte sie ein Gedanke. Dieser Sonnenuntergang in entsprechender Vergrößerung konnte ein herrliches Bild geben. Wasser und Sonne, nichts sonst. Aber diese Sonne mußte dem Auge all das Köstliche schenken, das ein italienischer Sommerabend bietet. Ihr Blick wurde visionär. Sie mischte im Geiste bereits die Farben.

Während sie damit beschäftigt war, ein riesengroßes Stück Leinwand aufzuspannen, brachte ihr die Post einen Brief. Sie öffnete und jubelte laut auf. Eines ihrer Bilder hatte wieder einen Käufer gefunden.

Flugs eilte sie mit der Nachricht zu ihrem Mann.

„Theo, denke nur, mein ‚Dämmerstündchen' ist verkauft! Das gibt wieder einen stattlichen Zuschuß, gelt?"

Anstatt zu antworten, schob er ihr eine Notenrolle hin, die zur Hälfte aufgerissen war. „Wirklich sehr geschmackvoll von dir, mich gerade in dem Augenblick mit der Freudenbotschaft zu überfallen, wo die Post mir mein ‚Adagio' zurückbringt!"

„Das ‚Adagio'?" Erschrocken griff sie danach. Dann legte sie es langsam wieder hin. „Verzeih, das konnte ich natürlich nicht wissen. Aber es ist dies meiner Meinung nach kein Grund, dich nicht mit mir zu freuen, armer Mann!"

Er lachte hohnvoll: „Armer Mann ist gut! Es klingt so eine milde Schadenfreude hindurch."

„Theo, du glaubst doch nicht —"

„Ich glaube, was ich weiß. Nichts gibt für den Menschen einen schmackhafteren Brei, als wenn er Triumph und Mitleid in einem Topf verrühren kann."

Ihr Arm, den sie tröstend auf seine Schulter gelegt, glitt herab. „Weißt du, was aus dir spricht?" fragte sie kalt.

„Nun?"

„Der Neid."

Er verzog verächtlich den Mund und ließ den Bleistift auf der Schreibtischkante tanzen. „Lachhaft! Wenn ich dich um etwas beneide, so ist es die Gleichmäßigkeit, mit der du zu schaffen imstande bist. Für dich ist der Rasen immer grün, der Himmel immer wolkenlos, außer es verlangt dich nach Wolken."

„Du irrst! Gerade in diesem Augenblick sehe ich die Wolken, sehr entgegen meinen Wünschen, ganz deutlich! Diese Wolken haben eine bestimmte Form und erklären mir rücksichtslos den Grund, warum seit

einiger Zeit unsere Schwerter so oft aneinanderschlagen. Menschen mit gleichen Zielen sind immer Rivalen, auch wenn sie Mann und Weib sind. Aber sie haben die Liebe für sich, und diese sollte Schutz genug sein gegen kleinliche Anwandlungen."

„Wie klug du sprichst! Wäre ich in so gehobener Stimmung wie du, würde ich vielleicht ebenso sprechen."

„Das kann morgen schon sein. Wenn ich das nächste Mal mit einem meiner Bilder Fiasko mache, werde ich deinen Trost sehr gerne annehmen."

Er lächelte ungläubig. „Warten wir's ab! Es gibt Salben, die brennen, wenn man sie in offene Wunden reibt. Mitleid zu unrechter Zeit ist solch eine brennende Salbe."

„So werde ich künftig weder fragen noch berichten, sondern geduldig warten, ob du es für nötig findest, mir etwas mitzuteilen oder nicht."

Damit schritt sie aus dem Zimmer.

In ihrem Atelier stand sie mit düsterer Stirn vor ihrer Staffelei. Das Herz war ihr schwer. Theo konnte so schroff sein, wenn er sich ärgerte. Er war allerdings auch rasch wieder versöhnt, aber ein bitterer Stachel blieb doch von solchen Szenen zurück.

Sie begann das Bild, das sie im Sinne hatte, auf der Leinwand flüchtig mit Kohle zu skizzieren. Dann mischte sie die Farben auf der Palette. Das Meer in seiner Unendlichkeit stand in greifbarer Deutlichkeit vor ihr. Ob es ihr aber gelingen würde, den roten Feuerstrom zu treffen, den die sinkende Sonne durch das Wasser zog?

Da ging die Tür. Sie malte weiter, ohne sich nach ihrem eintretenden Manne umzusehen.

„Was wird das?" fragte er.

„Das Meer."

„So? Und was bedeuten die lotrechten Streifen im Hintergrunde?“

„Die untergehende Sonne. Wenn das Bild so ausfällt, wie ich es vor mir sehe, dann sollen den Leuten die Augen weh tun von der feurigen Glut!“

Er lachte spöttisch auf. „Man hängt nicht gerne etwas ins Zimmer, das den Augen weh tut. Ist das Motiv nicht etwas unpraktisch gewählt?“

Sie wandte den Kopf. Ihre Stimme klang stahlhart. „Ich werde das Bild auf eigene Gefahr malen.“

„Bitte, das steht dir ja frei. Aber nur Wasser und Sonne — hm —“

Er verließ seinen Beobachterposten und trat ans Fenster, es zur Hälfte mit seiner imposanten Gestalt verdeckend.

Oktavia stieß einen ungeduldigen Seufzer aus. „Bitte, Theo, kannst du nicht etwas mehr links bleiben? Du stehst mir im Licht.“

„Ach so!“ Unwirsch drehte er sich herum. Dann pflanzte er sich mit einem merkwürdigen Lächeln ihr gegenüber auf. „Wenn das Pech mir treu bleibt, werde ich dir bald nicht mehr im Lichte stehen!“ meinte er doppelsinnig.

Ihre Brauen furchten sich. „Du bist heute boshaft wie ein Kind, Theo!“

„Ach ja, ich möchte auch — zertrümmern möchte ich etwas vor Zorn!“ Er zückte sein Taschenmesser gegen die aufgespannte Leinwand und blickte seine Frau dabei lauernd an. „Was würdest du sagen, wenn ich einmal Lust verspürte, meinen Zorn an einem deiner Bilder auszulassen?“

Oktavia lächelte nachsichtig: „Ihr Großen seid doch oft recht kleine Menschen!“

„Eine diplomatische Antwort. Ich möchte wissen, ob du es mir gestatten würdest?“

„Theo, ich bitte dich —“

„Also nicht einmal ein Bild würdest du für mich opfern?“

„Um einer kindischen Laune willen — nein!“

„Wenn ich es aber als Liebesbeweis von dir forderte?“

Ihre Nerven begannen zu zittern. „Torheiten sind keine Liebesbeweise.“

„Das kommt darauf an! Aber lassen wir das Thema. Man stolpert da so leicht über Dinge, die man lieber nicht bemerkt.“ Er blieb noch einen Augenblick an der Tür stehen, mit der Hand das Gähnen unterdrückend.

„Nun, ich wünsche dir recht viel Erfolg zu dem da! — Und was ich noch sagen wollte: Ich gehe abends aus, eines meiner gegebenen Versprechen einzulösen. Frau v. Sandern hat ihren Jour und erwartet mich mit Bestimmtheit.“

„Geh nur!“

„Ich meine, wegen der Wäsche —“

„Es wird alles rechtzeitig bereit sein.“

Die Linie, die der Pinsel zog, schien ihre ganze Aufmerksamkeit zu fesseln. Erst als Theo das Zimmer verlassen hatte, hob sie finster den Kopf, fester krampfte sich ihre Hand um den Pinselschaft. Der Spott ihres Mannes war wie eine zündende Fackel in ihre Seele gefallen. Nun wollte sie erst recht empor! Hoch — höher — und wenn es über ihn hinausging!

Sie schauerte zusammen. Nein, nein, nicht über ihn hinaus! Es ist das Vorrecht des Mannes, größer zu sein als die Frau. Theo hätte es nicht ertragen können, unter ihr zu stehen. Sie begriff das.

Immer milder wurde ihre Stimmung, während

sie dem Bilde auf der Staffelei seine Farben gab. Wenn nur Theo endlich wieder arbeiten konnte! Sie wünschte es ihm von ganzem Herzen.

Um Mitternacht kam er heim. Unbefangen, als hätte er den Streit vom Vormittag längst vergessen, ergriff er Oktavias Hände und erzählte. Er hatte sich prächtig unterhalten. Es war gar nicht übermäßig steif gewesen bei Frau v. Sandern, sondern höchst gemütlich. Ein ganz kleiner, intimer Kreis. Ein paar Herren, das Haustöchterchen und eine junge, angenommene Nichte, die den Tee kredenzt hatte. Zum ersten Male nach langer Zeit hatte er wieder ehrliches Musikverständnis geschmeckt. Das war ein Applaus gewesen, als er spielte! Und Fräulein Elise, die Blonde, Blauäugige, hatte eine wahrhaft göttliche Stimme. Sie hatten zusammen förmlich in Musik gewütet.

Endlich gelang es Oktavia, das Wort zu ergreifen. „Du erzählst immer von Fräulein Elise, ohne zu sagen, wer sie ist,“ bemerkte sie, die Lampe auf dem Nachttischchen höher schraubend, wie um ihn besser zu sehen.

Er lachte ungeduldig. „Ich habe doch ausdrücklich erwähnt, daß außer der Mutter nur zwei junge Damen anwesend waren! Fräulein Erna singt nicht, also kann es nur die Nichte sein.“

„Verzeih meine Zerstreutheit! — Du bist also auf eine angenehme Familie gestoßen?“

„Sehr angenehm, in der Tat! Ich habe mich daher auch so halb und halb verpflichtet, an den Donnerstagen zum Vierhändigspielen zu kommen.“

„Mit Fräulein Elise?“

„Nein, mit Fräulein v. Sandern. Die Mißverständnisse, scheint es, nehmen heute kein Ende mehr.“

„Dafür kann ich doch nichts. — Sag mal, Theo, hast du nicht ein bißchen viel getrunken?“

Er machte verwunderte Augen. „Warum soll ich denn viel getrunken haben?“

„Weil du so außergewöhnlich aufgeräumt bist.“

„Ich fühle mich auch wie neugeboren. Und auf die Donnerstage freue ich mich wirklich! Das Vierhändigspielen mit der kleinen Sandern wird allerdings kein übermäßiges Vergnügen sein, aber Fräulein Elise mit ihrer herrlichen Stimme entschädigt mich dafür. Traurig, daß sie nicht zur Bühne geht! Sie hat das Gesicht, die Gestalt — kurz alles. Eine Oper wollte ich schreiben dürfen für sie! Nun, damit ist es natürlich nichts. Aber gleich morgen früh werfe ich alles, was ich bisher an meiner Operette geschrieben, in den Papierkorb und fange neu an. War doch eine gute Idee von dir, Oktavia, mich zum Fortgehen aufzumuntern!“

„Ja, es war eine gute Idee!“

„Ich werde sie dir mit klingender Münze danken. Paß auf, diese Operette trägt uns eine Villa mit Garten und Springbrunnen ein, wie du sie dir schon so lange ersehnst. — Gute Nacht, Oktavia!“

Er küßte sie. Seine Lippen waren heiß wie die eines Dürstenden.

Oktavia lag unbeweglich, sie sah starr vor sich hin. Der Wunsch ihres Herzens war erfüllt. Theo arbeitete wieder. Er hatte das „Unerreichbare“ gefunden.

— — — — — — — — — — — — —

Mit wahrem Feuereifer arbeitete Klinger an seiner Operette. Er hatte im ersten Sturm alles bisher Geschriebene vernichten wollen, und nur Oktavias raschem Eingreifen war es gelungen, wenigstens einen Teil vor dem Feuertode zu bewahren. Die grämliche Laune ihres Mannes war verflogen. Er war von übersprudelnder Heiterkeit, dabei liebenswürdig und zärtlich

gegen seine Frau, wie er es lange nicht gewesen. Mit Ausnahme der Donnerstage, an denen er regelmäßig zu Frau v. Sandern ging, blieb er jeden Abend daheim, und Oktavia mußte dann anhören, was er tagsüber Neues geschrieben, und es begutachten.

Sie hätte sich herzlich freuen können, wenn der bohrende Stachel in ihrer Brust nicht gewesen wäre. Seine Zärtlichkeit stimmte sie mißtrauisch. Wenn auch die Harmlosigkeit, mit der er von Fräulein Elise sprach, dafür Zeugnis gab, daß ihn für das genial veranlagte Mädchen kein verbotenes Empfinden beseele, war das noch immer keine Garantie, daß nicht doch eines Tages die Leidenschaft in ihm emporloderte. Eine Närrin war sie gewesen, daß sie Theos Anerbieten, sie bei Frau v. Sandern einzuführen, ausgeschlagen. Wenn sie sich jetzt erst dazu erbot, ihn zu begleiten, würde er den Grund sofort erraten.

Das Gesicht in die Hände vergraben, saß sie vor ihrer Staffelei und grübelte. Wenn sie doch einmal ganz offen mit Theo darüber hätte reden können! Aber auch davor zitterte sie. Wenn er sie so ansah mit seinen dunklen Augen, verlor sie ihre Macht über ihn.

Eine tiefe Freudlosigkeit war über sie gekommen, seitdem ihr Mann neu aufzuleben schien. Der Pinsel feierte. Sie hatte das große Bild fast vollendet und zögerte, ihm nun die letzte Feinheit zu geben. Der Farbenton des Wassers war ihr wundervoll gelungen, der Effekt des Sonnenlichtes auf den grünlichen Wogen einfach großartig. Und doch hatte sie die Empfindung, als fehle dem Bilde etwas zur Vollkommenheit. Sie hätte ihren Mann gerne deswegen befragt. Aber der war die letzten Wochen gar nicht mehr vom Flügel weggekommen.

Da trat er ein.

„Alle Wetter, Oktavia, das ist ja ein überraschendes Bild! Es tun einem wirklich die Augen weh vor eitel Glanz!“

Sie erhob sich mühsam von ihrem Schemel. „Ist das dein Ernst?“

„Selbstverständlich! Du wirst berühmt durch dieses Bild. Berühmt und groß!“

„Meinst du?“

„Ich bin davon überzeugt. Hat das Bild noch niemand gesehen?“

„Nein, es ist auch noch nicht ganz fertig. Irgend etwas befriedigt mich nicht daran.“

Unruhig ging ihr Blick über sein Gesicht. Lobte er sie, weil er selbst glücklich war?

In jähem Impuls stürzte sie auf ihn zu und barg das tränenüberströmte Antlitz an seiner Schulter. „Nicht groß, klein will ich sein, ganz klein und töricht! Theo, liebst du mich noch?“

Erschrocken hielt er sie von sich ab. „Du bist krank!“ sagte er kopfschüttelnd. „Natürlich liebe ich dich!“

„Mich ganz allein?“

„Ja, wen sollte ich sonst lieben?“

Sie begrub neuerdings ihr Gesicht an seiner Schulter. „Jene Elise!“ flüsterte sie.

Er machte strenge Augen. „Torheit! Hast du irgend einen Anhaltspunkt dafür?“

„Einen Anhaltspunkt wohl nicht, aber — — Nimm mich mit von jetzt an — willst du?“

„Ich habe dir's ja angeboten. Du wolltest nicht, also habe ich in deinem Namen gedankt.“

„Nun, ich habe mich eben anders besonnen.“

„Dazu ist es zu spät. Wenn ich jetzt plötzlich mit dir erschiene, würde man lächeln.“

„Über wen?“

„Über dich und mich."

Sie starrte mit zusammengepreßten Lippen auf den Boden. „Also willst du mich nicht mitnehmen?" hauchte sie.

„Nein, Oktavia! Wenn du mir mißtraust, kann ich es natürlich nicht ändern. Beobachten aber lasse ich mich nicht!"

Ihre Lider gingen jäh in die Höhe. „Wenn dein Gewissen rein ist, hast du eine Beobachtung nicht zu fürchten!"

„Ich fürchte sie auch nicht. Ich hasse nur den persönlichen Zwang. Die Frau eines Künstlers darf nicht kleinlich sein, wenn sie das Talent ihres Gatten nicht untergraben will. Du weißt, daß ich hin und wieder der Freiheit bedarf, um neue Gedanken zu sammeln. Diese Freiheit nütze ich zu deinem und meinem Heil. Am Abend fliegt der zahme Vogel immer wieder gerne in sein trautes Nest zurück."

„Worte!"

„Mein Gott, so nimm doch Vernunft an! Wenn du jeden meiner Schritte argwöhnisch überwachen willst, kannst du mich ebensogut in ein Kloster sperren. Ich werde dann ohnedies nicht mehr zu arbeiten imstande sein."

Sie strich aufgeregt über die fiebernde Stirn. „Du sollst frei sein, so viel es dich verlangt. Aber zu Frau v. Sandern sollst du nicht mehr gehen! Der Gedanke macht mich unglücklich!"

„Oktavia!"

„Ja, ja — unglücklich! Tu mir die Liebe und geh nicht mehr hin!"

Er runzelte die Brauen. „Und der Grund? Womit soll ich mein Fernbleiben erklären?"

„Ich liebe dich, Theo!"

„Dann ist der Ausdruck für deine Liebe nicht gut gewählt. Egoismus ist ein trauriger Liebesbeweis.“

Ihr Gesicht wurde hart. „Meinetwegen — ich gebe zu, daß ich egoistisch bin. Wenn meine Person nicht mehr imstande ist, dich zu inspirieren, soll es eine andere auch nicht! Diese Elise inspiriert dich aber! Hast du mir nicht selbst gesagt, daß nur das Unerreichbare dich begeistern kann?“

Er schaute sie scharf an. „Dein Gedächtnis ist vorzüglich, und in einer Beziehung hast du auch recht. Der Verkehr mit dem feingebildeten musikalischen Mädchen regt mich an. Aber diese Anregung gilt nur meiner Kunst.“

„Kunst und Herz sind zu nahe Verwandte.“

„Aber ich versichere dich, daß Elise für mich keinerlei Gefahr bedeutet!“ Er lächelte. „Erstens habe ich eine ganz nette, wenn auch unvernünftige Frau, und zweitens schätze ich das Mädchen sehr hoch. Artigkeiten habe ich ihr noch keine gesagt. Ich hatte wirklich nicht erwartet, daß du so eifersüchtig sein könntest!“

„Doch, ich bin rasend eifersüchtig! An eine Freundschaft zwischen Mann und Weib glaube ich nicht, und eine Bürgschaft für sich selber kann überhaupt niemand übernehmen. — Sieh her, Theo! Dieses Bild — ich fühle selbst, daß es mir eine neue Staffel bauen wird zum Ruhme — aber ich zerstöre es mit eigener Hand, wenn du mir versprichst, Elise nicht mehr zu sehen!“

Erstaunt sah er sie an. „Was ist das wieder für eine verrückte Idee? Du glaubst doch nicht etwa im Ernst, daß es mich nach der Zerstörung deiner Bilder gelüstet, weil ich neulich im Unmut die dumme Bemerkung machte?“

Sie schüttelte den Kopf und bewegte das Messer, das sie aus dem Malkasten geholt, vor der Staffelei

hin und her. „Ich weiß das. Aber wenn ich das Messer durch die Leinwand stoße, wird es mir sein, als ginge es durch mein eigenes Herz. Diesen großen Schmerz will ich dir als Beweis meiner Liebe auf den Altar legen. Es ist ein Opfer, das ich dir bringe. Gib auch du mir das deine!"

Sie drückte die Spitze des Messers an die Leinwand.

Da sprang der Komponist zu und schlug es ihr aus der Hand, daß es bis in die fernste Zimmerecke flog. Sein Gesicht war bleich.

„Es bedarf deines Opfers nicht, Oktavia! Ich werde nicht mehr hingehen."

„Theo!" Mit ausgebreiteten Armen wollte sie auf ihn zustürzen.

Aber er wies sie zurück. „Laß das, ich —"

Die Tür fiel hinter ihm ins Schloß.

Oktavia starrte darauf hin, als erblicke sie einen Geist. Ihre Rechte griff an die hämmernden Schläfen. Dort drüben verbarg sich vor ihr, was sie sich zurückerringen wollte. Hatte sie damit eine neue Kluft aufgerissen, während sie die alte zu überbrücken wünschte?

Immer wieder fuhr sie mit der Hand über die Stirn, als bereite ihr die Erkenntnis körperlichen Schmerz. Da fiel ihr starrer Blick auf das Bild. Und nun wußte sie auch, was sie dem Bilde noch einfügen mußte, um ihm den Stempel höchster Vollkommenheit aufzudrücken: das tote Glück, das die starken Arme des Wassers nach der ewigen Heimat trugen.

— — — — — — — — — — — — —

In gedrückter Stimmung lebte das junge Paar nebeneinander hin. Das Opfer, das Oktavia ihrem Mann abgerungen, lag als harte Last auf ihrem Haupt. Mißmutig ging jedes seinen Weg. Hie und da fiel

ein Wort, scharf und schneidend, den Groll aufpeitschend, den eines gegen das andere im Herzen trug.

Klinger arbeitete noch immer mit gleichem Eifer an seiner Operette. Ob es ihn wirklich dazu drängte, oder ob er nur arbeitete, um fertig zu werden, wußte sie nicht. Aber es schien ihr, als hielte das, was er jetzt schrieb, mit dem bereits Vollendeten nicht Schritt. Eine Andeutung wagte sie nicht. Sie hatte sich das Recht verscherzt, Ausstellungen zu machen, und so schwieg sie.

Das große Bild stand verhängt an einer Wand des Ateliers. Oktavia wollte es zur Frühjahrsausstellung schicken, und ihre eigene Überzeugung sagte ihr, daß es angenommen würde. Indessen malte sie in ihrer früheren Manier kleine, für anspruchslose Interieurs bestimmte Bilder. Da sie mäßige Preise ansetzte, wurden sie gerne gekauft. Man merkte ihnen die Unlust nicht an, mit der sie geschaffen worden.

Endlich war Klinger mit seiner Operette fertig. Man hatte gerade keine besonders zugkräftigen Stücke am Repertoire, und so wurde sofort mit dem Einstudieren begonnen. Klinger leitete selbst die Proben. Er war fast jeden Vormittag außer Hause, was übrigens in dem gespannten Verhältnis der Gatten kaum einen Unterschied bedeutete.

Am Tage der Premiere legte er seiner Frau zwei Karten hin. Sie nahm sie mit zitternden Fingern und betrachtete sie, als habe sie noch niemals Theaterbillette gesehen.

Der Gedanke, daß die Operette durchfallen könne, war ihr bisher nicht gekommen. Jetzt kam er ihr. Vielleicht stand sie mit ihrer Empfindung vereinzelt da, und die Musik war wirklich von Anfang bis zu Ende gut. Aber eine Stimme in ihrem Innern widersprach.

Während der Vorstellung saß sie nicht neben ihrem Mann. Er war hinter der Bühne, um den Chor, auf den man sich nie verlassen konnte, unter den Augen zu haben und auch, um gleich bei der Hand zu sein, falls man ihn herausrufen würde.

Es kam aber nicht dazu.

Oktavia lief es kalt über den Rücken, als nach dem ersten Fallen des Vorhangs sich kaum ein paar Hände regten. Der zweite Akt wurde schweigend abgelehnt. Nach dem Schlußchor des letzten Aktes rief oben auf der Galerie eine Stimme ein lautes Bravo.

Aber niemand schloß sich an. Weder der Komponist noch die Darsteller wurden gerufen. Wie von einem Begräbnis ging man heim.

Oktavia wartete gar nicht ab, bis ihr Mann sie aus der Loge abholte. Sie fuhr allein nach ihrer Wohnung. Im Speisezimmer war der Teetisch festlich gedeckt, ein mächtiger Blumenstrauß prangte in der Mitte. Oktavia nahm ihn fort und trug ihn hinaus in die Küche. Der Blumengruß hätte wie eine Verhöhnung ausgesehen.

Eine Viertelstunde später kam auch Klinger. Oktavia tat ihm einen Schritt entgegen. Doch auf halbem Wege blieb sie stehen und ließ hilflos die Arme sinken. Theo schien sie gar nicht zu sehen. Mit einem Fluch warf er den Hut aufs Sofa und begann mit großen Schritten auf und ab zu gehen.

Da öffnete Oktavia die zitternden Lippen. „Theo, was sagt der Direktor?"

„Er ist selbstverständlich sehr vergnügt."

„Wird deine Operette nicht mehr gegeben werden?"

Er zuckte die Schulter. „Weiß nicht. Ganz absetzen will der Direktor sie nicht. Aber der zweite und dritte Akt sollen umgearbeitet werden."

Sein Blick, der jetzt voll auf ihr ruhte, klagte sie an.

Es durchschauerte sie. Schüchtern streckte sie die Hand nach ihm aus.

„Ich wollte mich nicht einmischen, Theo, weil du die letzte Zeit doch so verdrossen warst, allein auch ich hatte die Empfindung, daß der zweite Akt schon abfiele. Der dritte aber ist entschieden der schwächste.“

Mit verschränkten Armen, ein Lächeln der Selbstverhöhnung auf den Lippen, blieb er vor ihr stehen. „Meinst du, ich wüßte das nicht? Dieses Werk, das ich mit so viel Liebe begonnen — — lache nicht!“ Er stand plötzlich neben ihr und schüttelte sie zornbebend an der Schulter.

Entsetzt entwand sie sich ihm. „Bist du von Sinnen, Theo? Ich lache doch gar nicht!“

„Schweig! Du hast gelacht! Ich weiß auch, was dich so heiter stimmt. Die Schadenfreude über mein Unglück! Du brennst ja darauf, mich zu übertrumpfen. Aber gerade du solltest nicht lachen! Daß mein Werk mir unter den Händen zerbrach, daran ist niemand anderes schuld als du — du — du!“

Sie wich immer weiter vor ihm zurück. „Du bist rasend!“ sagte sie, nach Atem ringend. „Inwiefern trage ich die Schuld?“

„Das fragst du?! Hast du mich nicht mit deiner kleinlichen Eifersucht mitten aus meinem Schaffen gerissen?“

„Es war mein gutes Recht! Daß es dich so hart treffen würde, konnte ich freilich nicht ahnen.“ Ein herber Spott zuckte um ihren Mund.

Klinger maß sie mit einem kalten Blick. „Du kannst zufrieden sein mit dem Erfolg deiner Eifersucht. Sie hat mich vernichtet!“

„Theo!“

„Widersprich mir nicht! Von dem Tag an, als du mir die seltsame Szene aufspieltest, war mein Schaffen gelähmt. Es war weit weniger das gestörte Vergnügen, das mich herabstimmte, sondern die Knechtschaft, unter die ich mich um deinetwillen beugte. Meine Muse rächte sich dafür. Ich hätte mich dir als Mann zeigen sollen, dir beweisen, daß unberechtigte Vorwürfe mich in meinem freien Handeln nicht beirren können."

„Und wenn ich unter diesen Umständen auf eine weitere Gemeinschaft mit dir verzichtet hätte?"

Er schwieg.

Oktavia richtete sich hoch auf. „Ach so!" sagte sie mit eigentümlicher Betonung. In ihrem eben noch mitleiderfüllten Herzen quoll die Rachsucht jäh empor. Ohne sich zu besinnen, schoß sie den Pfeil ab. „Ein Künstler, dessen Schaffen von der Gnade anderer lebt, ist nach meiner Meinung überhaupt kein Künstler!"

„Was verstehst du unter der Gnade anderer?"

„Das Unvermögen, aus sich selbst heraus zu arbeiten."

Einen Augenblick brannte seine Stirn in heller Glut, dann kehrte er sich mit einem verächtlichen Lachen ab. „Verzeih, aber in allem ist deine Kritik denn doch nicht maßgebend!"

„Meine Kritik?! Das Haus war doch ziemlich voll!"

Als es heraus war, bereute sie es schon. Sie sah, wie ihr Mann die Farbe wechselte, wie er sich auf eine Stuhllehne stützte, um seiner Erregung Herr zu werden. Ins Gesicht hätte sie sich schlagen mögen für ihre Herzlosigkeit. Vergebens suchte sie nach einem Wort, ihre häßliche Rede abzuschwächen.

Klinger enthob sie der Mühe. „Ich glaube, es wird am besten sein, wenn wir unsere diesbezüglichen

Gedanken für uns behalten und schlafen gehen. Ich möchte allein sein diese Nacht. Sei so gut und laß mir das Bett hier auf den Sofa herrichten."

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, nein, du sollst deine gewohnte Bequemlichkeit nicht entbehren! Wenn du allein sein willst, was ich ja ganz gut begreife, werde eben ich hier schlafen."

Er lächelte. „Wie liebenswürdig du plötzlich bist!"

Eine Blutwelle färbte ihr Gesicht. „Weil ich mich schäme, Theo! Vergib mir!"

„Was denn? Daß du an dem Können deines Gatten verzweifelst? Dein Zweifel ist berechtigt."

„Er ist nicht berechtigt! Das böse Wort entfuhr mir bloß im Zorn. Niemand glaubt so fest an deine Begabung als ich!"

„Du willst Zucker streuen in den bitteren Trank. Aber der Zucker wirkt nicht. Überdies schätze ich die Aufrichtigkeit höher als die Süßigkeit, und du warst sehr aufrichtig vorhin!" Er legte die Hand auf die Klinke. „Gute Nacht, Oktavia! Möge mein Mißerfolg deine Träume nicht beunruhigen."

„Theo!"

„Du wünschest?"

„Einen Kuß wenigstens könnten wir uns doch geben?"

Er zuckte mit einem herben Lächeln die Schulter. „Wir kommen von einer durchgefallenen Operette! Wozu hier doch die Komödie?"

— — — — — — — — — — — — —

Oktavias großes Bild stand wieder auf der Staffelei. Sie hatte es hervorgeholt, um es zu lackieren. Sobald es trocken war, sollte es eingeschickt werden. Nun, wo sie es lange nicht gesehen, war sie selbst verblüfft von der Wirkung, die von dem Bilde ausging. Auch der

Titel „Totes Glück“ war gut gewählt. Die weiße Frauengestalt, die mit einem zerpflückten Rosenkranz im Haar auf den Wellen trieb, während die letzten glühenden Abendlichter auf dem erstarrten Antlitz spielten, wirkte geradezu plastisch. Oktavia hatte die Gestalt mit Absicht ganz im Vordergrunde gemalt. Der Beschauer fühlte unwillkürlich das Bedürfnis, die Hand auszustrecken und die verklärte Tote ans Land zu ziehen.

Ein sieghaftes Lächeln trat bei der Betrachtung ihres Werkes auf die Lippen der jungen Frau, und in stolzem Selbstgefühl warf sie das Haupt in den Nacken.

Als sie sich gleich darauf umwandte, erschrak sie. Klinger stand hinter ihr. Er mußte, ohne daß sie es gehört, eingetreten sein, hatte den frohen Ausdruck auf ihren Mienen beobachtet.

Ein unmutiges Rot stieg in ihre Wangen. „Wünschest du etwas?“ fragte sie mit einem Versuch, seine Aufmerksamkeit von dem Bilde abzulenken.

Er schüttelte den Kopf. „Du sagtest gestern, daß du dein Bild in den nächsten Tagen einschicken würdest. Da wollte ich mir noch einmal den Anblick gönnen.“

Sie schob sich zwischen ihn und das Bild. „Seit wann interessierst du dich so für meine Tätigkeit?“

„Seitdem ich, wenn auch ungerufen, teilnehme an deinen ehrgeizigen Plänen. Wenn der Triumph, der vorhin aus deinen Augen leuchtete, nur halb zur Wahrheit wird, kannst du sicher sein, daß man dich in feierlichem Zuge durch die Stadt tragen wird! Wie benennst du das Bild eigentlich?“

„Totes Glück.“

„Paßt dieser Titel auch?“

Sie trat zur Seite und gab ihm den Ausblick auf das Gemälde frei. Den Kopf zurückgebogen, die Arme

hinter dem Rücken verschränkt, lehnte sie an der Wand und weidete sich an seinem jähen Erstaunen.

Klingers Augen wanderten von dem Bilde fort zu ihr. „Sieh nur, das bist du ja selbst!“ sagte er spottend. „Bist du wirklich so unglücklich, daß du dich in dieser Verfassung öffentlich ausstellen willst?“

Es stieg ihr heiß zum Halse empor. „Wenn das Bild nur gut ist. Das andere ist Nebensache!“

„Doch nicht ganz! Ich kann dir zum Beispiel verbieten, dieses Bild, auf dem du eine so merkwürdige Rolle spielst, auszustellen.“

„Du mir?“

Ein schneidender Hohn lag in der Frage.

„Jawohl — ich dir! Bin ich nicht dein Mann?“

„Darauf kann ich dir nur mit einer Frage antworten: Bin ich nicht dein Weib?“

„Was heißt das?“

„Das heißt, daß du sehr ungehalten warst, als ich mir erlaubte, dich an diese unumstößliche Tatsache zu erinnern. Heute noch trägst du mir's nach, daß ich, das Weib, es gewagt, meine Rechte geltend zu machen.“

Seine Brauen zogen sich finster zusammen. „Der Fall war anders. Ich hatte in einem harmlosen geistigen Verkehr Anregung für mein Schaffen gefunden, das dir und mir gleicherweise zugute kommt. Das Bild hier ist eine offene Demonstration. Es soll mich beleidigen, und deshalb verbiete ich dir, es auszustellen! Es liegt wahrlich kein Grund vor, dich dem Volke als geknickte Lilie zu zeigen. Entweder du änderst die Züge oder das Bild bleibt hier!“

Trotzig warf sie die Lippen auf: „Weder das eine noch das andere! Das Bild bleibt, wie es ist, und wird so ausgestellt! Es ist auch gar nicht das Sujet, das dich ärgert.“

„Was denn?"

Ihre Brust hob und senkte sich stürmisch. „Verhindern willst du, daß man mich emporhebt, während du selbst am Boden liegst!"

Sein Blick funkelte. „Und selbst wenn deine schmachvolle Vermutung richtig wäre, das Bild untersteht dennoch meiner Gewalt!"

„Ich werde es mit meinem Leben gegen dich verteidigen!"

„Mit deinem Leben — ha — ha! Sieh her, so sieht dein Glorienschein aus, in dem du dich heute schon sonnst! So —"

Ehe sie's hindern konnte, hatte er in den Malkasten gegriffen, in dem das Messer lag.

Mit einem Schrei warf sie sich zwischen ihn und das Bild. „Tu's nicht, Theo, ich beschwöre dich!"

„Doch, ich tu's! Warum reizest du mich? Da — da hast du —"

Er glitt plötzlich aus. Sein gegen das Bild gerichteter Arm fuhr nach Oktavias Brust.

Ein gellender Schrei — ein Blutstrahl.

Die junge Frau sank auf den Teppich nieder.

„Oktavia!" Grau im Gesicht vor Entsetzen beugte Klinger sich über den leblosen Körper. Das Haar sträubte sich ihm. Er hatte sie gemordet, sein Weib, seine Oktavia!

Wie ein Irrsinniger rüttelte er an ihr. Dann stürzte er in die Küche.

„Einen Arzt — schnell, schnell, ehe es zu spät ist!"

Mit bebenden Händen entkleidete er Oktavia und trug sie aufs Bett. War das nicht schon der Schauer des Todes, der durch ihre Adern rann? Die Augen traten ihm aus den Höhlen, der Schweiß lief ihm von der Stirn.

Endlich erschien der Arzt. Mit irrem Blick sah Klinger dessen geschäftigem Walten zu.

Da wandte der Arzt den Kopf. „Hart am Leben vorbei! Ein Millimeter tiefer, und es war zu Ende! Wie geschah denn das Unglück?“

Klinger rang nach Luft. „Wir standen vor dem eben vollendeten Bilde meiner Frau, und ich drohte im Scherz, daß ich es durch einen Messerstich zerstören würde. Meine Frau warf sich dazwischen, ich glitt aus, und da —“

Schaudernd barg er das Gesicht in der Hand.

Des Arztes Blick streifte ihn forschend. „Der Scherz hätte sehr übel ausgehen können! Bitte, sorgen Sie dafür, daß die Kranke in absoluter Ruhe erhalten wird!“

„Ich werde die Pflege keinem Fremden anvertrauen.“

„Gut. Eben beginnt die Ohnmacht zu weichen. Sehen Sie!“

Oktavia schlug die Augen auf. „Das Bild!“ murmelte sie.

Klinger stürzte ans Bett und ergriff die kalten Hände. „Es ist unversehrt, Oktavia, ich bringe es dir, wenn du es sehen willst.“

Da erst erkannte sie ihn. Die leichenhafte Blässe ihres Gesichtes wich einem sengenden Rot. Schweigend kehrte sie sich gegen die Wand.

„Ich gehe jetzt,“ sagte der Arzt. „Lassen Sie Eis holen und die Medizin, die ich hier aufgeschrieben. Gegen Abend sehe ich nochmals nach.“

Die Tür fiel zu. Die beiden Gatten waren allein. Eine drückende Pause entstand.

„Oktavia!“

Langsam hob sie die Lider.

„Soll ich dir das Bild holen, Oktavia?“

Sie gab keine Antwort.

Auf den Zehenspitzen schlich er aus dem Zimmer und kam bald darauf, keuchend unter der schweren Last, wieder. Er stellte das Bild so, daß Oktavia ohne Anstrengung oder Veränderung ihrer Lage darauf hinsehen konnte.

„Es ist nichts, gar nichts daran geschehen, Oktavia!“

Ihr Blick flog glanzlos darüber hin. „Und ich? Was sagt der Arzt?“ Zum ersten Male öffnete sie die Lippen.

Klinger setzte sich auf den Bettrand und streichelte ihre Hand. „Hart am Leben vorbei, hat er gesagt. Du bist außer Gefahr.“

„Ein Verhängnis —“

„Was meinst du?“

„Daß es vorbeiging!“

„Oktavia!“ Erschauernd drückte er seinen Mund auf ihre kalten Lippen. „So sollst du nicht reden, Oktavia. Wie gewaltig auch dein Herz von Bitterkeit gegen mich voll sein mag, das eine kann ich dir doch schwören: mit meinem Leben möchte ich's bezahlen, wenn ich das Furchtbare ungeschehen machen könnte!“

Sie schüttelte wehmütig den Kopf. „Es ist nicht das allein. Es ist das ganze große Unglück, das sich uns in dieser Stunde enthüllte. Wie Rivalen haben wir bisher nebeneinander gelebt, uns gegenseitig mit scheelen Blicken messend, aber nicht wie Mann und Weib. Das wird immer so sein, immer und ewig! Nicht umsonst haben wir — bis aufs Messer gekämpft!“

Ihre Worte trafen ihn wie ein Schlag. In diesem Augenblick fühlte er sich allein schuldig. Ein Sturm wogte in seiner Brust, seine Lippen zitterten.

„Was du da sagst, ist wahr, Oktavia! Ich habe oft und viel gefehlt gegen dich!“

„Nicht du allein — auch ich! Deshalb war unser Glück so kurz. Man kann nicht glücklich sein, wenn eines auf des anderen Schaden sinnt. Und deshalb“ — ihre Stimme wurde matt — „wäre es das beste gewesen, wenn der Stich mich zu Tode getroffen hätte!“

„Das kann dein Ernst nicht sein!“

„Doch, es ist mein Ernst! Was ich vor mir sehe, ist grau — alles grau. Es wird nie anders werden, solange wir Rivalen sind.“

Seine Arme umklammerten sie. „Müssen wir denn Rivalen bleiben? Können wir nicht jedes in seiner Kunst die eigenen Wege gehen, einander selbstlos gönnend, was wir zur Freude des anderen erwerben? Können wir nicht noch einmal beginnen, allen Ballast kleinlicher Seelen beiseite lassen, unser junges Glück neu aufbauen? Nicht umsonst hat das Schicksal uns an den Rand des Verderbens geführt! Ich habe die Mahnung verstanden, und wenn auch du sie verstehst — — Oktavia, liebst du mich denn gar nicht mehr?“

Sie schloß die Augen unter seinem brennenden, reuevollen Blick: „Ich habe nie aufgehört, dich zu lieben, und doch habe ich dich so elend gemacht!“

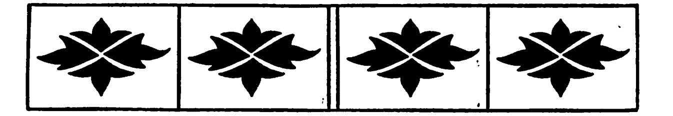
„Das war gegenseitig! Das Menschenherz weist so viele Schlacken auf, deren es sich oft erst nach und nach im schmerzenden Feuer entledigt. Von heute an will ich nur noch für dich leben! Und dein Bild stellen wir selbstverständlich aus. — Aber ich muß eine Bedingung daran knüpfen: Ich selbst will der Käufer sein! Wenn je die Zwietracht wieder ihren Schatten in unsere Häuslichkeit werfen sollte, dann wird das Bild uns an den schwarzen Punkt führen, über den hinweg wir uns zum zweiten Male die Hand gereicht. — Oktavia, willst du zum zweiten Male mein Weib werden?“

Über ihre bleichen Züge glitt ein versöhnendes Lächeln. Mühsam zog sie mit der kraftlosen Hand das Haupt ihres Mannes zu sich herab. „Ich will, Theo! Und vergib auch du mir! Wie Toren haben wir gehandelt, uns geliebt und gequält zu gleicher Zeit. Wir wollen einen großen Strich unter unser bisheriges Leben machen!"

„Und uns lieben, Oktavia!"

Sie nickte und preßte ihren fiebernden Mund auf den seinen. „Ja, Theo — wie Mann und Weib!"





Chabet-el-Akra, die schönste Straße der Welt.

Von Max Nentwich.

Mit 8 Aufnahmen des Verfassers.

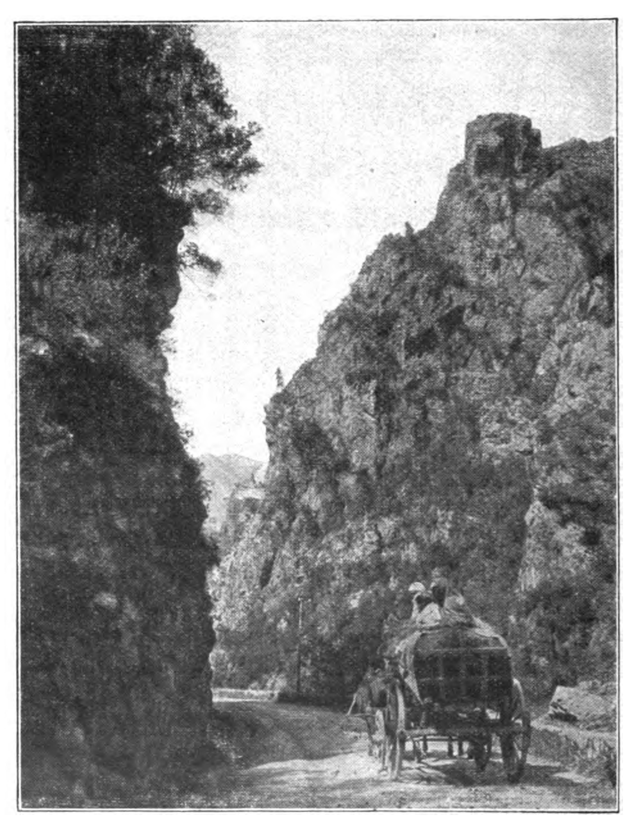
(Nachdruck verboten.)

Es gibt ja viele „schönste Straßen der Welt“, fast jedes Land hat deren eine aufzuweisen, und es dürfte schwer sein, die wirklich schönste herauszufinden. Jede von ihnen besitzt etwas besonders Charakteristisches. Was Chabet-el-Akra, eine der Hauptverkehrsadern des modernen Algeriens, anderen romantischen Prachtstraßen voraus hat, ist das seltsame Verkehrsmilieu, das auf dieser Felsenstraße anzutreffen ist, hier, wo französische Hochkultur ihren Weg in die kabylische Wildnis zog und Morgen- und Abendland sich innig berühren.

Als die Franzosen im vorigen Jahrhundert den seeräuberischen Barbaresken das Handwerk gelegt und Algerien annektiert hatten, schufen sie eine Bahn, die, von Algier ostwärts, etwa 100 Kilometer von der Küste entfernt, im Innern Algeriens dahinlief, die Städte Setif, Constantine, Guelma, Souk-Ahras miteinander verband, einen Seitenarm bis tief hinunter in die Wüste nach Biskra streckte und später als Hauptlinie bis Tunis weitergeführt wurde.

Dann mußten natürlich von dieser Bahn Verkehrswege nach den Mittelmeerhäfen des Landes geschaffen

werden, was durch direkte Bahnverbindungen, sowie durch Chausseen bewerkstelligt wurde. Sie durch-



Eine Sendung Halfagras auf dem Transport zum Hafen.

schneiden alle in mehr oder minder romantischen Schluchten den Tellatlas, jenen Gebirgszug, der sich vom Hohen Atlas in Marokko durch das nordwestliche Afrika hinzieht.

Die schönste dieser Straßen ist die von Setif nach dem Meere führende, nach Bougie beziehungsweise Djidjelli abzweigende Chaussee, die im Chabet-el-Akra auf 7 Kilometer langer Strecke die Höhenzüge des



Postkutsche vor dem Hotel in dem Kabylendorf Kerrata.

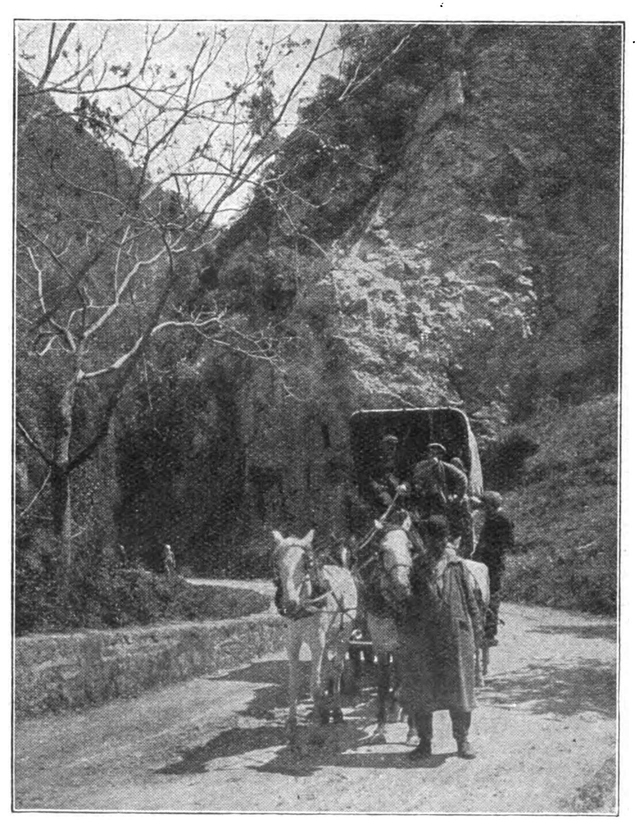
2000 Meter hohen Djebel Babor durchschneidet. „Todesschlucht“ wird dieser, bei dem kabylischen Dörfchen Kerrata beginnende und bei der Station der Weißen Väter Ben-Ismael endende Hauptteil der Straße genannt, die die einzige, infolgedessen stark benützte Verbindung aller am Golf von Bougie gelegenen und aller nordkabylischen Ortschaften mit der Bahn dar-

stellt; sie kommt auch für die Reisenden in Betracht, die in ihren eigenen Automobilen hinunter nach Biskra wollen.

Da ich zu wählen hatte zwischen Automobil und Privatgespann, so bin ich — zu Fuß gegangen, wenigstens auf der Hauptstrecke, und zwar gleich dreimal. Für die 56 Kilometer von Setif bis Kerrata benützte ich die hier zu Lande übliche Diligence, ein zweistöckiges Postgefährt, das längstverklungene Erinnerungen an die liebe alte Postkutsche weckte. Schwager Postillion reichte jedem seiner Reisenden, ganz gleich ob Franzose, Araber oder sonstiger Vertreter irgend einer Nation, kordial die Hand, und dann begann die Fahrt um dreieinhalb Uhr morgens, also in stockfinsterer Nacht; schwerfällig karretet das fünfspännige Gefährt zum Tore hinaus, denn Setif ist, wie viele algerischen Städte, aus der Okkupationszeit her noch mit einer Festungsmauer umgeben. Dann gab's ein Peitschenknallen, und die Schellen unserer fünf Schimmel fingen lustiger zu klingeln an, obgleich der Weg fortdauernd ansteigt. In Fermatou lag noch alles im Schlaf, und der Kutscher knallte in formvollendeter Weise mit seiner Peitsche einen energischen Weckruf zum Postverweser hinüber.

Bei der Abfahrt war es mir schon vorgekommen, als wehte ein für afrikanische Verhältnisse recht frischer Wind; hier im Gebirge aber wurde es empfindlich kalt, und als die Sonne strahlend über den Horizont stieg, lag — es war am 3. Mai — dicker Reif auf den Feldern. Fröstelnde Araber hockten, in ihren wollenen Burnus gehüllt, auf der Dorfstraße des 1000 Meter hoch gelegenen Örtchens El-Ouricia und warteten auf wärmenden Sonnenschein, und ich mußte schleunigst meine Meinung über afrikanische Temperaturen einer Korrektur unterziehen.

Von der Paßhöhe von Teniet-et-Tine (1234 Meter), die wir gegen acht Uhr erreichten, eröffnete sich ein



Die zweistöckige Postkutsche von Bougie am Ausgange des Chabet-el-Akra.

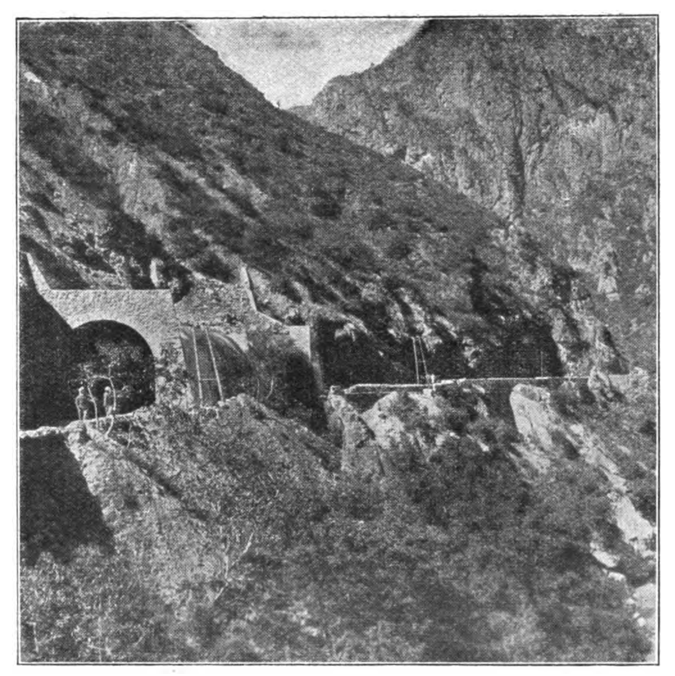
wundervoller Ausblick auf das Hochgebirge mit dem leitenden Flügelmann, dem in blendendes Weiß gehüllten Djebel Babor, und seiner ebenfalls schnee-

bedeckten pittoresken Höhenkette. Als in Amoucha die Pferde gewechselt wurden, benützte ich die Zeit, um endlich das langvermißte Frühstück nachzuholen, und war froh, wenigstens ein Glas schwarzen Kaffee zu bekommen; dann stellte ich mich in die Sonne, um meine erstarrten Glieder etwas aufzuwärmen.

Allmählich senkte sich die Straße wieder, an dem Berberdörfchen Taketount mit der berühmten Mineralquelle Ain-el-Hamda ging es vorüber und an den hervorragend schön gepflegten Weingärten der Weißen Väter, auf weite Strecken begleitet von den üppigen blaßroten Blüten des Mandelbaumes, und gegen Mittag erreichten wir endlich im Tale des wilden Gebirgsflusses Oued Agrioun, an den Südabhängen des Djebel Babor, der zweithöchsten Erhebung des ganzen Tellatlas, das Kabylendorf Kerrata. Hier treffen sich die beiden Diligencen, die von Setif und die von Bougie, um nach einer Stunde Aufenthalt wieder zu ihrem Ausgangsort zurückzukehren, wo sie abends um sechs beziehungsweise sieben Uhr eintreffen.

Kerrata, die Mittelstation der starkbesuchten Hauptstraße durch die Kabylie, besteht im Grunde genommen nur aus einer Reihe von Häusern, die die Straße flankieren; der Ortsverkehr konzentriert sich aber doch auf die Gegend der Post und des gegenübergelegenen Hotels, in dem man, nebenbei bemerkt, so gut und so teuer untergebracht ist, daß man ganz vergißt, mitten in der kabylischen Wildnis zu stecken, wenn nicht ein Blick hinaus auf die Straße uns von dieser Wirklichkeit sofort überzeugen würde. Hier herrscht den ganzen Tag über reges Leben; da stehen die Diligencen neben Wagen und Automobilen, deren Insassen als unsere Tischnachbarn ebenfalls einen Imbiß einnehmen, und

die Straße in ihrer ganzen Breite ist eine Promenade für die sonnenfrohen Kabylen, die anscheinend überhaupt nichts anderes zu tun haben, als hier spazieren zu gehen. Es sind hübsche, kluge Köpfe unter ihnen;



Übertunnelung der Chaussee gegen fortdauernd niedergehendes Geröll.

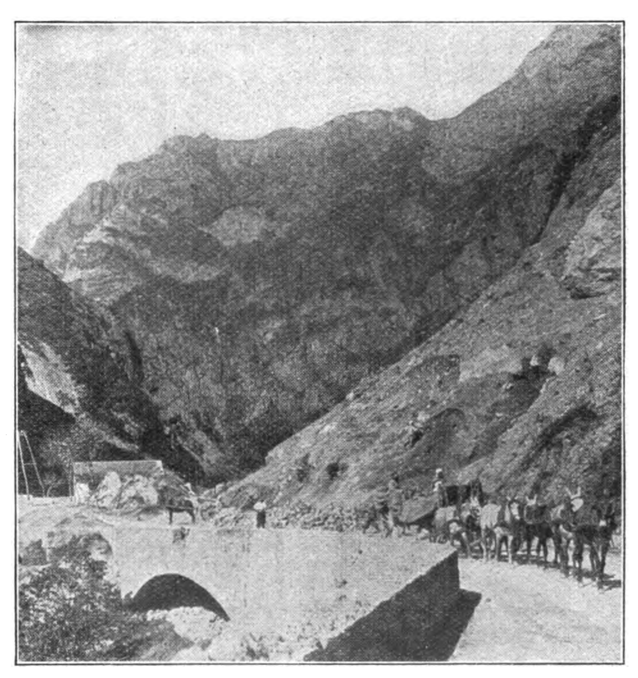
der Kabyle hat vor dem Araber überhaupt etwas voraus: er hat eine eigene Sprache, die noch aus römischer Zeit lateinische Anklänge aufweist, seine Frauen gehen zum Unterschied von den arabischen unverschleiert, was man bei ihrer unbestrittenen Schönheit nur willkommen heißen kann, und der ganze

Stamm der Kabylen entwickelt eine viel größere Intelligenz, die ihn, wenn er sonst Lust hat, seine Heimat zu verlassen, schnell vorwärtsbringt, die ihn aber auch in der Heimat alle Vorteile der französischen Kolonisationsarbeit mit Geschick wahrnehmen läßt.

Nach einem glänzenden Frühstück — Hunger ist der beste Koch, und ich hatte wirklich Hunger — bestieg ich die Gegendiligence, um zur Orientierung erst einmal im Wagen die Schluchten des Chabet-el-Akra zu durcheilen. Der neue Kutscher, ein hochgewachsener, strammer Kabyle, bugsierte mich sogleich auf seinen Bock hinauf, erklärte mir in fließendem Französisch, daß das der beste Platz sei, und daß er selbst mir das alles gleich zeigen werde. Der Mann hatte die Strecke schon so lange befahren, wie sie überhaupt besteht, sonst hätte ich es wirklich mit der Angst bekommen können; er nahm gleich am Eingang zur Schlucht eine Biegung mit einer solchen Verve, daß ich seitdem immer nur mit Bangen nach der nächsten Straßenwindung ausblickte.

Zur Rechten strebten die Felsen senkrecht in die Höhe, zur Linken stürzten sie 50 bis 60 Meter tief in das Flußbett des Oued Agrioun hinunter, und unsere Straße zog sich wie eine weiße Linie an dem Felsgemäuer dahin. Blaue Signaltafeln machten auf die Gefahren der Wegbiegungen besonders aufmerksam, aber das nützte alles nichts — Schwager Postillion knallte auf seine fünf Schimmel ein, hieb auch daneben und traf aus Versehen ein langsam vorübertrottendes Eselchen, so daß es seinen Reiter abzuwerfen drohte — er schlug immer so daneben, wenn ein fremdes Eselchen vorbeiging — und wies mit der langen Peitsche lachend nach seltsamen Felsformationen, die die Volksphantasie wie überall mit Namen bedacht hatte: „Das ist der

Zuckerhut!" — „Das sind die drei Brüder!" und auf ein Felsenloch: „Hier oben hat ein alter Eremit vierzig Jahre lang gewohnt!" — und währenddessen ging es im sausenden Galopp eine scharfe Kurve herum, an



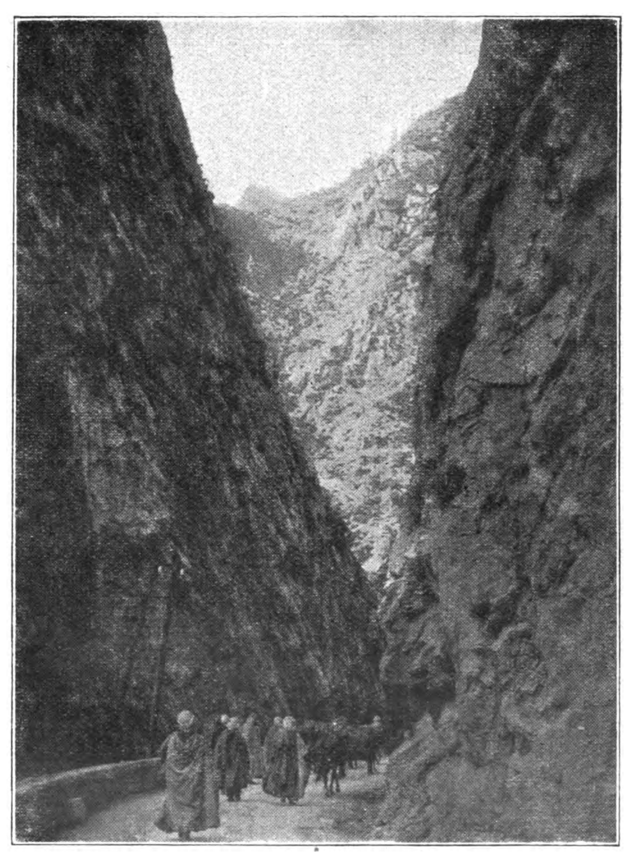
Das Chausseebauamt, in dessen Nähe Regulierungsarbeiten vorgenommen werden; auf der Straße der typische siebenspännige Lastwagen.

einem prustenden Automobil vorbei und auf hoher Brücke über den tief unten tosenden Fluß hinweg nach der anderen Seite der Felswände, mit Hallo und Peitschenknall durch einen Tunnel, von dessen Decken und Wänden das Wasser in dicken Güssen hernieder-

floß, dann wieder hinaus in den grellen Sonnenschein, an ganzen Rotten von Straßenarbeitern vorüber; dann glaubte man wieder, der Weg höre auf, denn die Felsen stoßen ja zusammen — im Sausen ging es durch die dunkle Klamm wieder in die brennende Sonne hinaus. Es waren kaum zwanzig Minuten vergangen, da hatten wir die Schluchten durchflogen, so etwa eine deutsche Meile Weges mit einem Gefälle von 300 Meter — daher die solide Fahrt, auf der man wenig gesehen, aber viel Angst ausgestanden hatte. Zum Dank verewigte ich am Ausgange der Schlucht Kutscher, Gefährt und Mitreisende auf der Platte.

Dann aber trat ich die gemütliche Rückwanderung an, die mir erst einen Einblick in die grandiose Schönheit der Todesschlucht gewährte. Eine in den Eingangsfelsen eingemeißelte Inschrift erinnert an den kostspieligen Bau der Straße in den Jahren 1863 bis 1870. Es hatte vorher schon ein schmaler, sehr unsicherer Gebirgspfad bestanden, dessen Existenz wahrscheinlich bis zurück in die Römerzeit reicht; die Franzosen haben aber eine vorzügliche, breite Chaussee geschaffen, die teils in die Felsen hineingeschlagen ist, teils durch Strebepfeiler gestützt wird, Brücken und Tunnel aufweist und nur durch fortdauernde Arbeit gegen niederstürzendes Gestein, gegen Schlammergüsse und Wasserstürze erhalten werden kann. Jeder Regen schwemmt von den Höhen des Djebel Takoucht, des Djebel Abrar Amellal und des Kef Randek Unmengen von Geröll, Schlamm und Steinen hernieder, die zwar durch geschickt eingerichtete Sickerrinnen in den Brüstungen sofort Abfluß haben, aber doch auch sehr schnell Schaden anrichten und bisweilen ganze Strecken niederreißen. Daher ist in der Mitte des Chabet, wo die Straße auf hoher Brücke den Fluß

überschreitet, ein eigenes Chausseebaubureau eingerichtet, dessen Beamte die Arbeiten leiten und ein



Kabylen auf dem Wege durch die Schlucht.

ganzes Heer von Kabylen und Arabern als Arbeiter, sowie Wagen und Maultiere zur Verfügung haben.

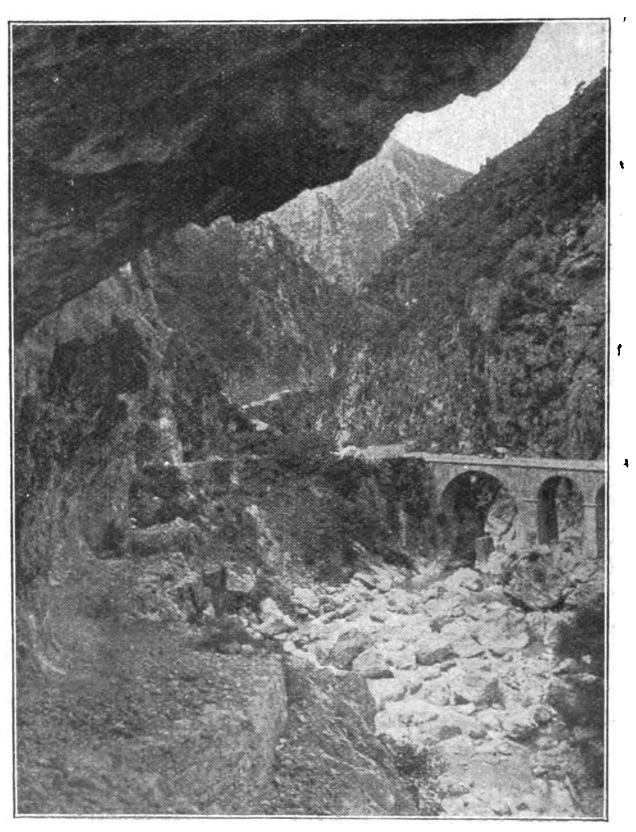
Die beiden Tunnel, von denen der letztere erst 1878

errichtet wurde, haben vornehmlich den Zweck, niedergehendes Gestein abzufangen; sie sind daher mit meterdicken Tonnengewölben überdacht, auf denen jetzt schon ganz ansehnliche Geröllhaufen lagern, so daß ein Durchschlagen so gut wie ausgeschlossen erscheint.

Dort über dem Fluß auf freiliegendem Felsplateau zeigt eine in französischer und arabischer Schrift ausgeführte mächtige Gedächtnistafel den 7. April 1864 als jenen Tag an, an welchem die ersten französischen Soldaten den im Bau befindlichen Paß durchschritten; es waren Tirailleure, jene Eingeborenentruppe, deren Spezialität, wie ich mich des öfteren überzeugen konnte, die Bergkraxelei zu sein scheint.

Und so wandere ich durch die grandiose Natur auf einem sicheren Wege, den menschlicher Eifer und die in die Wildnis dringende Kultur dem Felsen abgerungen haben; hoch oben, weit über den Felsenspitzen, kreisen Adler in ruhigem Gleitfluge dahin, ganze Scharen von Schwalben, Sperbern, Drosseln und allerhand Singvögeln fliegen um mich her, unten stürzt der Fluß dumpfdröhnend über das Felsgeröll, und hier neben mir schreiten Wanderer in langem, weißem Burnus, mit dem bunten Turban oder dem roten Fes auf dem Haupte, unter dem Arme statt der Flinte, die sie jahrhundertelang getragen, die ihnen aber die vordringende Kultur in kluger Vorsicht abgenommen, den dicken Wanderstab. Dann naht eine kleine Karawane von Eseln und Maultieren, hochbepackt mit den Erzeugnissen des Landes, ein hochräderiges Lastfuhrwerk, das Güter von Algier bis in die Wüste hinunter auf der Landstraße befördert, oder eine niedrige Dorfkutsche, dazwischen sucht fauchend ein Automobil seinen Weg, oder berittene Gendarmen patrouillieren die Strecke ab. Gigantisch überragt die Naturstaffage das

Kleinleben hier auf der Straße, und jede Wegbiegung eröffnet neue überraschende Aussichten; bald sind es



Blick von dem in den Felsen geschlagenen Touristenpfad nach Chabet-Akorn auf die Brücke, die den Oued Agrioun überschreitet.

himmelstürmende, nackte Felsen, bald dichtbewaldete Abhänge, bald abgesprengtes Felsgetrümmer, bald die

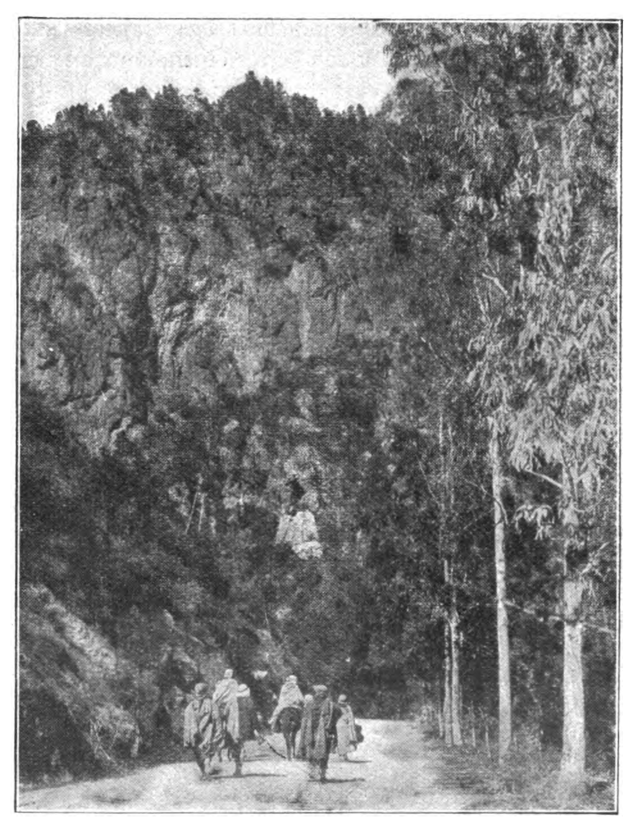
sanfte Lehne eines Berges, die dann steil hinaufführt, hoch hinauf bis zur wolkenumhüllten Spitze eines Berges — und unten rauscht in ungebändigter Wildheit der Fluß.

Der äußerst rührige „Touring-Club de France" hat hier im Chabet-el-Akra noch besondere Felsenpfade für Touristen geschaffen, die allerdings nur schwindelfreien Wanderern zu empfehlen sind. Der eine führt hinunter zum Wildbach, überschreitet auf der Teufelsbrücke den Fluß und zieht sich dann an der gegenüberliegenden Bergwand in steilen Serpentinen hinauf in das versteckt liegende Kabylendorf Djermouna; an den Berglehnen dieses Teiles der Schlucht gibt es noch Hunderte von wildlebenden Affen, die bisweilen die Kühnheit besitzen, sich dem Wanderer zu nähern und in respektvoller Entfernung auch ein hingeworfenes Stückchen Brot oder Zucker nicht verschmähen.

Ein anderer Weg führt vom Chausseebauamt nach Chabet-Akorn; er ist ohne weiteres in den Felsen hineingeschlagen und schlängelt sich, bei etwa 30 Meter Höhe über dem Flusse beginnend, an der senkrechten, manchmal sogar überhängenden Felswand hoch hinauf, den Lauf des Tales verfolgend. Die des Bergsteigens gewohnten Kabylen benützen diese Pfade natürlich sehr gern; dann überläuft auch den furchtlosesten Touristen ein gelindes Gruseln, wenn er auf schmalem, geländerlosem Felsensteg, an die 100 Meter über dem Abgrunde einer Schar sonnengebräunter Burnusträger begegnet, die zwar manchmal recht unfreundlich dreinschauen, dabei aber gutmütig wie die Kinder sind; die meisten grüßen den Fremden, zumal den Touristen, mit aller Höflichkeit.

Die Dämmerung überrascht mich, und ich muß meine Schritte beschleunigen; aber schon am frühen

Morgen des nächsten Tages wanderte ich wieder hinunter in die Schlucht. Es war ein herrlicher Maien-



Eukalyptusallee im Chabet-el-Akra.

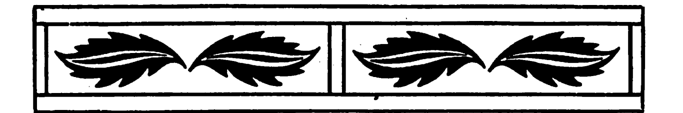
morgen; in den dichten Gebüschen sangen Nachtigallen dem jungen Tag entgegen, und die Sonne sandte ihre wärmenden Strahlen in die kühlen Felsengründe. Am Wege hockten Straßenarbeiter beim Feuer und machten

sich ihr Frühstück zurecht; der Rauch stieg in blauen Schwaden zum strahlend reinen Äther empor, wo wieder wie gestern breitschwingige Adler schwebten. Unten donnerte der Wildbach über das Gestein, Zicklein und Esel weideten auf den Rainen, und an den steilen Felsen klebten ein paar Jungen, um Kuhfutter zu holen.

Auf der wundervollen Straße sammelte sich wieder das seltsame Passantengemisch; der Burnus herrschte weit über das moderne Kulturhabit, und ich richtete meinen photographischen Apparat auf die landschaftlich hervorragendsten Bilder. Neugierig guckten ein paar Kabylen in meinen Kasten; sie nahmen meine Erklärungen mit dem größten Interesse entgegen und verfolgten unter den lebhaftesten Beobachtungsäußerungen durch den Apparat hindurch das Vorüberziehen einer Schafherde. Und ich muß gestehen, daß die Herzbeklemmung, die ich bei Festlegung des Reiseplanes vor der Fußtour durch den Chabet-el-Akra bekommen, mir jetzt im Angesichte all der einzigartigen Naturschönheiten, des intelligenten, zuvorkommenden Volksstammes und eines vorzüglich organisierten Sicherheitsdienstes fast lächerlich vorkommen wollte.

Jedem Reisenden kann ich aber nur raten, wenn er die Todesschlucht des Chabet-el-Akra besuchen will, eine Fußwanderung unbedingt mit auf das Reiseprogramm zu stellen.





Weihnachtsklaven.

Erzählung von Otto Hoecker.

„Was soll ich dir eigentlich zu Weihnachten schenken, Max?"

Durch die hohen Spiegelscheiben kam in das elegante Zimmer mit seiner stilechten Einrichtung die Dämmerung gehuscht. Immerhin spendete der scheidende Dezembertag noch Licht genug, um die hübschen, regelmäßigen Züge Hedwigs, der verwöhnten einzigen Tochter des Kaufhauskaisers, wie man scherzend den Geheimen Kommerzienrat Kaiser, den Gründer und Besitzer einer Anzahl der größten Warenhäuser in verschiedenen deutschen Großstädten, zu nennen pflegte, erkennen zu lassen.

Vetter Max betrachtete sie mit einer Andacht, die ihr bei dem im Raume herrschenden Zwielicht entging. Um so mehr überraschte sie sein beharrliches Schweigen.

„Warum antwortest du nicht?"

„Ich — ich dachte darüber nach," gab der junge Mediziner mit nicht ganz aufrichtig klingendem Auflachen zurück, „was ich mir am meisten wünsche."

„Ja, was kannst du dir eigentlich wünschen!" spann sie den Gesprächsfaden lebhaft weiter. „Was für dich geeignete Geschenke anbelangt, habe ich meinen Phantasievorrat so ziemlich erschöpft. Als ich noch ein ganz kleines Mädel war und du ein langaufgeschos-

jener Primaner, begann ich mit einem selbstgestickten Buchzeichen — es war ein Ungeheuer in seiner Art. Später stickte, strickte und häkelte ich alle möglichen Hüllen für alle möglichen und unmöglichen Gegenstände."

„Ja, damals warst du eine kleine, liebe, süße Maus!"

„Dann kamen für den Herrn Studiosus standesgemäßere Geschenke an die Reihe."

„Sehr teure, elegante Geschenke, aber das Persönliche ging ihnen ab."

Sie beachtete weder seine neuerliche Unterbrechung noch den sie endigenden Seufzer.

„Wie gesagt, meine Phantasie läßt mich jetzt im Stiche. Du hast im Laufe der Jahre alles, was ein Männerherz erfreuen kann, von mir geschenkt bekommen. Letzte Weihnachten gab ich dir das silberne Rauchservice, das bei Papas Preiskonkurrenz den ersten Preis erhielt und während seiner Ausstellung im Kaufhaus Merkur so viele Bewunderung erregte — und diesmal — nun da fällt mir nichts, aber auch gar nichts mehr ein, was ich dir verehren könnte."

„Hm," meinte er zögernd, „ich möchte mir etwas — nun ja, etwas Neues, noch nicht Dagewesenes zum Geschenk wünschen."

„Da haben wir's ja," klagte sie, „du bist so apart in deinem Geschmack, so schwer zu befriedigen, und was man ums liebe Geld kaufen kann, bleibt sich immer gleich!"

So lange Hedwig zurückdenken konnte, hatte Vetter Max eine große Rolle in ihrem Leben gespielt. Zuerst, als er noch unendlich älter als sie gewesen, da hatte sie ihn, vielleicht auch sein golddurchwirktes Verbindungsband oder den flotten Stürmer auf seinen kurzen Locken, gleich einem höheren Wesen verehrt.

Im Laufe der Jahre war in ihren Gefühlen ein Wandel eingetreten. Heute begriff sie nicht länger, wie der um zehn Jahre ältere Vetter jemals ein Gegenstand der Verehrung für sie hatte sein können, heute war er nur noch ein „lieber Kerl“. Dafür aber betete er sie an, ließ sich von ihr um den Finger wickeln und gehorchte ihr aufs Wort.

Im Herzensgrunde gab sie ihm recht. Sie hatte ihm, von den kläglich mißlungenen Handarbeiten aus ihrer frühen Mädchenzeit abgesehen, keine einzige wirklich persönliche Gabe geschenkt, wie sie ihrer, der man in der Gesellschaft allgemein Originalität nachsagte, würdig gewesen wäre. Diesmal hätte sie ihm gar zu gern irgend etwas Eigenartiges zugedacht, wenn sie nur gewußt hätte, was.

„Ich will dir etwas verraten,“ sagte der junge Arzt lachend. „Kaufen kannst du ja alles, was du magst; wie wäre es nun, wenn du dir einmal erst das Geld verdientest, womit du mir ein Geschenk machen willst? Das wäre doch etwas Neues!“

„Um Gottes willen, wie sollte ich das nur anfangen?“

„Ja, darüber denke einmal nach! Und damit du das ganz ungestört tun kannst, will ich mich lieber empfehlen.“

„Aber sage mir doch wenigstens —“

„Lebewohl sage ich dir hiermit, sonst nichts. Sage dir nur alles selbst, was du brauchst.“

Die Tür fiel hinter ihm ins Schloß.

Auf welche Weise konnte sie Geld verdienen? Wirklich verdienen? Nicht etwa als die einzige Tochter und Erbin ihres Vaters, die Schecke in jeder Höhe ausstellen konnte, sondern aus eigener Kraft verdienen, wie etwa die kleinen Warenhausmädel, von denen

jetzt um die Weihnachtszeit Tausende im Solde ihres Vaters standen.

Sie trat ans Fenster und sah in den trüben Wintertag hinaus.

Sie pflegte nur selten einmal in den väterlichen Kaufhäusern vorzusprechen, denn diese waren mehr für die breite Masse des Volkes bestimmt, während sie selbst ihre Einkäufe nur in den vornehmsten Geschäften zu besorgen gewohnt war. Darum kannte man sie in den verschiedenen Warenhäusern kaum von Person. Konnte sie nicht einmal sich einige Tage lang, natürlich im strengsten Inkognito, in einem der väterlichen Kaufhäuser als Aushilfsladnerin beschäftigen lassen?

Ganz entzückt über ihren Plan klatschte Hedwig Kaiser in die Hände. Das versprach ein wirklich lockendes Abenteuer zu werden, ganz abgesehen davon, daß sie alsdann Vetter Max sein diesmaliges Weihnachtsgeschenk wirklich mit selbstverdientem Gelde kaufen konnte. Der würde Augen machen! Für sie selbst aber bedeutete es eine reizvolle Abwechslung.

Sie hatte die flinken, munteren Ladenmädel, die nichts weiter zu tun hatten, als ihre Kunden zuvorkommend zu bedienen, und dafür sicherlich Geld in schwerer Menge einstrichen, schon häufig glühend beneidet. Wenn man die Mutter früh verloren hat und bekommt den vielbeschäftigten Vater in der Woche kaum einmal zu sehen, so ist es manchmal unbequem langweilig, das verwöhnte Kind eines reichen Mannes zu sein.

Wenigstens war dies Hedwigs Gedankengang, und sie verbrachte eine schlaflose Nacht in geduldiger Erwartung des Abenteuers, das mit dem nächsten Tage beginnen und Abwechslung in ihr einförmiges Dasein bringen sollte.

Der junge Tag dämmerte kaum, als Hedwig sich über die breite Marmortreppe im väterlichen palastähnlichen Wohnhause an der Tiergartenstraße in die säulengetragene Vorhalle hinunterstahl. Ihre Bekanntschaft mit der Gold im Munde führenden Morgenstunde war höchst oberflächlich und datierte von etlichen berühmten Sonnenaufgängen her, die sie da und dort im Gebirge gähnend und übernächtig gesehen hatte. Zum ersten Male in ihrem Leben lernte sie einen eisigen Dezembermorgen kennen, als sie nun in ihrem Auto durch die schneebedeckten Villenstraßen ihrem Ziel, dem Kaufhaus Merkur, der neuesten und größten Schöpfung ihres Vaters, entgegenfuhr.

Darüber, daß man sie vermissen oder hinter ihr Vorhaben kommen könnte, machte sich Hedwig keine Sorge. Jetzt vor Weihnachten bekam sie ihren Vater fast nie zu sehen; übrigens weilte er augenblicklich in Paris, wo er gleichfalls einen siebenstöckigen Basar besaß, und wurde vor einer Woche nicht zurückerwartet. In den Zeitungen, die sie daraufhin durchflogen, hatte sie Inserate des Inhalts gefunden, wonach vor Weihnachten noch hundert Aushilfsverkäuferinnen Anstellung im Kaufhaus Merkur finden konnten, und daraufhin wollte sie's wagen.

An einer Straßenecke entließ sie ihren Chauffeur und legte den Wegrest zu Fuße zurück. Natürlich hatte sie ihr ältestes und unansehnlichstes Kleid angezogen und war sicher, dadurch ihr Inkognito wohl gewahrt zu haben.

Vor dem im Halbdüster der Straße sich festungsartig ungefüg und trotzig darstellenden Gebäude fand Hedwig schon eine ganze Anzahl frierender, ängstlich harrender Schicksalsgefährtinnen. Nicht lange dauerte es mehr, dann öffnete sich das Portal, und sie wurden

sämtlich in einen nüchternen Ablieferungsraum geführt, wo sie ein höchst geschäftlich blickender Herr, der gar kurz angebunden war und sie ohne viel Federlesens der Reihe nach musterte, empfing.

„Hm, mit Ihnen kann man's versuchen,“ äußerte er, zu Hedwig gewendet, als er sie mit kühlem Abschätzerblicke gemustert, „Mädel von angenehmem Äußern kann man immer brauchen, wenn sie auch nichts vom Geschäft verstehen. Wie heißen Sie?“

„Marie Schneider,“ erwiderte sie unverzüglich. Sie hatte reiflich über die Wahl ihres Pseudonyms nachgedacht und den Namen ihrer Zofe als den unverfänglichsten und glaubhaftesten gewählt.

Wenige Minuten später stand sie in einem großen Kontor vor einem eleganten, das blonde Haar sorgfältig gescheitelt tragenden Herrn. Ihn kannte sie vom Sehen, er mußte der Geschäftsführer sein, wenigstens konnte sie sich erinnern, von ihm gelegentlich ihres einmaligen Besuchsganges durchs Kaufhaus, dem sie nun als dienender Geist angehören sollte, geführt worden zu sein. Damals war er freilich schier vor Unterwürfigkeit erstorben, während er sie nun mit einem ziemlich geringschätzigen Blicke musterte.

„Sie heißen Marie Schneider? Arbeitspapiere?“

Darauf war Hedwig nicht vorbereitet, aber geistesgegenwärtig murmelte sie etwas von Beamtentochter, die gerne etwas Weihnachtsgeld verdienen möchte.

„Kommt auf die eine Woche schließlich nicht weiter an. Sie sind Nummer 753. Melden Sie sich unten in der Spielwarenabteilung.“

Nummer 753? War sie denn zum Sträfling geworden, daß man sie als Nummer behandelte? Zu der natürlichen Verwirrung, verursacht durch die ihr ungewohnte Umgebung, kam der sie noch unsicherer

machende Verlust ihrer Individualität. Wer war sie? Plötzlich nicht mehr als irgend eine der Waren in ihres Vaters Kaufhaus, die ausgezeichnet und zum Verkauf gestellt werden?

In zunehmender Verwirrung trat sie zur Seite.

„Hier ist kein Wartesaal, Fräulein! Immer dalli!“ sagte irgend jemand nicht eben freundlich zu ihr.

Unermüdliches Fragen, das zumeist recht kurz beantwortet wurde, brachte sie schließlich an ihren Bestimmungsort. In der Mitte der kolossalen Rotunde, die sie auf ihrem Wege durchschreiten mußte, stand ein riesiger Knecht Ruprecht und entbot im Verein mit den bunten Transparenten, die überall in den Ecken angebracht waren und von denen zahllose Glühbirnen funkelten, fröhliche Weihnachten.

Die Spielwarenabteilung war in den Riesenkellern des Kaufhauses untergebracht. Die grellen Bogenlampen, die von den Decken herabhängenden und gleich duftigen Spinngeweben unter ihnen sich entlangziehenden Girlanden aus bunten Glühlichtern, nicht minder auch die unerträgliche Hitze und das bienenartige Summen der überaus zahlreichen Verkäuferinnen, die ihre Waren herrichteten, verwirrte Hedwig neuerlich.

Ein zwirnsfadendünner, höchst selbstbewußt blickender kleiner Herr mit imponierender Pompadourtolle trat auf sie zu.

„Ich — ich suche den Abteilungschef,“ lispelte sie.

„Der bin ich,“ sagte er, warf sich mit unnachahmlicher Gebärde in die Brust und nahm die ihr im Kontor eingehändigte Karte zur Hand. „Nummer 753,“ las er laut. „Aha!“ Dann führte er sie an einen Verkaufstisch. „Hier, stauben Sie einstweilen die Ware ab und kondensieren Sie das Zeug.“

„Kondensieren?“ stammelte Hedwig verständnislos hinter dem Machthaber her, der, ohne sich weiter um sie zu bekümmern, majestätisch weiterschritt.

„Himmel, sind Sie noch grün!“ hörte sie hinter sich eine Stimme geringschätzig.

Wie sie sich erschreckt umschaute, fiel ihr Blick auf eine höchst imposante Vertreterin holder Weiblichkeit. Sie mochte kaum älter sein als sie selbst. Das stark gepuderte Gesicht, die starren Augen und die harten Linien um ihre Mundwinkel ließen sie indessen auf den ersten Blick bedeutend älter erscheinen. Erst bei genauerem Hinschauen vermochte man die mädchenhafte Rundung ihrer Wangen, die jugendliche Röte ihrer Lippen wahrzunehmen. Ihr reiches Rothaar senkte sich in dickem Bausch bis beinahe auf die kühngezogenen Brauen, und wenn sie sprach, so zeigten sich in ihrem großen Munde verschiedene Goldplomben.

„Kondensieren — ich weiß nicht, wie man das macht,“ stotterte Hedwig.

„Einfach die Sachen enger zusammenräumen, damit sie weniger Platz fortnehmen,“ erläuterte die Rote. „So etwa.“

Mit einer raschen, aber gleichwohl graziösen Handbewegung drängte sie eine Anzahl kleinerer Spielsachen auf unglaublich wenig Platz zusammen. „Möchte bezweifeln, daß Sie hier Rosen pflücken werden. Haben nicht das Zeug dazu,“ meinte sie kritisch. „Wie heißen Sie denn?“

„Marie Schneider,“ erwiderte des Kaufhauskaisers Tochter eingeschüchtert.

„Ich bin Fräulein Amanda Winkelhagen,“ stellte sich die Rote pompös vor. „Übrigens, Fräulein Schneider, fürs Nichtstun wird man im Kaufhaus Merkur nicht bezahlt.“

„Was soll ich denn tun?“

„Aber Kindchen, sind Sie denn direkt vom Himmel gefallen?“ Fräulein Amandas Ton klang pathetisch. „Muß ich Ihnen denn alles erklären? Hier ist doch keine Kleinkinderschule! Abstauben müssen Sie das Zeug und dann warten, bis Sie recht viel davon verkaufen können. Das ist nämlich die Hauptsache. — Hier, merken Sie sich vor allen Dingen unsere Preiszeichen: von eins bis zehn immer der Anfangsbuchstabe eines jeden Wortes von dem Vers: ‚O Herr, laß alles wohl gelingen zum Preise deines Namens.‘ Also O gleich eins, H ist zwei, P gleich acht, N ist Null und so weiter. — Die Verkaufszettel können Sie natürlich auch nicht proper ausfüllen — was?“

Sie erklärte der Novize alles, was diese wissen mußte, wenn auch eilig und in einem grollenden Tone, der ihren Unwillen darüber, ihre ohnehin knappe Zeit mit solch vergeblichem Anlernen noch verplempern zu müssen, deutlich genug kündete.

„Als ob man nicht ohnehin genug zu tun hätte!“ schloß sie seufzend. „Also aufgepaßt. Von jedem Verkauf erhalten Sie fünf Prozent. Aber höllisch scharf muß man hinter den Kunden her sein, denn wer hier nicht aufpaßt, dem werden die Kunden vor der Nase weggeschnappt — und dann ade Prozente und Verdienst! Ich hab’ mich selbst von früh bis spät abzuhetzen, damit für mich was übrig bleibt, denn die Mädels sind hier alle wie die Habichte auf Kunden erpicht. Na, das ist nun mal nicht anders — und dabei steht Weihnachten vor der Tür, und das Geld, das ich mir für ’n Geschenk für Herrn Slevogt abgespart habe — das ist nämlich der Herr dort mit dem braunen Schnurrbart — einfach süß, was? — na ja, er ist Assistent vom Abteilungschef, ’n pikfeiner Mensch, aber apart, und wenn die

anderen Mädels ihm was schenken und ich kann's nicht, weil ich die paar Groschen doch Anna Lehmann borgen mußte, sie wäre sonst auf die Straße geschmissen worden, weil sie die Miete nicht zahlen konnte, und vor Weihnachten beseh' ich davon doch nichts mehr — ah, wenn Herr Slevogt nur nicht so eigen wäre und die anderen Mädels machten einem so 'ne — so 'ne unlautere Konkurrenz! Ich wollt', ich wär' Abteilungschef, denn so gut wie der hochnäsige Herr Braun verständ' ich's auch, am Ende noch besser — und dann fräße er mir aus der Hand, der Herr Slevogt nämlich."

Damit trat sie geschäftig an den nächsten Verkaufsstand und feuerte die lässige Verkäuferin dahinter an; dann rückte sie mit wenigen Handgriffen eine Anzahl Spielwaren in gefälligere Anordnung.

Völlig verwirrt und schier atemlos blieb Hedwig zurück. Automatisch tat sie, wie sie geheißen worden war, staubte ab und rückte die billigen Sächelchen enger zusammen. Wohin sie blickte, waren Spielwaren. Quer vor ihrem Stande hingen an Schnüren ganze Reihen Hampelmänner, Kinderklappern, Halsbänder aus Glasperlen und Korallen, dicht um sie gedrängt am Boden standen große Bählämmer und Elefanten, Schaukelpferde und Puppenwagen, und es bedurfte großer Gewandtheit, um darüber nicht bei jedem Schritte zu stolpern. Von überallher grüßten in Rot und Gold mit Tannenzweigen verbrämte Transparente, die sämtlich in Flammenschrift „Fröhliche Weihnachten" verhießen.

Das erschien ihr wie Hohn, wenn sie auf ihre Arbeitsgefährtinnen blickte. In deren Zügen wohnte nicht eine Spur von Vorfreude auf das schönste aller Feste. Ängstlich, scheu, kaum einen Blick von ihren Waren zu verwenden wagend, höchstens einmal beklommen nach

dem pfauenhaft geschwollen herumspazierenden Abteilungschef schielend, sputeten sie sich aus Leibeskräften. Fast ausschließlich handelte es sich um halbflügge, kaum der Schule entwachsene Dinger. Keine darunter war alt, aber die meisten hübsch.

„Das ist aber mal was Schönes!“ entfuhr es einem an Hedwigs Stand vorübergehenden jungen Ding mit blondem Mozartzopf, während sie andächtig auf eine lebensgroße Puppe, deren Wachsgesicht eitel Zufriedenheit mit ihrem Lose ausstrahlte, schaute. „Ich wollte, ich dürfte mit ihr spielen!“

Hedwig fand ihren Wunsch begreiflich, sie war ja noch so jung, die Kleine, daß sie eher in die Kinderstube gehörte, als hier Verkäuferin zu spielen, und wie sie sich nun mit einem Seufzer der Ermattung in einen großen Puppenstuhl setzte, da schien sie sich just am richtigen Platze zu befinden.

„Lieber Gott, wäre nur erst der Tag vorüber! Ich weiß wirklich nicht, wie ich's aushalten soll!“ stöhnte sie leise und hielt eine Hand vor die Blauaugen, die so merkwürdig müde und gehetzt dareinblickten.

„Nummer 633,“ äußerte der gerade vorüberkommende Abteilungschef, „Sie werden hier nicht fürs Faulenzen bezahlt!“

Mit einem entsetzten Blicke fuhr die Kleine aus dem Puppenstuhl hoch. Mit einem Rucke schlossen sich Hedwigs weiße Zähne. In großer Empörung ballte sie die Hände und schien dem unfreundlichen Manne den Weg vertreten zu wollen.

Aber Amanda Winkelhagen hielt sie energisch beim Ärmel fest.

„Sie sind wohl meschugge?“ fragte sie grob. „Wollen wohl gar den Affen für andere spielen — was? Hier

hat jeder gerade genug mit sich selbst zu tun — oder er lernt 's Hinausfliegen!"

Aber ungeachtet ihrer barschen Worte ging die gewiegte Verkäuferin, wie von ungefähr, an der gescholtenen Kleinen vorüber, und Hedwig vermochte genau zu beobachten, wie sie ihr ein paar Bonbons in die Hand drückte. Dann kehrte sie sich geschwind wieder nach ihrer neuen Kollegin um.

„Die meisten von uns haben für Angehörige zu sorgen, das ist das schlimmste," äußerte sie leichthin, „gerade wie die kleine Kläre dort, die hat 'nen verkrüppelten Bruder und 'ne Schwester von 'nem halben Jahr, und ihre Mutter ist 'ne Beamtenwitwe mit 'ner ganz kleinen Pension und 'ner schlimmen Schwindsucht, die sie im Bett festhält — wird wohl nicht lange mehr mit ihr dauern. — Hm ja, es hat immer seinen Grund, wenn man so jung schon in einem Warenhaus schuftet," schloß sie achselzuckend.

„Wie schrecklich!" entfuhr es Hedwig.

„Das ist nun mal das Armemädellos. Leider hat nicht eine jede die Gaulsnatur, um's auch aushalten zu können."

Langsam schritt der Vormittag voran. Aber als Hedwig annahm, daß es längst zehn Uhr sein müßte, belehrte sie ein heimlicher Blick auf die Taschenuhr, daß noch immer einige Minuten an neun Uhr fehlten. In der dumpfen Luft, dem lärmenden Getriebe rings um sie schlichen die Minuten schneckengleich dahin. Immer mehr Kunden erschienen. Sobald ein solcher an ihren Tischen auftauchte, stellten sich die Verkäuferinnen in Positur und harrten erwartungsfroh.

Um die elfte Vormittagsstunde begannen die weiten Räume sich beängstigend zu füllen. In den zu beiden

Seiten in endlosen Reihen von den Verkaufsständen flankierten Gängen drängten und schoben sich die Menschen. Um keinen Preis hätte Hedwig es ihren Kolleginnen nachmachen und in der Manier von Jahrmarktsausrufern Kunden anlocken können; so verharrte sie unbeachtet hinter ihrem Verkaufsstande, bis schließlich eine fette, aufgedonnerte Schlächtersfrau, die anderswo nicht hatte ankommen können, mit mißvergnügter Miene auf sie zukam und naserümpfend vor ihrem Stande stehen blieb.

„Na, haben Sie vielleicht Zeit für mich?“ fuhr sie Hedwig an. „Da steht man sich 'ne halbe Ewigkeit die Beine in den Leib, ohne bedient zu werden!“

„Darf ich Ihnen etwas zeigen?“ stotterte des Kaufhauskaisers Tochter verschüchtert.

„Na, was denn sonst! 'ne Puppe will ich kaufen, aber was ganz Todschickes — haben Sie verstanden?“

„Vielleicht würde Ihnen diese Puppe hier gefallen?“ erkundigte sich Hedwig und wies schüchtern auf das wächserne Prachtexemplar, das vorhin den Neid der kleinen Kläre herausgefordert hatte.

„Was?“ schäumte die Frau und stemmte die Arme in die Seiten. „Nennen Sie das etwa neueste Mode? So 'ne Kledage hat man vielleicht vor der Sündflut getragen! Haben Se nichts Besseres?“

Hedwig zeigte ihren ganzen Puppenvorrat.

„Nee, nee,“ empörte sie sich aufs neue, „das is was für arme Leute, aber wir haben Bildung“ — und sie machte die Bewegung des Geldzählens. „Lassen Sie mal sein, Sie haben doch nichts Ordentliches.“

Verblüfft starrte Hedwig der mit der Grazie einer Dampfwalze Davonschnaubenden nach. Ihr Mißerfolg empörte sie innerlich.

„Warum hat die Frau nichts gekauft?“ hörte sie die spitze Stimme des Abteilungschefs neben sich.

„Sie fand nichts, was ihr gefallen hätte.“

„Wie — was?“ gab er zurück. „Sie haben den Leuten zu verkaufen, was wir auf Lager haben, nicht was ihnen gefallen könnte!“

In Hedwigs Augen blitzte es zornig auf. Dann besann sie sich noch rechtzeitig und zwang sich zur Ruhe.

„Ich werde mir die größte Mühe geben,“ lispelte sie.

„Das möchte ich Ihnen auch geraten haben!“ zischte der Mann und stelzte weiter.

Es wurde immer voller. Schließlich konnte kaum mehr der bekannte Apfel zu Boden fallen. Es war unerträglich heiß geworden, und Hedwig glaubte die dumpfe Luft kaum länger einatmen zu können. Ihr schwindelte, wenn sie an ihr schönes Boudoir daheim dachte, und begriff nicht länger, wie sie die kleinen Ladenmädel jemals hatte beneiden können. Das waren ja die reinsten Sklavinnen!

Ein kleiner, vielleicht zehnjähriger Junge, die Pudelmütze tief in die Stirn gedrückt, einen Schal um den Hals gewickelt und die dünnen Beinchen in zu großen Rohrstiefeln, die offenbar vom älteren Bruder auf ihn vererbt worden waren, erregte ihre Aufmerksamkeit. Unschlüssig und unbeachtet stand er vor ihrem Verkaufsstande.

Sie nickte ihm ermunternd zu. „Nun, junger Herr, wünschen wir etwas zu kaufen?“

In seinen Kinderaugen leuchtete es heller auf, und er nickte zurück, während er sich zugleich dicht vor dem vom Strom der Käufer nicht beachteten Stande aufpflanzte. „Ich möchte nämlich Weihnachtsgeschenke kaufen,“ vertraute er Hedwig an, „für unser Muttchen und für Willi und Hans, das sind meine großen Brüder,

und für Trude und Grete, die is aber noch ganz klein — und ich hab' mir drei Mark fünfundneunzig gespart. Eigentlich waren's vier Mark, aber die Grete hat mit meiner Sparbüchse gespielt und 'nen Sechser geschluckt, und so lange konnt' ich nicht warten, bis ich ihn wieder kriege."

Hedwig war auf einmal wieder froh und vergnügt. Sie nahm den kleinen Mann bei der Hand und zog ihn hinter den Stand. „Da wollen wir zusammen recht schöne Sachen aussuchen — ja?"

Er nickte gönnerhaft und begann mit ernst gerunzelter Stirn die Besichtigung von Schaukelpferden, Puppentheatern und ähnlichen hoch im Preise stehenden Spielwaren, schwenkte aber jeweils mit energischer Handbewegung ab, sobald der Kostenpunkt zur Sprache kam.

„Wissen Sie, seit Vater tot ist, haben wir nicht viel Geld," vertraute er seiner neuen Freundin an, „Mutter geht waschen, und wir halten auch zwei Schlafburschen. Aber Mutter meint, die fressen abends für sechse und zahlen nischt. Na, ich verdiene schon mit — früh morgens um viere da fang' ich mit Semmelaustragen an, und von jeder Mark, die ich verdiene, darf ich fünf Pfennig für mich behalten — vier Mark kriege ich die Woche, aber Sonntags muß ich dafür noch die Backbleche abkratzen. — Hurrje," unterbrach er sich, „da is ja 'n wirkliches Zweirad, na, das mag was kosten — hundert Märker?" Er lachte wie zu einem schlechten Witze. „Na, das wollen wir noch mal befummeln, Fräulein, ich hätt' ja so 'n Ding zum Sterben gern, aber wir wollen doch lieber noch warten, bis se fufzich Pfen'ge kosten."

Endlich war die Auswahl getroffen, und mit einigem Stolze begann Hedwig ihren ersten Verkaufszettel

auszufüllen: Trompete — Laubsäge — Puppe — Kinderrassel — und für Muttchen einen kleinen wächsernen Weihnachtsengel.

„Den hängen wir an 'n Baum," erklärte er freudestrahlend. „Nu aber zählen Sie mal zusammen, Fräulein. — Wa—a—a—as?" entrang es sich ihm, als die unerschwingliche Summe von sechs Mark fünfundneunzig herauskam. „Da müssen wir aber 'n starken Abzug machen."

„Geht auch so." Hedwig nickte ihm zu, griff hurtig in die Tasche, brachte ein Dreimarkstück zum Vorschein und drückte es ihm zu den übrigen Münzen in die Hand.

Mit weitgeöffnetem Munde starrte er erst das Silberstück, dann sie selbst an. „Fräulein," stotterte er, „sind Sie vielleicht der heilige Christ oder — seine Tochter?"

Nun lachte sie herzhaft. „Vielleicht bin ich in Verkleidung, aber so hoch versteige ich mich doch nicht," scherzte sie. „Nun sage mir noch, wohin die Sachen geschickt werden sollen."

„Oh, ich nehm' sie selber mit," erklärte der Kleine, der noch immer wie in einem Traum begriffen stand, aus dem er unsanft zur ernüchternden Wirklichkeit zurückzuerwachen fürchtete. „Mit die Ablieferungen is das so 'ne Sache."

„Aber den Namen muß ich doch wissen und auch die Adresse," drängte Hedwig.

„Wilhelm Schultze — natürlich mit 'm tz, wie jeder, der 'n bisken was is — und Rixdorferstraße 365, Hof links, vier Treppen, wohnen wir, Fräulein."

Er schaute sie immer noch zweifelnd von der Seite an. Erst als er an der Kasse seinen Mammon losgeworden und sich mit dem umfangreichen Paket, das

seinen Einkauf enthielt, bepackt hatte, empfahl er sich mit einem Luftsprung, wobei er sich keine Gedanken darüber machte, daß das schöne Fräulein seinen Namen nebst Adresse in ihr goldgerändertes Notizbüchlein geschrieben hatte.

Immer weiter ging die Tretmühle. Es wurde Mittag und später, ohne daß der Käuferstrom abgeebbt hätte, er schwoll im Gegenteil immer beängstigender an, und die Luft in der Spielwarenabteilung wurde zum Schneiden dick.

Hedwig hatte ihren Körper durch alle möglichen Leibesübungen abgehärtet und gestählt. Sie war eine geübte Bergsteigerin, radelte und autelte, schwamm vorzüglich und galt als unermüdliche Tänzerin. Bis dahin hatte sie sich gegen jegliche Ermüdung gefeit geglaubt. Nun mußte sie mit einem sich steigernden Gefühl des Mißbehagens erkennen, daß sie das Maß ihrer Kräfte und Ausdauer bei weitem überschätzt gehabt hatte. Schmerzend kroch es in ihren Schläfen hoch, zuweilen packte sie ein Gefühl des Schwindels, der sie zwang, sich am Verkaufstische festzuhalten, dann hatte sie wieder eine ähnlich unliebsame Empfindung wie damals, als ihres Vaters Dampfjacht auf der Fahrt nach Norderney in einen heftigen Sturm geraten und sie selbst seekrank geworden war.

Wie die Minuten langsam vorüberschlichen, gewahrte sie, daß auch rings die Gefährtinnen bleicher und ihr Gesichtsausdruck matter wurde. Allenthalben nahm sie steigende Verdrossenheit und Gereiztheit wahr, die den Kunden geltenden Antworten wurden bestimmter, kürzer und schnippischer. Aber auch die Kunden — und unter ihnen wiederum die überwiegende Weiblichkeit — erschienen nervös, zerfahren, gereizt

und übellaunig. Amanda Winkelhagens Stimme glich einer schrillen Kriegstrompete, sieghaft übertönte sie den nervenmordenden Lärm. Der Abteilungschef und seine Assistenten durcheilten in unverkennbarer Nervosität die Reihen, sie hätten sich verzehnfachen mögen, um all den an sie gerichteten Anfragen und Wünschen entsprechen und Abhilfe schaffen zu können.

Ein dumpfes Stöhnen am nächsten Verkaufsstande ließ Hedwig aufschauen. Nummer 633, die kleine Kläre, hing mehr, als daß sie noch zu stehen vermochte, hinter ihrem Tisch. Ihr Gesicht war grünlich, die Nase spitz geworden, und auf der Stirn lag zäher Schweiß.

„Mir schwimmt der Kopf, ich — ich halt's nicht länger aus!“ stöhnte sie und ging schwankenden Schrittes auf den Abteilungschef zu, der sich gerade in der Nähe einen Weg durch die Menge bahnte.

„Bitte, darf ich heimgehen?“ hörte Hedwig sie fragen. „Ich — ich fühle mich wirklich nicht wohl.“

„Wenn Sie nach Hause gehen wollen, können Sie gleich dort bleiben,“ eröffnete er ihr stirnrunzelnd.

Wie unter einem Faustschlage zuckte das arme Ding zusammen und schlich hinter ihren Stand zurück. Doch kaum hatte der pompöse Rayonchef, steif und unnahbar wie immer, seinen Weg fortgesetzt, als Hedwig gewahrte, wie sein Assistent — Fräulein Amandas Slevogt mit dem einfach süßen braunen Schnurrbart — sich am Nachbarstande zu schaffen machte.

„Gehen Sie ruhig in die Garderobe und legen Sie sich dort nieder,“ wisperte er der kleinen Verkäuferin zu, während er offiziell an einigen Spielsachen herumrückte. „Lassen Sie sich nur alle halbe Stunde etwa einmal sehen, damit der Chef Sie nicht vermißt.“

Hedwig warf dem Assistenten unwillkürlich einen

dankbaren Blick zu, als er langsam an ihrem Stande vorüberschritt. Dann wendete sie sich an das Mädchen.

„Kommen Sie, ich führe Sie hin,“ sagte sie entschlossen.

„Ist Herr Slevogt nicht 'ne Seele von 'nem Menschen?“ fragte Kläre, als sie sich einen Weg durch die Menge bahnten. „Dabei flöge er ohne weiteres, wenn der Chef was davon merkte — den blonden Ekel meine ich,“ ergänzte sie, und in ihren Kinderaugen flammte es zornig auf. „Er hat ohnehin 'ne Pike auf Herrn Slevogt, weil der immer wie aus 'm Ei gepellt ist — und er ist so 'n guter Sohn, die Eltern sind tot, und er sorgt für die jüngeren Geschwister — es wäre schrecklich, wenn er meinetwegen fliegen müßte.“

Hedwig glaubte genau zu wissen, daß der menschenfreundliche Assistent des Rayonchefs nicht fliegen würde; aber sie behielt ihre Gedanken hübsch für sich.

Die Kleine hing schwer in ihrem Arme, sie mußte sie fast tragen. In dem dumpfen, stickigen Keller, der den Verkäuferinnen als Garderoberaum diente, warf sich Kläre erschöpft auf den bloßen Zementboden.

Hedwig schlug mitleidvoll die Hände zusammen. „Aber Kindchen, Sie können doch unmöglich auf dem Steinboden liegen!“

„Lassen Sie mich nur liegen, mir ist alles einerlei!“ stöhnte die völlig Erschöpfte.

Ein kleines Lehrmädel näherte sich Kläre, schaute einen Moment nachdenklich auf sie nieder, entledigte sich dann ihrer Ladenschürze, ballte sie zusammen und schob sie der Leidenden unter den Kopf.

„Ich hab' noch 'ne andere,“ erläuterte sie kurz.

„Wie heißt du, Kleine?“ erkundigte sich Hedwig seltsam bewegt.

„Lina Kowalski.“

„Gott segne dich, Kind,“ fuhr des Kaufhauskaisers Tochter fort, schloß das Kind in ihre Arme und küßte es auf die schmalen, blutarmen Lippen.

„Sie — Sie sind wohl nicht von hier?“ stotterte die Geliebkoste verdutzt und machte sich mit einem energischen Rucke frei.

„Du bist so lieb zu der Ärmsten gewesen!“

„Ach wat, darum lass' ich mir noch lange nicht veralbern!“ sagte die resolute Lina und lief davon.

Kaum hatte Hedwig die Verkaufssäle wieder betreten, als der Abteilungschef vor ihr auftauchte. Er war ganz in unnahbare Würde getaucht, und seine Nasenspitze glühte förmlich vor sittlicher Entrüstung.

„Sie haben sich ohne Erlaubnis von Ihrem Verkaufsstand entfernt!“ schnaubte er. „Wie konnten Sie sich unterstehen?“

„Ich — ich —“ stammelte Hedwig, sehr gegen ihren Willen in zitterndem Tone.

„Fünf Groschen Abzug! Das nächste Mal setzt's 'nen Meter!“ sagte er geschäftsmäßig kurz und setzte seinen Rundgang fort.

Mit einer Empörung, wie sie sie in ihrem jungen Leben nie zuvor gefühlt hatte, nahm Hedwig ihren Platz hinter dem Verkaufsstande wieder ein. Ihre Lippen waren fest aufeinander gepreßt. In ihren Augen funkelte es bedrohlich. Die Binde war von ihren Augen gefallen, und sie sah nun das Leben, wie es die große Mehrzahl zu leben gezwungen ist, zum ersten Male in unverbrämter, ernüchternder Wirklichkeit. Es erschien ihr unbeschreiblich häßlich. Die Mischung von gut und schlecht, wie sie sich ihr in diesem bunten Treiben geoffenbart, war so grundverschieden

von alledem, was bisher Einfluß auf ihren Werdegang gehabt hatte. Es stieß sie ab. Aber schon jetzt begriff sie, daß es weniger wirkliche Schlechtigkeit oder berechnete Grausamkeit war, was diese ums tägliche Brot hart ringenden Menschen in ihrem wechselseitigen Verkehr so unsympathisch erscheinen ließ, sondern mehr Oberflächlichkeit, Unwissenheit und die bis zur Gefühllosigkeit in der täglichen Tretmühle abgestumpften Sinne. Dieser menschliche Jahrmarkt rings um sie erschien ihr plötzlich wie ein übertünchtes Grab.

Diese flimmernden Transparente mit ihren Wünschen für ein fröhliches Weihnachten dünkten ihr schamlose Lügen zu sein. Wo konnte der Frohsinn bei solcher Fron und derartigen Leiden herkommen! Was sie zuerst für Mummenschanz genommen, entpuppte sich nun als Tragik, von Millionen tagtäglich neu durchlebt.

Freilich, auch die versöhnenden Lichtpunkte fehlten dieser sonst so erbarmungslosen Arbeitstragödie nicht. Da war gleich dieses so selbstbewußte Fräulein Amanda, das hinter ihrem aufgedonnerten Wesen so viel unverfälschte Herzensgüte verbarg. Da war der „einfach süße“ Herr Slevogt, der seine eigene Stellung riskierte, um einer übermüdeten kleinen Ladnerin zeitweilig Erholung zu verschaffen, da war das noch in den Kinderschuhen steckende Lehrmädel — und ihr kleiner Kunde von vorhin, der sich seine wenigen Sparpfennige ein ganzes Jahr vom Munde abgedarbt und obendrein den goldenen Morgenschlaf tagein, tagaus geopfert hatte, nur um der Mutter helfend beistehen und seinen Geschwistern eine Weihnachtsfreude bereiten zu können. Auch in ihren Tiefen war die Menschheit nicht gänzlich herzlos, die Welt nicht hoffnungslos schlecht.



Als Hedwig um drei Uhr nachmittags von einem der Hilfschefs bedeutet wurde, daß sie nun, falls sie Hunger verspüre, auf eine Viertelstunde sich nach dem für die Angestellten bestimmten Erfrischungsraume begeben dürfe, kam sie sich mehr tot als lebendig vor. Nur mit Schwierigkeit vermochte sie sich zu bewegen, so schmerzten sie ihre Füße, und dabei hatte sie schon ganze Nächte durchtanzt, ohne jegliche Beschwerde zu fühlen.

Als sie das kahle Zimmer mit seinen vielen kleinen Tischen und unbequemen Rohrstühlen betrat, fand sie fast jeden Sitz besetzt. Unschlüssig schaute sie sich um und nahm die Hast wahr, mit der die Verkäuferinnen ihre frugale Mahlzeit verschlangen, die meisten davon unablässig mit einem Auge den Zeigergang der großen Wanduhr verfolgend. Wie das Dröhnen einer fernen Schlacht drang in den überheizten Raum das geschäftige Surren und Summen aus dem Warenhause, mitunter auch einige Geigenstriche von der in der großen Rotunde sich produzierenden Zigeunertruppe.

Dann hörte Hedwig sich anrufen. Sie gewahrte Fräulein Amanda, die an einem Tischchen abseits saß und ihr eifrig zuwinkte.

„Nur immer 'ran an den Speck, Fräulein," meinte sie ermunternd, als Hedwig langsam näher trat. „Machen Sie mir's nach, und futtern Se Streuselkuchen mit Kaffee, da kriegt man wenigstens 'n großes Stück und kann seinem Magen vorschwindeln, daß man satt wär'. — Aber wie humpeln Se denn, Fräuleinchen? Schon 'nen Knacks weg? Wir wollen's nicht hoffen, denn das Schlimmste soll ja erst noch kommen."

„Erst noch kommen?" wiederholte Hedwig fassungslos.

„Aber derbe," bestätigte die mit vollen Backen

Kauende. „Da warten Se mal erst den goldenen Sonntag ab — überhaupt die Weihnachtswoche, die hat's in sich! Da werden wir mit Aufräumen immer erst am nächsten Tage fertig — und ins Bett kommt man nicht vor drei."

„Meine Füße tun mir schrecklich weh!" sagte Hedwig, der das Weinen nahe war.

„Gottchen, tun Se man nicht so! Für unsereinen ist's doch der schönste Trost, zu wissen, daß im lieben deutschen Vaterland viele hunderttausend Ladenmädel mit uns an wunden Füßen leiden — und Wadenkrämpfe sind, besonders wenn man gern einschlafen möchte, auch 'ne schöne Erfindung. Geben Sie nur mal Obacht, Fräuleinchen, das empfinden Se alles noch hübsch der Reihe nach. — Was für 'n Fußpulver gebrauchen Se denn?"

„Ich hatte bisher noch keines nötig," erklärte Hedwig unsicher.

„Abwarten, Fräuleinchen, Se geben bald 'ne Tonne Gesichtspuder für 'ne Tüte Fußstreupulver her. — Ziehen Se mal Ihre Stiefel aus — nee, da brauchen Se sich nich zu schenieren, wir sind ja unter uns Pfarrerstöchtern — ich hab' gerade selber gestreut, Sie werden sehen, das hilft! — Herrje, so 'ne feinen Schuhe tragen Se und seidene Strümpfe ooch noch — und da arbeiten Se für acht Meter fufzich de Woche!"

Unter ihrem mißtrauisch fragenden Blicke fühlte Hedwig, wie sie rot und verlegen wurde.

„Na, mich geht's ja nischt an," fuhr die redselige Verkäuferin fort, „aber das kann ich Se sagen, anständig währt immer am längsten. Gottchen ja, wir Ladenmädel sind ja nur Arbeitstiere und bleiben's auch, wenn wir nich mit 'ne gesprenkelte Moral fürlieb nehmen. Das is Geschmacksache. Aber seidene

Strümpfe und Mädchenruf kriegen schnell Löcher. Ich halt's mit baumwollenen, die halten warm, und man kann sie selber kaufen — und legt man sich nachts in sein Bett, so kann keine Königin sich mit 'n besseres Gewissen zudecken. — Und das is nun mal mein Stolz — und ich hab's auch dem Herrn Slevogt schon gesagt, 'ne Mitgift kann ich meinem Mann mal nicht mitbringen, hab' ich gesagt, aber 'n unbefleckten Namen und moralischen Anstand — und was 'n richtiger Mann ist, der is auf so 'ne Frau stolzer, als brächte se ihm alle Schätze aus Tausendundeiner Nacht."

Sie verließen den Erfrischungsraum. Dankbar spürte Hedwig an sich die vom Fußpulver gespendete Erleichterung.

Unmittelbar vor der Tür zog sich der Balkon, der in zweiter Stockwerkshöhe rings die mächtige Rotunde umgab, und von unten herauf erscholl gleich brandend zur Küste drängenden Meereswogen das Lärmen der sich drängenden und schiebenden Menge.

Arm in Arm traten die beiden an den Geländerrand, um einen Blick hinunterzuwerfen.

„Das is auch 'ne lehrreiche Geschichte," begann die rothaarige Verkäuferin wieder, „wenn irgend 'n Fremder vom Mond 'runterfiele und guckte auf die Menschensee da unten, so glaubte er sicherlich, daß die Bande sich im nächsten Moment in den Haaren liegen oder irgendwo 'n Löwe losgelassen worden sein müßte, so verrückt sieht sich's an. Aber daß man sich dort unten stößt und zankt und mit den Blicken schier vergiftet, weil jeder seinen Lieben Freude machen und das Schönste für sie aussuchen möchte, das glaubte das stärkste Mondkalb kaum."

Hedwig gab keine Antwort, denn sie war zu erschöpft dazu; aber ihre Gefährtin schien gar keine solche

zu erwarten. Mit bezeichnender Gebärde deutete sie auf die Riesenfigur des Knechts Ruprecht, der mitten in der Rotunde stand, den traditionellen Sack mit Gaben auf dem Rücken und die Rute in der einen Hand, das grimmig lächelnde Gesicht in einem weißen Riesenbarte förmlich vergraben.

„Die Rute kann man ihm glauben, aber alles andere ist Schwindel, Fräuleinchen — und man sollt' ihm lieber 'nen Kuhschwanz anhängen und 'n Paar Hörner aufpflanzen, dann stimmte es wenigstens. Ich kenn' ihn nun schon seit fünf Jahren — immer dieselbe Chose aus Papiermaché mit dem verlogenen Lächeln, als ob er sich darüber lustig machte, weil dann für unsereinen die Sklaverei und Schinderei losgeht — ah, ich möcht' ihm manchmal eins in die Visage geben, wenn er's nur spüren tät'!"

Sie gingen die Treppe hinab.

„Jahrein, jahraus ist's da drunten dieselbe Schlacht. Aber wenn die Kunden nicht so gemein zu uns wären, man könnt' sie noch bedauern. Die meisten wandern wie die ewigen Juden von Stand zu Stand und können sich nicht entschließen, denn eins is zu teuer und fürs andere fehlt's an Geld — und schließlich geben se doch mehr Geld aus, als se's verantworten können, und kaufen 'ne Menge Zeug zusammen, das keinem Menschen Freude macht — und hinterher wird umgetauscht, bis die Nähte platzen. Es grault mir jetzt schon — und so was nennt sich dann Weihnachten!"

„Aber für die Kinder ist es doch ein Fest der Liebe und Freude," wendete Hedwig, der immer verwirrter zumute wurde, schüchtern ein.

„O ja, für die Kinder, die die Spielsachen und später die Leibschmerzen kriegen, von den genossenen Süßigkeiten nämlich. Aber was kriegen die Kinder,

die draußen Pflaumentoffel und Weihnachtsmännchen, Hampelmänner und dergleichen Schund verkaufen — oder die Schulmädels, die bei uns die Geschenke einwickeln, bis se schwarz werden? Nischt kriegen se, höchstens daheim Dresche, wenn se zu wenig Geld abliefern. Nee, Fräulein, mit dem faulen Zauber lassen Se mir zufrieden."

Ein trockenes Hüsteln unterbrach ihren Redefluß, und wie sie sich schnell umschaute, bekam sie einen roten Kopf, denn Herr Braun, die schwungvolle Haartolle vor sichtlicher Entrüstung gesträubt, stand vor ihnen.

„Darf ich den Damen vielleicht einige schwellende Diwans besorgen?" fragte er mit schneidendem Hohne. „Das Kaufhaus Merkur ist kein Erholungsheim."

„Das weiß der Himmel," seufzte Fräulein Amanda, „aber doch auch keene Zwangsarbeitsanstalt — man wird in sein eigenes Schlachthaus wenigstens noch hinunterpiepen können — oder nich?"

„Ich werde Ihr Benehmen dem Chef melden. Nun machen Sie, daß Sie zu Ihrem Stand zurückkommen!" äußerte der Rayonchef und stolzierte weiter.

Hinter ihm her schnitt die Zurechtgewiesene eine Grimasse. „Wenn Se mir nich vor Weihnachten so nötig brauchten, flög' ich mit Glanz," murrte sie. „Aber 'rausbeißen tut mich der Duckmäuser früher oder später doch, weil er mir fürchtet, Fräulein. Ich will mir nich durch Eigenlob in 'n schlechten Geruch versetzen, aber was wäre unsre Spielwarenabteilung ohne mir — und darum will er mir 'rausgraulen, ehe der Kaiser dahinterkommt."

„Aber warum wenden Sie sich denn nicht direkt an mein — an Herrn Kaiser?" unterbrach sie Hedwig kopfschüttelnd.

„Warum nich gleich an 'n lieben Gott oder unsern wirklichen Kaiser? Haben Sie 'ne Ahnung, Fräulein!" Die Verkäuferin lachte erheitert auf, während sie die letzte zum Keller führende Treppe hinunterzusteigen begannen. „Für den Herrn Geheimrat sind wir Luft. Was weiß der von unsrer Existenz? Schuften wir nicht für ihn, so tun's andere. Das bleibt sich gleich. Das ganze Kaufhaus hier ist 'ne Maschine, die soundsoviel einbringen muß, das sackt er ein — und stimmte die Rechnung nicht, dann ließe er die Großen fliegen, und diese sorgen von ganz allein dafür, daß lieber wir zuerst fliegen — und darum spielen sie Sklavenvogt. Nicht um uns zu schikanieren, sondern um sich selber zu halten — und das ist überall so, Fräulein, und auf jeden Glücklichen, der unterm Weihnachtsbaum stehen darf, kommen ein halb Dutzend von uns. — Und nun heißt sich's wieder sputen!" unterbrach sie sich.

Sie hatten ihre Abteilung wieder erreicht, und bald standen sie neuerlich hinter ihren Verkaufsständen, und die Tretmühle drehte sich erbarmungslos weiter.

Wie in einem bösen Traume befangen hatte Hedwig die Worte der rothaarigen Verkäuferin über sich ergehen lassen. Sie wollten ihr auch in dem wüsten Tumult rings um sie nicht wieder aus dem Sinne kommen.

Das also war die nüchterne Wirklichkeit, die sich hinter der lockenden Außenseite in ihres Vaters Kaufhäusern verbarg. Und nicht nur in ihnen, sondern in jedem der großen Etablissements, die über den Erdenball verstreut sind, wurde genau so gefront — und in dieser endlos sich drehenden Tretmühle arbeiteten Millionen Weihnachtsklaven und schleppten spät in der Nacht ihre wunden Füße, lahmen Rücken und schmerzenden Nerven heim, um in grauender Morgen-

frühe, nur noch müder und erschöpfter, wieder dort anzuknüpfen, wo sie am Vorabend aufgehört hatten.

Mechanisch starrte Hedwig, völlig gedankenverloren, in das unaufhörlich an ihr vorüberwogende Getriebe, ohne auch nur eine Figur aus Tausenden klar zu erblicken. Da fiel ihr Blick plötzlich auf eine übertrieben geputzte Dame in kostbarer Pelzgarnitur, einen radgroßen pelzbesetzten Hut auf dem Kopfe, das Gesicht vogelartig spitz, die Lippen dünn und verkniffen. Sie trat an den Nachbarstand und legte die Rechte mit dem Portemonnaie darin auf den Tisch. Dann, während sie nach einigen Spielwaren fragte und zur Erläuterung nach ihnen wies, ließ sie das Portemonnaie auf dem Tische liegen und schob es wie zufällig bei einer Bewegung über den Rand, so daß es zu Boden niederfiel.

Unwillkürlich schaute Hedwig hinter der Kundin her, als diese, ohne etwas gekauft zu haben, weiterging. Ein nahebei befindliches Lehrmädel sah das Portemonnaie am Boden liegen, raffte es auf und eilte damit der pelzgeschmückten Kundin nach.

„Hier, Madame, Sie haben Ihr Portemonnaie verloren!“ hörte Hedwig die Kleine rufen.

Ungnädig wendete sich die am Mantelärmel Gezupfte um. Ohne weiteres nahm sie ihr Eigentum in Empfang. Ohne ein Dankeswort zu äußern, wollte sie weitergehen. Doch mitten im Schritt besann sie sich anders. Sie blieb wieder stehen, öffnete ihr Portemonnaie und musterte seinen Inhalt.

Hedwig gewahrte, wie sie erst blaß und dann vor Wut rot wurde.

„Ich — ich —“ rief sie in kreischend lautem Tone, „ich bin bestohlen worden!“

Ihr Geschrei, mehr noch der ominöse Eindruck ihrer

Anklage auf die Gemüter der Umstehenden, ließ es in den nächsten Reihen plötzlich still werden.

Der Rayonchef kam eilig angetänzelt und bekomplimentierte händereibend die Kundin.

„Womit kann ich der Gnädigen dienen?“ fragte er.

„Ich hatte einen Hundertmarkschein in meinem Portemonnaie — wie ich es soeben öffnete, fand ich es leer!“ eiferte die Frau in noch gesteigerter Erregung. „Das kleine Mädel dort hat mein Portemonnaie aufgehoben und brachte es mir. Sie muß das Geld gestohlen haben!“

Das Mädchen zuckte zusammen, als die Frau mit dem ausgestreckten Zeigefinger der Rechten anklagend auf sie deutete. Ihre Lippen begannen zu zittern, und sie fing zu weinen an.

„Da sehen Sie das böse Gewissen!“ rief die Frau.

Wie einer äußeren Gewalt gehorchend, näherte Hedwig sich der Gruppe. Sie hatte sich inzwischen davon überzeugen müssen, daß das des Diebstahls beschuldigte Lehrmädchen Lina Kowalski, das gutherzige Ding, war, das sich vorhin zugunsten der erkrankten Verkäuferin seiner Schürze entledigt hatte.

„Aber das ist ja äußerst fatal,“ äußerte der offenbar wie auf glühenden Kohlen stehende Rayonchef. „Gnädige müssen sich entschieden täuschen.“

„Nein, ich täusche mich nicht,“ rief die Anklägerin nur noch heftiger. „Als ich vorhin das Geschäft betrat, überzeugte ich mich von dem Vorhandensein der hundert Mark — sie sind verschwunden, und nur die Kleine kann den Schein entwendet haben!“

Ein untersetzter, gewöhnlich dareinschauender Mann kam unauffällig, aber hurtig herbei. „Ich bin einer von den Hauspolizisten,“ begann er in gedämpftem Tone. „Was hat sich zugetragen?“

„Ich verlange, daß die kleine Diebin dort verhaftet wird!“

„Nein — nein, ich habe das Geld nicht genommen, ich bin keine Diebin!“ schluchzte das Kind laut auf.

„Willst du wohl still sein!“ fuhr sie der Detektiv an und faßte sie derb bei der Schulter.

„Ich hab' das Portemonnaie nur aufgehoben und es der Dame sofort gebracht,“ schluchzte Lina wieder, „ich wußte ja nicht einmal, ob Geld darin ist!“

„Solch abgefeimte Lügnerin!“ brauste die Dame erbost auf. „Wie sie sich verstellen kann! Dabei hat sie doch mein Portemonnaie in der Hand gehabt! Sie muß es mir aus dem Muff gestohlen haben, denn ich kann mir nicht denken, daß es zu Boden gefallen ist!“

Um die Gruppe hatte sich ein dichter Kreis Neugieriger, der sich mit jeder Sekunde noch vergrößerte, zusammengeschart, Angestellte des Kaufhauses und Kunden in buntem Durcheinander.

„Bitte, bitte, verhaften Sie mich nicht,“ schluchzte das Mädchen auf und streckte die gefalteten Hände hoch, „ich hab' ganz gewiß kein Geld gestohlen!“

Länger vermochte Hedwig sich nicht zurückzuhalten. Ohne es eigentlich zu wollen, trat sie vor und stand im nächsten Moment mitten in dem kleinen Kreise.

„Hier muß ein bedauerlicher Irrtum obwalten,“ sagte sie mit klarer, aber leicht befangen klingender Stimme.

„Was kümmert denn Sie die Geschichte?“ keifte die wütend nach ihr herumfahrende Frau.

„Ich habe zufällig den ganzen Vorgang beobachtet,“ fuhr Hedwig fester fort, „die Kleine hat das Portemonnaie nicht geöffnet und also auch kein Geld daraus genommen, denn das müßte ich unter allen Umständen gesehen haben.“

„Und Sie bilden sich ein, daß wir Ihr Wort für bare Münze nehmen werden? Das wird ja immer schöner! Ein Ladenmädel wäscht das andere weiß! Wer sagt mir denn, daß Sie nicht die Mitschuldige sind, he?“ Sie fuhr nach dem Detektiv herum. „Ich verlange, daß Sie diese Person gleichfalls untersuchen!“

Einen Augenblick schwieg Hedwig, wie von der Ungeheuerlichkeit der ihr soeben ins Gesicht geschleuderten Verdächtigung überwältigt. Was diese Person gesagt, erschien ihr so ungeheuerlich, so unglaublich, daß sie eine solche Demütigung nicht fassen zu können glaubte. Aber nur eine Minute lang, dann wich der dumpfe Druck, und sie fand ihre gewohnte Geistesgegenwart zurück. Der Gedanke, daß man sie, die einzige Tochter und Erbin des Kaufhauskaisers, des Ladendiebstahls beschuldigen konnte, wirkte plötzlich so erheiternd auf sie, daß sie laut hinauslachen mußte.

„Bitte, rufen Sie den Generalgeschäftsführer,“ wendete sie sich, in Ton und Haltung nicht länger Nummer 753, sondern Hedwig Kaiser, die verwöhnte und selbstbewußte Dame der erlesensten Gesellschaft, an den Rayonchef.

Einen Augenblick war alles, was nahebei stand, still und wie erstarrt. Herr Braun insbesondere blickte durchaus nicht geistreich darein. Wäre eine Bombe vor seinen Füßen geplatzt, hätte er nicht erstaunter sein können. Nummer 753 verlangte den Generalgeschäftsführer, die rechte Hand des Kaufhauskaisers, zu sehen und benützte ihn, den Rayonchef, der doch selbst so 'ne Art kleiner Herrgott war, als Laufjungen. Genau so, als ob der Schiffsjunge eines Kriegschiffs in aller Eile den Kapitän beauftragte, ihm doch mal rasch den kommandierenden Admiral herbeizurufen.



„Sie — Sie haben wohl 'nen Vogel?“ war alles, was der Rayonchef hervorstottern konnte.

„Rufen Sie sofort Herrn Rockhorst!“ wendete sie sich jetzt an den Detektiv und drückte ihm eine Karte, die sie ihrer Tasche entnommen hatte, in die Hand. „Ich denke wohl, er wird Zeit für mich haben.“

Erst wollte ihr der Detektiv ins Gesicht lachen. Aber es lag etwas in ihrer Haltung, in ihrer Stimme und Miene, was ihn fast wider Willen zwang, einen Blick auf die ihm aufgezwungene Visitenkarte zu werfen. Dann wurde er dunkelrot. „Hed — Hedwig Kaiser — Tiergartenstraße 268,“ las er mit stockender Stimme.

„Was — 268?“ wiederholte der Rayonchef. „Das ist doch die Hausnummer unseres Herrn Geheimrats —“

„Und ich bin seine Tochter, wenn Sie nichts dagegen haben!“ unterbrach ihn Hedwig kühl. „Aber wir wollen die Sache im Privatkontor erledigen — sie hat gerade genug Aufsehen hervorgerufen.“

Als Herr Braun, sehr bleich und verlegen, ihr dienernd voranschritt, hatte er die unklare Empfindung, als flöge er bereits.

„Lieber Max,“ sagte Hedwig Kaiser, „mit deinem diesjährigen Weihnachtsgeschenk hapert es leider bedenklich. Du bekommst so viel wie nichts von mir.“

Sie standen im großen Bibliothekzimmer der Kaiserschen Villa. In der einen Ecke war schon der Christbaum aufgebaut, überall auf den Tischen standen Vasen, Körbchen und Füllhörner mit kostbarem Blumenschmuck darin — in wenigen Stunden sollte der heilige Abend niederdämmern.

„Weil's gar so wenig ist,“ fuhr sie mit einem reizenden Lächeln fort, „wollte ich dir mein Geschenk schon früher geben, damit mich später Papa und unsere

Gäste nicht auslachen. — Da," sie nahm vom Tische eine winzige Porzellanvase, wie man sie für wenige Pfennige in den Warenhäusern kauft, und hielt ihm das Ding, in dem sich eine einzelne Rose befand, unter die Augen, „das ist alles. Aber es hängt eine Geschichte damit zusammen — und die sollst du nun hören. Dann wirst du auch verstehen, warum dein Geschenk so gering ausgefallen ist."

Als sie den Ausdruck unverkennbarer Verblüffung in seinen Mienen gewahrte, lachte sie herzlich auf.

„Ja, wie fange ich nur gleich am besten an. Also, ich hatte vor, dir diesmal etwas ganz Außergewöhnliches zu schenken, etwas, das dich überraschen und dir besondere Freude machen sollte. Lange konnte ich nichts finden, so sehr ich mich auch anstrengte, bis mir plötzlich die Erleuchtung kam. Du hast mir ja eigenhändig vorgeschlagen, mir das Geld für dein Geschenk selbst zu verdienen."

„Was?" fragte Max und hob ungläubig das billige Väschen hoch. „Du hast das wirklich mit selbstverdientem Gelde gekauft?"

„Bis auf die Rose, für die langte mein verdientes Geld nicht mehr," beichtete sie mit schalkhaftem Lächeln. „Ist das nicht demütigend, daß ich mit all meinem guten Willen nicht mehr verdienen konnte?"

Sie setzten sich auf das lederbezogene Sofa, und sie begann ihm ausführlich ihre kleinen Abenteuer und Leiden, die sie im Laufe eines halben Tages in ihres Vaters Kaufhaus als Aushilfsladnerin erlebt, zu berichten.

Erst hörte er ihr mit lächelndem Munde zu, doch je weiter sie kam, desto ernster, ja ordentlich feierlich lauschte er ihren Worten.

„Wie Herr Rockhorst, der Direktor unseres Kauf-



hauses, später beteuerte, war ich ihm gleich am Morgen so merkwürdig bekannt vorgekommen," schloß sie lachend, „aber ich glaube, der verehrte Herr schwindelt. Natürlich bestand ich darauf, daß der mir verdiente Lohn ausgezahlt wurde, abzüglich der mir vom Rayonchef auferlegten Strafe. Und da ich auf diese Weise nur vierundsiebzig Pfennig herausbekam, so langte es leider nur zu diesem Blumenväschen für dich."

Ordentlich liebkosend betrachtete er sein Weihnachtsgeschenk. „Es wird auf meinem Schreibtische den Ehrenplatz einnehmen, Hedwig," versicherte er innig.

Sie errötete unter seinem heißen Blicke und befreite rasch ihre Hand, die er erfaßt hatte.

„Vom geschäftlichen Standpunkte aus hätte ich dir nicht einmal die Vase kaufen dürfen," gestand sie, „denn ich habe mein Konto mit einigen Ausgaben, deren Höhe noch nicht einmal feststeht, belasten müssen."

Sie hielt ihm ein mit ihrer feinen Handschrift bedecktes Blatt hin.

Er las:

Einnahmen:

Neun Stunden à 10 Pfennig	Mark	—.90
5 Prozent von Mark 6.95	„	—.34
	Mark	1.24
Strafabzug	„	0.50
	Mark	—.74

Ausgaben:

Weihnachtsbaum und Zweirad für Wilhelm Schultze	Mark	120.—
Geschenk für Amanda Winkelhagen, nunmehrigen Abteilungsvorstand . . .	„	500.—
Für Nr. 633 Kurkosten im Sanatorium .	„	?
Für Lina Kowalski Ausbildungskosten zur Lehrerin	„	?

„Wie du siehst,“ fuhr sie mit halb schalkhaftem, halb wehmütigem Lächeln fort, „kann ich mit meinem mißglückten Ausflug ins Reich der praktischen Arbeit kaum Staat machen.“

„Hedwig!“

Vor Erregung bebte seine Stimme.

„Aber —“ nun weinte sie plötzlich — „ach, ich habe ja so viel gelernt! Gelt, du bist enttäuscht, du Ärmster?“

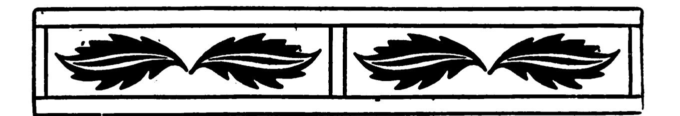
„Ja, ich bin enttäuscht, denn ich — ich wünschte mir ja ein viel schöneres, ja, das allerschönste und köstlichste Weihnachtsgeschenk, das ich mir denken kann!“ versetzte Vetter Max.

Sie wendete ihm das Antlitz zu, aber sie vermied es, seinem Blicke zu begegnen.

„Ja, Hedwig — ich verlange dich! Willst du dich mir geben?“

„Ja!“ hauchte sie. „Oh, Max, fröhliche Weihnachten — nicht nur für uns, sondern für alle, die wir beglücken können!“





Talismane aus alter und neuer Zeit.

Von Alex. Cormans.

Mit 4 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Soweit wir der Kulturentwicklung des Menschengeschlechts bis in die fernste Vergangenheit nachzuspüren vermögen, überall, zu allen Zeiten und bei allen Völkern begegnen wir dem Glauben an die zauberische Kraft gewisser Talismane, die als Sinnbilder einer geheimnisvollen Macht ihren Träger oder Besitzer gegen feindliche Einflüsse zu schützen vermöchten.

In vielen Naturvölkern wurzelt dieser Glaube noch heute mit der ganzen Festigkeit einer unerschütterlichen Überzeugung; aber auch bei den aufgeklärtesten Nationen ist er, wie uns tausend Beispiele des täglichen Lebens beweisen, noch durchaus nicht erstorben, und von dem Hufeisen (Figur 8), das wir lächelnd noch immer auf mancher Türschwelle erblicken, bis zu dem Ring (Figur 16), den wir selber am Finger tragen, sehen wir uns von Sinnbildern umgeben, die sich ihre geheimnisvolle Bedeutung allen geistigen Fortschritten zum Trotz im Wandel der Jahrtausende unverändert bewahrt haben.

Wohl mag der Sinn, den man einst dem einen und dem anderen unterlegte, uns heute kaum noch zum Bewußtsein kommen, wohl mag vielfach zu bloßer

Spielerei geworden sein, was in grauer Vorzeit ein Gegenstand heiliger Scheu und ehrfürchtig abergläubischer Verehrung war, verschwunden aber sind



Nach einer Zeichnung von Miß Ethel Burgeß.

1. Das Auge des Horos (ägyptisch). 2. Ein „Liebeslöffel" (altenglisch). 3. Kleinod König Alfreds des Großen.

die Formen der alten, zauberkräftigen Talismane darum keineswegs, und viel, viel größer, als wir's uns träumen lassen, ist selbst in den nüchternen Tagen

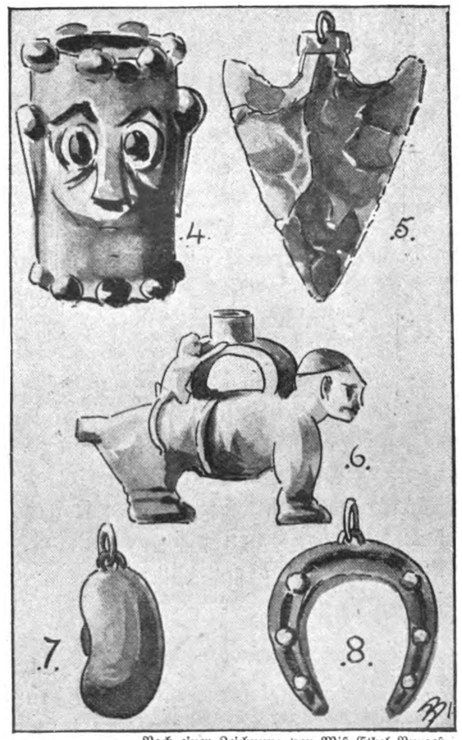
der Gegenwart nicht nur unter dem Volke, sondern selbst unter den geistig Hochstehenden die Zahl derer, die von dem scheinbaren Schmuckstück in der Stille ihres Herzens die Wirkung eines glückbringenden oder unheilabwendenden Amuletts erwarten.

Es ist hier nicht der Ort, Untersuchungen über die Psychologie des Aberglaubens anzustellen und den tiefen Ursachen solcher unausrottbaren Vorstellungen nachzuforschen; aber es wird den Leser vielleicht zu eigenem Nachdenken über diesen Gegenstand anregen, wenn wir in den beigegebenen Abbildungen einige Hauptstücke aus einer höchst eigenartigen und wertvollen Sammlung von Amuletten und Talismanen der verschiedensten Zeiten und Völker wiedergeben. Er wird unter ihnen gar manche jener hübschen Nichtigkeiten wiederfinden, die Freunde oder Liebesleute einander noch heute bei passender Gelegenheit zum Geschenk machen, um ihre guten Wünsche für das Wohlergehen des Beschenkten symbolisch zum Ausdruck zu bringen, und es mag ihn interessieren, bei der Gelegenheit zu erfahren, daß schon vor vielen Jahrhunderten gute Freunde und verliebte Leute sich derselben Sinnbilder bedienten, um ein teures Wesen unter den besonderen Schutz übernatürlicher Gewalten zu stellen.

Unendlich groß ist die Zahl der als Amulette getragenen, aus dem verschiedenartigsten Material gefertigten Gegenstände, die man in altägyptischen Gräbern gefunden, und deren Bedeutung uns die wachsende Kenntnis altägyptischer Kultur erschlossen hat. Der Besucher des heutigen Pharaonenlandes kann sie bei der Häufigkeit ihres Vorkommens in den Antiquitätenhandlungen von Kairo zum Teil schon für billiges Geld erstehen, wenn er dabei auch freilich

immer in Gefahr ist, mit einer modernen Nachahmung getäuscht zu werden.

Die ägyptischen Talismane wurden sowohl als



Nach einer Zeichnung von Miß Ethel Burgeß.

4. Maske (ägyptisch). 5. Feuersteinpfeilspitze. 6. Inkatalisman. 7. Glücksbohne. 8. Hufeisen.

Halsbänder und Armringe wie am Gürtel getragen, je nachdem ihre Form sie für die eine oder die andere Verwendung geeignet machte, und viele von ihnen sind

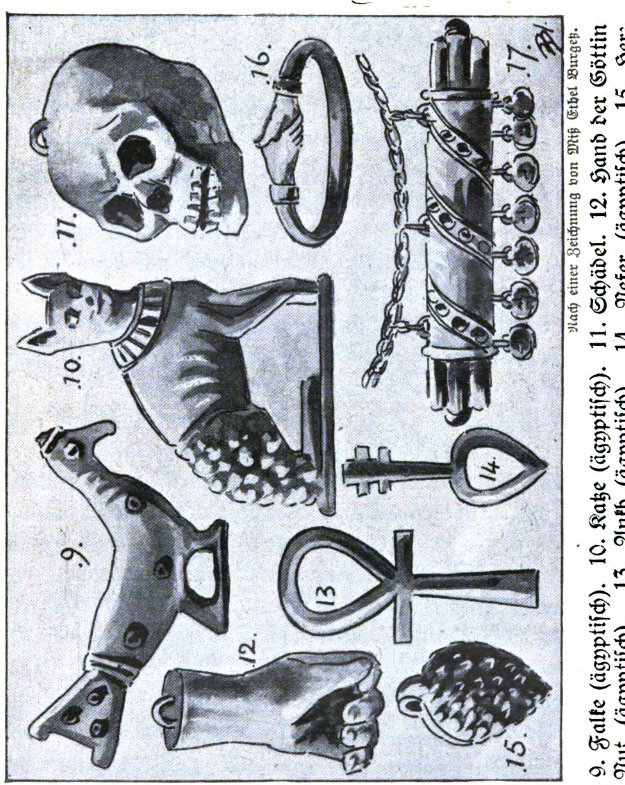
überaus kunstvoll gearbeitet. Die Beziehungen zur Götterwelt sind immer ganz offenkundig, und die ganze ägyptische Mythologie ließe sich an diesen Amuletten demonstrieren. Da haben wir die Hand der Göttin Nut (Figur 12), das der Göttin Hathor geweihte Symbol des langen Lebens, Ankh genannt (Figur 13), den Nefer (Figur 14) als Sinnbild des Glückes, das Herz (Figur 15), die Maske (Figur 4) und die Katze (Figur 10), die sämtlich als Attribute bestimmter Gottheiten geheiligt waren. Ein anderer, seltener vorkommender Talisman ist das in Figur 1 wiedergegebene „Auge des Horos“, während der den Sonnengottheiten geheiligte Habicht oder Falke (Figur 9) in Tausenden von Exemplaren, oft höchst primitiv aus Ton gefertigt, zu finden ist.

Einen schön gearbeiteten und kostbaren arabischen Talisman zeigt uns Figur 17, und eine Rarität von großem Werte ist das uralte Inkaamulett (Figur 6), in dessen Deutung die Gelehrten allerdings bis jetzt nicht ganz einig werden konnten.

Viele der erwähnten Gegenstände sind aus Edelsteinen oder Halbedelsteinen geschnitten oder doch mit solchen verziert, denn der Edelstein spielt von jeher eine große Rolle in den abergläubischen Vorstellungen der Völker. Nicht nur die Ägypter, sondern auch die alten Juden legten ihm, wie zahlreiche Stellen des Alten Testaments beweisen, allerlei geheimnisvolle Kräfte bei, und bis in die neuere Zeit hinein ist mit gewissen Edelsteinen die Vorstellung zauberhafter Wirkungen verknüpft geblieben.

So wurde vor allem dem Saphir ein heilbringender Einfluß auf verschiedene Krankheiten zugeschrieben. In einem auf uns gekommenen Verzeichnis der Juwelen, die Königin Maria von Schottland besaß, geschieht

zweier solcher heilkräftigen Steine ausdrücklich Erwähnung, und in englischen Kirchen wurden früher des öfteren Saphire aufbewahrt, denen die Chronik



Nach einer Zeichnung von Miß Ethel Burgeß.

9. Falke (ägyptisch). 10. Katze (ägyptisch). 11. Schädel. 12. Hand der Göttin Nut (ägyptisch). 13. Anth (ägyptisch). 14. Nefer (ägyptisch). 15. Herz (ägyptisch). 16. Ring (deutsch, 16. Jahrhundert). 17. Arabischer Talisman.

erstaunliche Erfolge bei der Behandlung von Geisteskranken nachrühmte. Daß jeder Monat seinen besonderen „Glücksstein“ habe, kann man noch heute manchen gläubig behaupten hören, vorzeiten aber pflegten Leute, die sich's leisten konnten, an jedem

Tage der Woche einen anderen Stein als glückbringenden Talisman zu tragen, und zwar am Sonntag den Rubin, am Montag den Mondstein, am Dienstag die ebenfalls unter die Edelsteine gezählte Koralle, am Mittwoch den Smaragd, am Donnerstag das Katzenauge, am Freitag den Diamanten und am Sonnabend den Saphir.

Dem religiösen Vorstellungskreise der orientalischen Völker entnommen ist als Glückstalisman die Gestalt des zunehmenden Mondes, die sich in manchen Amuletten, wie in dem auf Figur 19 wiedergegebenen, allerdings nicht ohne weiteres erkennen läßt, und nur wenigen, die sich heutzutage noch gern auf der Straße nach einem verlorenen Hufeisen bücken, dürfte dabei zum Bewußtsein kommen, daß einzig seine Halbmondgestalt diesem Gebrauchsgegenstand zu der Bedeutung eines Glückbringers verholfen hat.

Das Schwein (Figur 20), die Bohne (Figur 7) und der Schädel (Figur 11) sind in ihrer symbolischen Bedeutung als Talismane weniger leicht zu erklären. Sie stehen in besonderer Beliebtheit bei den romanischen Völkern, und namentlich das niedliche Glückschweinchen ist aus Italien zu uns gekommen, wo es ja, wie männiglich weiß, in jedem erdenklichen Material zu Frau Fortunas recht eigentlichem Symbol geworden ist.

Daß die aus der Steinzeit stammenden Feuersteinpfeilspitzen (Figur 5) in den dunkelsten Zeiten des Mittelalters vielfach als Amulette getragen wurden und gegen Hexerei und Bezauberung schützen sollten, erklärt sich aus der Unfähigkeit, den Ursprung dieser oft in größeren Mengen gefundenen Gegenstände richtig zu deuten. Man nahm gewöhnlich an, daß es von dämonischen Wesen verwendete Geschosse gewesen

seien, und verwandte sie in einem dieser Erklärung entsprechenden Sinne.

Ein Liebestalisman ohne religiöse Nebenbedeutung



Nach einer Zeichnung von Miß Ethel Burgeß.

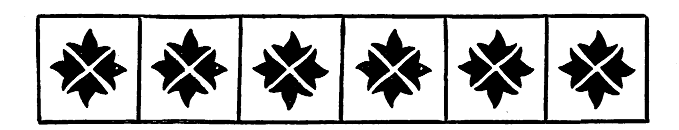
18. Pestkreuz. 19. Halbmond. 20. Glückschwein. 21. Altrömischer Talisman. 22. Amulett eines Pilgers.

scheint der in einem altrömischen Grabe gefundene Anhänger mit dem Bilde eines jungen Kriegsmannes (Figur 21) gewesen zu sein; einen ausgesprochen reli-

giösen und zwar christlichen Charakter tragen dagegen das in Figur 18 abgebildete Pestkreuz, das seinen Träger vor der schrecklichen Seuche schützen sollte, das in Canterbury gefundene Amulett eines Pilgers (Figur 22) und das kostbare Kleinod des großen angelsächsischen Königs Alfred mit dem Bilde eines Heiligen (Figur 3).

Der holzgeschnitzte „Liebeslöffel“ (Figur 2), mit dem wir unsere kleine Auslese beschließen, ist jetzt nicht eigentlich mehr unter die Zahl der Talismane zu rechnen. Man findet seinesgleichen noch zuweilen in einem alten Bauernhause der englischen Grafschaft Wales, aber die Besitzer vermögen über seine Bedeutung keine andere Auskunft zu geben, als daß es eben ein Liebeslöffel sei, wie ihn in vergangenen Zeiten ein auf Freiersfüßen gehender Bursche seiner Herzallerliebsten zum Geschenk gemacht habe. Zweifellos hatte er vordem eine tiefere Bedeutung. Man darf ihn wohl als ein Hilfsmittel des „Liebeszaubers“ ansehen. Wahrscheinlich war der Sinn der, daß mit jedem Bissen, den das mit einem „Liebeslöffel“ beschenkte Mädchen verzehrte, auch ihre Liebe zu dem Schenker beständig zunehmen sollte.





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein unheimliches Bad. — Von Sholapur im südlichen Vorderindien als Ausgangspunkt wurde in das obere Bhimatal hinauf ein Schienenstrang vorgetrieben. Als leitender Ingenieur mußte ich immer bei der Spitze verweilen. An der Stelle, bis zu der wir am Anfang des Jahres 1884 gelangt waren, erweiterte sich das Tal zu einem breiten Kessel mit steil aufstrebenden, etwa fünfzig Meter hohen Wänden.

Sengend heiß sandte die Tropensonne ihre Strahlen hernieder. Kein Lüftchen bewegte sich. Eine Glut, die sich auch bei Nacht wenig milderte, herrschte daher in dem Kessel, der ich manchmal zu erliegen fürchtete. Vollständig ermattet, beschloß ich eines Abends, die Warnungen meiner Leute in den Wind schlagend, Erfrischung in dem Wasser des mitten durch den Kessel sich hinwälzenden Bhimaflusses zu suchen. Allein mein erster Vorarbeiter Hangar, ein alter Inder, beschwor mich, von meinem Vorhaben abzustehen. „Nicht baden in dem Flusse, Sahib! Es wäre Ihr sicherer Tod!"

Seine unablässigen Vorstellungen, daß ich unfehlbar von Krokodilen zerrissen werden würde, brachten mich endlich zur Besinnung. „Gibt es denn nirgends in der Nähe ein Wasser," wandte ich mich an ihn, „in dem man seine Glieder ohne Lebensgefahr erfrischen könnte? Ich lechze nach einem Bade! Möchte untertauchen in einer kühlen Flut und schwimmen, nur schwimmen!"

„Von Mhala, Sahib, der das Trinkwasser herbeizuschaffen hat, weiß ich, daß sich auf der Hochebene dort oben ein klarer, kühler See befindet, in dem keine Krokodile sind."

Er wies dabei mit der Hand nach dem Rande der rückwärtigen Talwand, der sich bei dem Scheine des Vollmonds, den wir hatten, als eine scharfe silberne Linie am nächtlichen Himmel abzeichnete. Ich glaubte meinem matten Körper den Weg dorthinauf nicht zumuten zu dürfen. Trotzdem erkundigte ich mich, wie weit jener See sei.

„Mhala, der flink auf den Füßen ist, braucht hin und zurück zwei Stunden, Sahib.“

Ich schwankte. Meine Phantasie begann mir aber immer verführerischer die erfrischende Luft, die wahrscheinlich dort oben herrschte, und mit der ich meine Lungen stärken würde, sowie das kühle Wasser des Sees vorzugaukeln, so daß ich mich entschloß, wenigstens den Versuch zu machen, den See zu erreichen. Gelangte ich zu ihm, wollte ich die Nacht in seiner Nähe verbringen und erst am Morgen wieder zu meiner Arbeitstätte im Tal zurückkehren.

Von Hangar, Mhala und zwei anderen Indern, die Zeltgeräte und etwas Proviant tragen mußten, begleitet, brach ich alsbald auf. Mhala war immer voran. Auf einem schmalen Bande ging es im Zickzack steil aufwärts. Ab und zu gebot ich Halt und betrachtete eine Weile die von dem sanften Silberlichte des Vollmonds übergossene, zauberhaft schöne indische Landschaft unter mir. So erklommen wir nach und nach glücklich den Rand der Talwand und wanderten nun auf der Hochebene in der Richtung des Flußtales aufwärts dahin. Nach einer reichlichen Stunde Marsch blinkte in kurzer Entfernung eine Wasserfläche auf.

Meine Augen leuchteten, das Zittern in meinen Knien linderte sich, und mit raschen Schritten strebte ich dem ersehnten Ziele zu.

Am Seeufer angekommen, entkleidete ich mich schnell, watete in das Wasser hinein und war entzückt, es von einer angenehmen Kühle zu finden. Nachdem ich mich der Vorsicht halber erst ein wenig bespritzt, tauchte ich unter. Welch ein unbeschreibliches, wonniges Gefühl! Als mir anfing die Luft zu fehlen, steckte ich den Kopf aus dem Wasser, schöpfte mit langen Zügen Atem, tauchte abermals so lange als möglich

unter, breitete dann die Arme aus und begann zu schwimmen. Der auf meiner Hirnschale lastende Druck wich, das Hämmern in meinen Schläfen hörte auf, die Sehnen meines Körpers strafften sich. Kurzum, meine Kräfte lebten wieder voll auf.

Ohne Hast, aber mit starken Stößen schwamm ich unweit des Ufers hin, bis ich eine Stelle erreichte, wo sich ein kleiner Fluß in den See ergoß. Hier ruhte ich mich aus, ließ das reizende Spiel der im Mondschein silbern glitzernden Wellchen, die durch das zufließende Wasser weithin im See erzeugt wurden, auf mich wirken und nahm mir dann vor, ein Stück in den See hinauszuschwimmen.

Gesagt, getan. Mitten in das silberne Geleucht schwamm ich hinein, legte mich in gesteigertem Entzücken auf den Rücken und ließ mich, Zeit und Raum vergessend, von einer fühlbaren Strömung langsam forttragen. In der Stimmung, in der ich mich befand, bemerkte ich zunächst überhaupt nicht, daß die Strömung beständig stärker wurde. Aber ich nahm nicht nur keinen Anstoß daran, sondern freute mich noch darüber, plätscherte mit den Beinen das silbern leuchtende Wasser auf und half mit Armbewegungen dem schnellen Dahingetriebenwerden noch nach.

Durch ein sich mehrendes ziehendes Gefühl unter meinem Rücken wurde ich jedoch endlich stutzig. Ich warf mich herum, hielt Ausschau und wurde gewahr, daß ich fast bis in die Mitte des Sees geraten war. Der Umstand hätte für mich keine Bedenken gehabt, wenn nur das Ziehen unter mir und diese starke Strömung nicht gewesen wären. Mit kräftigen Stößen ging ich daran, mich aus ihr herauszuarbeiten, und zwar versuchte ich, in dem Bestreben, so schnell als möglich aus ihr herauszugelangen, sie in einem rechten Winkel zu verlassen, bekam sie also in die Seite.

Meine Schwimmbewegungen wurden nach und nach eine Art Wüten. Aber so verzweifelte Anstrengungen ich auch machte, ich brachte es nicht fertig, die Strömung zu überwinden. Langsam, aber sicher nahm sie mich weiter mit sich. Und das ziehende Gefühl unter mir wuchs dabei. Ich hatte das Emp-



finden, als sollte ich in die Tiefe hinabgesaugt werden. Kaum vermochte ich mich noch über Wasser zu halten.

Von Angst und Furcht gepackt, schlug ich, um der Strömung nicht mehr meine ganze Seite als Angriffsfläche zu bieten, jetzt die Richtung direkt gegen sie ein, biß die Zähne aufeinander und holte aus meinem bebenden Körper an Kräften heraus, was er noch herzugeben imstande war. Aber keinen Meter kam ich vorwärts. Und machte ich auch nur einen Augenblick nicht die äußersten Anstrengungen, wurde ich weiter fortgezerrt, wodurch die ziehende und saugende Gewalt unter mir sofort noch stärker wurde.

Was kommen mußte, kam. Meine Kräfte erlahmten. Einen ersterbenden Hilferuf sandte ich noch zu dem fernen Ufer hin, dann wurde ich in die Tiefe hinabgerissen. Schnell und schneller, rasend schnell. Schon halb bewußtlos, empfand ich noch, daß ich herumgewirbelt wurde wie ein Kreisel, fühlte noch mehrere harte Aufschläge, dann schwanden mir die Sinne völlig.

Als mir das Bewußtsein wiederkehrte, war es tiefe Nacht um mich. Ich konnte absolut nichts erkennen. Nur ein hohles Rauschen und Brausen hörte ich.

Was war mit mir vorgegangen? Wo befand ich mich?

Ich griff mit den Händen um mich und ertastete, daß ich mit dem halben Körper in einem flachen Wasser lag. Jede Bewegung, die ich machte, verursachte mir Schmerzen. Außerdem fror ich bis ins Mark. War ich doch völlig nackt. Ich versuchte mich zu erheben, doch konnte ich mich vorläufig nur aufsetzen, so matt und zerschlagen war ich. Den schweren Kopf in die Hände gestützt, zwang ich nach und nach die Erinnerung an das Geschehene zurück. Und soeben noch von Frostschauern überlaufen, fing ich plötzlich an vor Angst zu schwitzen.

Wohin hatte mich der Strudel gerissen? Meine Augen irrten in der Finsternis umher und suchten sie zu durchdringen. Wie jemand, der einen dunklen Keller betritt, vorerst nichts sehen kann, während sich ihm, je mehr sich seine Augen an die Finsternis gewöhnen, seine Umgebung dann allmählich ein wenig zu entschleiern beginnt, so konnte auch ich nach und nach erkennen, daß ich auf einem blanken Grunde am Rande eines sich scheinbar

weithin dehnenden Beckens saß, in das sich mit hohlem Brausen auf einer schiefen Ebene herab ein Wasserstrom ergoß. Dort, wo er in das Becken fiel, schäumte und quirlte das Wasser und drehte ohne Unterlaß seine Kreise zu der Stelle hin, wo ich saß. Diesem Umstande hatte ich also zu danken, daß ich nicht in dem Becken versunken, sondern hier auf den flachen Uferrand hingespült worden war.

Zu danken? Wäre es nicht besser gewesen, ich wäre versunken und ertrunken? Was stand mir bevor? Gab es eine Rettung für mich?

Der Erhaltungstrieb, der jedem Menschen innewohnt, und der ihn in verzweifelten Lagen manchmal schier unglaubliche Leistungen vollbringen läßt, peitschte mich auf. Aber ich taumelte. Auch fror ich schon wieder. Nach einigen tastenden Schritten stieg mir das Blut zu Kopfe, und ich begann wieder zu schwitzen. Ein Fieberanfall schüttelte mich.

Trotzdem tastete ich mich, von dem Einfallorte des Wassers hinweg, am Rande des Beckens entlang weiter. Mehr und mehr lernten meine Augen sehen, und ich entdeckte, daß ich in einer Höhle war, die sich wahrscheinlich unter dem Seegrunde befand, und die der Abfluß im Laufe der Zeiten ausgewühlt hatte.

Aber was war das für eine Höhle! Narrten mich Fieberbilder, äffte mich ein Spuk? Was mir da ringsum gelblich entgegenschimmerte, war doch Gold! Der blanke Boden, den meine nackten Füße berührten, die Wände, die meine Hände betasteten, die langen, armstarken Zapfen, die von dem Firste der Wölbung herunterspießten, alles schimmerte goldig! Verschiedene Goldzapfen waren auch herabgefallen. Ich strauchelte über einen, nahm ihn auf — es war Gold, was ich in Händen hielt — Gold!

Welch eine Stätte traumhaften Reichtums umfing mich! Mein Geist machte wilde Sprünge. Ein Märchen aus Tausendundeine Nacht glaubte ich zu erleben. Ich fühlte mich als der reichste Mann der Welt.

Doch war der Rausch, der mit Gewalt über mich gekommen war, nur von kurzer Dauer.



Was nützten mir die fabelhaften Schätze, wenn ich mir nicht einen einzigen Bissen Brot dafür verschaffen konnte!

Bei dieser Vorstellung verspürte ich plötzlich wütenden Hunger. Ächzend raffte ich mich auf und tastete mich weiter. Bald artete mein Hunger zu einem grimmigen Heißhunger aus. Dazu wurde das Fieber in meinen Adern schlimmer und schlimmer. Von einer Schwäche übermannt, brach ich in die Knie und stürzte. Nach einer Zeit, deren Länge ich nicht beurteilen kann, raffte ich mich aber von neuem auf und taumelte, beseelt von dem dunklen Drange, einen Ausweg aus der Höhle zu finden, abermals weiter.

Das hohle Rauschen und Brausen, das das auf der schiefen Ebene in die Höhle herabschießende Wasser erzeugte, verscholl hinter mir. Dafür wurde es aber in dem Becken, an dessen Rande hin ich mich immer hielt, mehr und mehr lebendig. Das finstere Wasser in ihm kochte und gurgelte in unheimlichen Tönen. Wiederholt stürzte ich über im Wege liegende, vom Firste der Höhle herabgefallene goldene Riesenzapfen und verletzte mich dabei, so daß ich schon an verschiedenen Stellen blutete. Meine Knie knickten bei jedem Schritt tiefer ein. Pfeifend entwich der Atem meinen Lungen. Viel weiter hätte ich mich nicht zu schleppen vermocht. Doch wurde mir ein weiteres Vordringen überhaupt unmöglich.

Eine goldene Wand erhob sich vor mir. Ich war an das Ende der Höhle gelangt. Sie hatte keinen Ausgang. Meine übermenschlichen Anstrengungen waren vergebliche gewesen. Ich mußte in dem goldenen Kerker elendiglich umkommen, war lebendig begraben.

Der letzten Hoffnung, die mich noch aufrecht erhalten, beraubt, sank ich nieder und wünschte mir nichts anderes, als schnell zu sterben.

Aber wie sich so vieles, was man sich wünscht, nicht einstellen will, nicht einmal ein baldiges Ende, so wollte sich auch bei mir der Tod nicht einstellen. Bei vollem Bewußtsein lag ich da und krümmte mich in unsagbaren Schmerzen, die mir meine Wunden, der wütende Heißhunger und das Fieber bereiteten. Vielleicht längere Zeit, vielleicht nur kurze Zeit. Ich bin mir

darüber nicht im klaren. Aber das weiß ich, daß die furchtbaren Qualen schließlich anfingen, jedes menschliche Ertragen zu übersteigen. Meiner Sinne kaum noch mächtig, kroch ich zu einem der am Boden liegenden großen goldenen Zapfen hin, umklammerte ihn, richtete mich auf und stürzte mich mit ihm in das kochende und gurgelnde finstere Wasser neben mir. Mit dem Umklammern des schweren Zapfens hatte ich im Auge, mich am Schwimmen zu verhindern und schnell unterzusinken, um so rascher zu enden.

Ich fühlte, wie ich in die Tiefe gerissen wurde. Rasend schnell und in tollen Wirbeln ging es hinab. Ein schräg nach unten gerichteter Höllenschlund schien mich zu verschlucken.

Was weiter mit mir geschah, dessen erinnere ich mich nicht.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Eine reichliche Stunde oberhalb des breiten Talkessels, bis in den die Bahnspitze vorgetrieben war, buchtete sich das Tal der Bhima zu einem zweiten kleineren Kessel aus, in dem sich ein Hindudorf befand. Die Bewohner holten sich ihr Trinkwasser aus einer mächtigen, in der Talwand gähnenden Grotte, in deren Hintergrunde aus einem schräggeneigten Schachte ein kühles Wasser herausschoß, das sich in einem flachen Weiher sammelte, der einen Abfluß zur Bhima besaß.

So kamen auch an einem frühen Morgen mehrere Weiber mit ihren Schöpfgefäßen zu dem Weiher. Plötzlich schrie die eine erschreckt auf und zeigte mit dem Arme nach der Schachtmündung, worauf auch die anderen erschreckt aufschrieen.

Sie hatten alle Ursache zu erschrecken. Denn einen weißen menschlichen Körper brachte das Wasser angewälzt und spülte ihn in den flachen Weiher.

Glücklicherweise eilten auf das Geschrei einige Männer, die in der Nähe des Eingangs der Grotte beschäftigt gewesen waren, herbei und bargen den mit vielen Wunden bedeckten Körper des weißen Mannes. Da es ihnen scheinen wollte, daß noch Leben in ihm sei, trugen sie ihn ins Dorf, wo ein alter heilerfahrener Eingeborener nicht ohne Erfolg seine Kunst an ihm erprobte.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich war also der Geborgene. Am Abend desselben Tages noch erhielt ich auch die Hilfe eines europäischen Arztes, der in den Diensten der Eisenbahnbaugesellschaft stand. Von dem Dorfe aus war durch einen Boten die seltsame Kunde von dem Auffinden eines verwundeten weißen Mannes nach dem Lager der Bauabteilung in dem großen Talkessel überbracht worden, und Hangar, der untröstlich über mein Verschwinden dahin zurückgekehrt war, hatte den weiter unten im Tal bei einer Bauabteilung sich aufhaltenden Arzt schleunigst verständigt.

Vier Wochen habe ich in der Hinduhütte gelegen, mit dem Tode gerungen und oft im Fieber gerast. Als ich mich zum ersten Male wieder im Spiegel betrachtete, erschrak ich über mein Aussehen.

Endlich hatte ich wieder klar denken gelernt, und als mir die Erinnerung an das Erlebte wiederkehrte, fragte ich den alten Inder, in dessen Hütte ich lag, nach dem „Felsstück“, das ich umklammert hatte, als ich in die Tiefe schoß. Er wies mir einen schweren zapfenförmigen Stein vor, der ein ganz gewöhnlicher wertloser Dolomit war. Ich hätte ihn so fest umkrampft gehalten, daß man große Mühe gehabt habe, ihn mir zu entwinden.

Oft habe ich seitdem über diesen Umstand nachgedacht und habe mir gesagt, daß ich das Gold der Höhle wohl nur im Fieber gesehen. E. O. Kühne.

Lenore Pany, die Verfasserin der in diesem Band erscheinenden, durch warme Gefühlstöne und tiefschürfende Verinnerlichung ausgezeichneten Novelle „Mann und Weib“, die unseren Lesern auch durch andere gemütvolle und anschaulich geschriebene Erzählungen seit langem wohlvertraut ist, wurde am 8. August 1877 als Tochter eines Professors in Hollenburg an der Donau geboren. Nach dem ersten Unterricht in Sankt Pölten besuchte sie das Institut der Englischen Fräulein, in dem sie ihre Ausbildung in Musik und Sprachen erhielt. „Da ich,“ berichtet sie von sich selbst, „große Reiselust besaß und sich mir keine andere Gelegenheit darbot, die Welt zu besehen, ging ich mit neunzehn Jahren als Erzieherin nach Serbien und noch in demselben Jahre nach Venedig, wo ich für mein späteres schriftstellerisches Schaffen reiche Anregung fand. Obwohl



Lenore Pany.

mich schon frühzeitig die geheime Sehnsucht getrieben hatte, zur Feder zu greifen, wagte ich doch erst mit fünfundzwanzig Jahren den Schritt in die Öffentlichkeit, und wie ein Fingerzeig des Schicksals dünkte es mich, daß mein erstes, mit Zittern und Zagen eingesandtes Feuilleton sofort von einer Wiener Zeitung

erworben wurde. 1904 erschien mein erster Roman ‚Irrlicht‘, zwei Jahre später mein Roman ‚Gegen den Strom‘, in dem ich die Erinnerungen an meinen Aufenthalt in Serbien niedergelegt hatte. Von da an ruhte meine Feder nicht mehr. Ich habe immer ‚Stimmung‘, und will sie sich wirklich einmal nicht zu rechter Zeit einstellen, flüchte ich an mein Stammtischchen im Café, wo durch einen ‚Schwarzen‘ und eine Zigarette die kleine Unordnung bald repariert ist. Was mir aber die meiste Freude macht, ist das Bewußtsein, daß ich mich nicht auf dem so heiß gesuchten Wege der Protektion, sondern einzig aus meiner eigenen Kraft emporgerungen habe. Von Geburt Österreicherin, habe ich doch meine literarische Heimat in Deutschland gefunden. Fast alles, was ich schreibe, wandert den Weg über die Grenze. Als ich noch ein Kind war, ahnte ich nicht, daß ich später einmal für die von mir immer mit besonderer Spannung erwartete ‚Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens‘ selbst Beiträge liefern würde, und ich erinnere mich heute noch der humoristisch-tragischen Geschichte eines Affenfräuleins, die mich über alles entzückte. Wenn meine Leser nur halb so viel Vergnügen finden an der Lektüre meiner Novellen wie ich damals an der genannten Geschichte, dann bin ich vollständig zufrieden und verzichte gern auf das, was jeder Schriftsteller mehr oder minder anstrebt: die Berühmtheit.“

Die Geschichte des Ritters von Landers. — Im Verlaufe des dritten Kreuzzuges (1187—1192) wurde bekanntlich die Stadt Akkon von den Kreuzfahrern unter dem Oberbefehl der Könige von England und Frankreich, Philipp II. und Richard Löwenherz, belagert. Bereits fünfzehn Monate lag das Kreuzheer vor Akkon, und schon wurden Stimmen laut, die eine Aufgabe der Belagerung und die Rückkehr in die Heimat verlangten, da die Eingeschlossenen anscheinend mit Kriegsvorräten aller Art noch aufs reichlichste versehen waren und so eine Änderung der Lage in absehbarer Zeit kaum erwartet werden konnte. Den Führern der Kreuzfahrer war nun sehr darum zu tun, möglichst genaue Berichte über die Zustände in der belagerten Stadt zu erhalten, um danach einen entscheidenden Entschluß fassen zu können; jedoch niemand fand sich mehr, der die Zahl

derer vermehren wollte, die sich kühn in einer Verkleidung als Spione in die Mauern von Akkon eingeschlichen, und deren Köpfe die Türken dann hohnlachend mit ihren Wurfmaschinen ins Lager der Christen als blutige Warnung zurückgeschleudert hatten.

Da meldete sich eines Tages bei König Philipp ein Soldat, der erst kürzlich mit einem neuen Trupp aus Frankreich eingetroffen war, und erklärte sich bereit, den gefährlichen Kundschaftergang nach Akkon hinein zu unternehmen. Namen und Herkunft wollte der beherzte Mann erst angeben, wenn er sein Vorhaben glücklich ausgeführt hätte.

Am nächsten Tage wurde im Angesicht der Stadt ein Gerüst mit einem Richtblock aufgestellt und wenige Stunden später dann ein schwer gefesselter Soldat auf diese Richtstätte hinausgebracht, um die die Truppen in weitem Kreise aufgestellt waren. Neugierig schauten die Türken von ihren Wällen diesem Schauspiele zu. Schon hatte der Scharfrichter seinen Gehilfen einen Wink gegeben, um den Delinquenten auf den Block zu legen, als der Todeskandidat mit dem Mute der Verzweiflung die Scharfrichterknechte von sich abschüttelte, das Henkerschwert ergriff, sich mit wütenden Hieben eine Gasse durch die Umstehenden bahnte und dann in langen Sätzen nach der Stadt zu entfloh, zunächst noch eifrig von unzähligen Leuten verfolgt, die aber bald vor den einen Ausfall machenden Türken wieder umkehren mußten.

Durch diese List — die Hinrichtung und die Flucht des Verurteilten waren auf Vorschlag jenes Soldaten, der sich als Spion angeboten hatte, nur zur Täuschung der Belagerten in Szene gesetzt worden — gelangte der angebliche Delinquent glücklich nach Akkon hinein, wo er dann erzählte, er sei wegen Auflehnung gegen einen grausamen Vorgesetzten zum Tode verurteilt worden und wünsche jetzt nichts sehnlicher, als gegen die, die ihm nach dem Leben trachteten, kämpfen zu dürfen. Er wurde wirklich in die Reihen der Ungläubigen eingestellt und hatte nun die beste Gelegenheit, sich in der eingeschlossenen Stadt genau umzusehen.

Nach drei Wochen kehrte er dann in einer finsteren Nacht

in das Lager der Kreuzfahrer zurück und erstattete Bericht über das, was er von den Verhältnissen in Akkon beobachtet hatte. Auf Grund seiner Angaben wurde die Bestürmung wieder mit erneutem Eifer aufgenommen, da man jetzt die schwachen Stellen der Befestigungen kannte und auch wußte, daß der Proviant der Belagerten nur noch kurze Zeit ausreichen würde.

Am 12. Juli 1191 kapitulierte die Stadt, und an demselben Tage enthüllte auch der Spion, dessen Kühnheit man diesen Erfolg hauptsächlich zu verdanken hatte, das seine Person umgebende Geheimnis. Er war niemand anders als jener französische Ritter Emicho von Lanvers, der in maßlosem Zorn seine Gattin erschlagen hatte und deswegen von den Behörden in Acht und Bann getan war. Von Reue gequält, hatte er eine Pilgerreise nach Rom unternommen, wo ihm vom Papst Verzeihung zugesichert worden war, falls er sich im Kampfe gegen die Ungläubigen besonders hervortue. Dazu war ihm durch jenen Kundschaftergang nach Akkon hinein die Gelegenheit geboten worden.

Vorstehende Episode aus den Kreuzzügen hat den Stoff zu einem alten französischen Heldengedicht geliefert, dessen unbekannter Verfasser der Geschichte des Emicho von Lanvers insofern einen zarten lyrischen Abschluß gegeben hat, als der Ritter bei seiner Heimkehr die Gattin, die er bei jenem Wutanfall nur schwer verwundet hatte, und die nach seiner Flucht in einem Kloster heimlich wieder ins Leben zurückgerufen worden war, auf seiner Burg in blühender Gesundheit wiederfand.

Das Geschlecht der später in den Grafenstand erhobenen Familie Lanvers besteht noch heute in zahlreichen Familien in Nordfrankreich und Belgien. W. K.

Mannigfache Heilwirkung der Fußbäder. — Das kurze kalte Fußbad hat eine Temperatur von 8 bis 13 Grad Celsius, dauert 2 bis 10 Minuten und wird angewendet, wenn man blutableitende oder ähnliche Wirkungen erzielen will. Die Fußsohle ist nämlich in bezug auf die Blutverteilung im Körper einer der wichtigsten Bezirke, da sie in direkter Verbin-

dung mit den Blutkreislaufszentren des Gehirns und Unterleibes steht. Beobachtet man während des kalten Fußbades ein Thermometer im Ohre des Badenden, so findet man, daß in den ersten zwei Minuten die Temperatur im äußeren Gehörgange etwa um 0,1 Grad Celsius steigt; es ziehen sich eben im ersten Moment der Kälteeinwirkung auf die Füße die Gefäße derselben zusammen, das Blut strömt zum Oberkörper. Bald jedoch verengern sich die Gefäße des Kopfes, die Blutzufuhr wird geringer, und nach 10 Minuten langer Dauer des kalten Fußbades sehen wir am Thermometer im Ohre die Temperatur um reichlich einen halben Grad gesunken. Daher ist das kurze kalte Fußbad zunächst zu empfehlen bei Hitze und Blutandrang zum Kopf. Aber auch die Gefäße der Unterleibsorgane ziehen sich zusammen, was günstig wirkt bei Bluterguß im Unterleib, Entzündung und Anschwellung der Eingeweide, träger Verdauung. Während der ganzen Badedauer muß man die Füße entweder selbst kräftig aneinander reiben oder sie von einem anderen tüchtig frottieren lassen, damit die Hautgefäße zu größtmöglicher Erweiterung gebracht werden. Selbst soll man sich nicht zum Frottieren niederbücken, weil sonst das Blut wieder „zu Kopfe steigt". Gegen anhaltendes Kältegefühl in den Füßen ist dies Mittel von jeher empfohlen worden. Vor dem Bade müssen die Füße warm oder erwärmt sein, nach dem Bade reibt man sie und geht, bis sie heiß geworden sind.

Das verlängerte kühle Fußbad (18 bis 24 Grad Celsius) tut in vielen Fällen von Fußverletzungen und entzündlichen Schwellungen gute Dienste. Die Füße müssen vorher ganz warm sein, und im Bade sollen Waden und Füße fortwährend aneinander oder von einem anderen gerieben werden. Schädlich aber sind solche kühle Fußbäder für blutarme und schwache Personen.

Das warme Fußbad (30 bis 40 Grad Celsius) verlangt außer dem Badegefäß noch eins mit heißem und eins mit kaltem Wasser. Die Anfangstemperatur beträgt gegen 30 Grad Celsius, und durch allmähliches Zuschütten steigert man sie bis auf 40 Grad Celsius. Die Dauer des Bades beträgt durchschnittlich eine viertel bis eine halbe Stunde, jedoch muß die

Temperatur durch öfteres Zugießen von heißem Wasser immer auf möglichst gleicher Höhe gehalten werden. Es ist zur Warmhaltung auch zweckmäßig, von den Knien über das Badegefäß ein Tuch herabhängen zu lassen. Zum Schluß werden die Füße mit kaltem Wasser übergossen; dadurch erzielt man eine vortreffliche Reaktion. Sehr vorteilhaft erweist sich diese Kur bei Kopfschmerz und Migräne. Ein verlängertes warmes Fußbad leitet auch das Blut von der oberen Körperhälfte ab, macht das Gehirn blutleerer und dient deshalb als vorzügliches Schlafmittel. Das warme Fußbad wird noch besonders da mit Erfolg angewendet, wo Körperwärme fehlt und kaltes Wasser wegen Blutmangel keine Reaktion hervorruft. Also eignet es sich hauptsächlich für blutarme, nervöse Personen.

Beim heißen Fußbade beginnt man mit gegen 40 Grad Celsius und setzt so lange allmählich heißes Wasser zu, als man es verträgt, etwas bis 50 Grad. Man nimmt das Bad zwei- bis dreimal täglich in einer Dauer von 20 bis 30 Minuten. Während des Gebrauches wird das Badegefäß mit einem von den Knien herabhängenden Tuche bedeckt. Nach dem Bade taucht man die Füße sofort ganz kurze Zeit in kaltes Wasser oder läßt sie kalt übergießen und dann tüchtig abreiben. Dies heiße Fußbad hat besonderen Erfolg bei Schweißfüßen, Verrenkungen und Verstauchungen des Sprunggelenkes, bei Fußgicht, Geschwülsten, Nagelgeschwüren, Quetschungen und Verletzungen aller Art, sowie gegen Zahnschmerzen und Nasenbluten. Auch als Schmerzstillungs- und Beruhigungsmittel ist es zu empfehlen bei allgemeiner Nervenüberreizung und besonders gegen Nervenschmerzen und Nervenschwäche der Füße. Schädlich wirkt es bei allen auf Blutarmut beruhenden Kopfleiden. Heiße Fußbäder ohne nachherige kalte Übergießung bewirken Erschlaffungen der Fußgefäßwandungen und begünstigen die Entwicklung von Krampfadern.

Das wechselwarme Fußbad besteht darin, daß man die Füße zuerst 2 bis 3 Minuten in warmes Wasser taucht, hierauf eine halbe Minute in kaltes; dieses Verfahren wird mehrere Male wiederholt. Das wechselwarme Fußbad ist be-

sonders zu empfehlen bei Frostbeulen, beständigem Kältegefühl in den Füßen und bei Schweißfüßen.

So kann man durch verschiedene Temperatur und Anwendungsdauer der Fußbäder mannigfache und wirklich erstaunliche Heilwirkungen erzielen. Das wird bei der häuslichen Gesundheits- und Krankenpflege leider noch nicht genügend gewürdigt. Zudem kann man sich in jedem Haushalt, auch ohne Badezimmer, ein Fußbad schnell und billig bereiten. Dr. Thränhart.

Die knarrenden Stiefel. — Der Onkel und Vorgänger des Kaisers Franz Joseph auf dem österreichischen Throne, Kaiser Ferdinand, hatte trotz seiner allbekannten Herzensgüte doch manche unbezwingliche Abneigung, die er oft in recht drastischer Weise äußerte. Vor allem war dem Kaiser das Geräusch knarrender Stiefel so widerwärtig, daß solche in seiner Umgebung stets streng verpönt waren. Aber in weiteren Kreisen schien diese Abneigung, die der Kaiser übrigens mit vielen anderen minder hochstehenden Sterblichen teilte, doch nicht genügend bekannt geworden zu sein.

So war einst der Feldmarschalleutnant Graf v. B. in der Hofburg zur Meldung beim Kaiser erschienen und betrat, ohne die genannte Eigentümlichkeit seines Monarchen zu kennen, mit lautknarrenden Stiefeln das Vorzimmer des Audienzsaales. Der diensttuende Kammerherr war in tödlicher Verlegenheit und wollte eben dem Eingetretenen die nötigen Aufklärungen geben, da öffnete sich bereits die Tür des Audienzsaales, und der Kaiser, der das ihm so widerliche Geräusch schon vernommen, verabschiedete mit entsprechender Handbewegung den Feldmarschalleutnant mit den kurzen Worten: „I bitt' Ihnen, gehn S' nur wieder. Wann Ihre Stiefel reden, brauchen S' selber nix z' sagen.“ A. M.

Der Brooksche Komet. — Von den vier Kometen, die augenblicklich im Weltraum erschienen sind, ist der Brookssche derjenige, welcher auch mit bloßem Auge sichtbar ist. Der Komet wurde am 6. Juli 1889 entdeckt und hatte eine Sichtbarkeitsdauer von 556 Tagen. Er hat eine Umlaufzeit von 6,3 Jahren. Bei seinem Wiederauftauchen konnte man mittels

photographischer Aufnahmen eine äußerst interessante Beobachtung machen. Am 20. Oktober 1895 zeigte nach einer Aufnahme des Astronomen Barnard der Kometenkopf zwei Schweife, von denen der eine kürzer und schwächer, der andere heller war und sich geradlinig weithin erstreckte. Am Tag darauf



Der Brooksʃche Komet.

war der kleine Schweif vollständig verschwunden, und der größere war nicht mehr geradlinig, sondern hatte ungefähr das Aussehen einer brennenden Fackel. Wahrscheinlich war der Komet mit einer kosmischen Wolke zusammengestoßen und dabei auseinandergerissen worden.

Der Komet ist selbstleuchtend. Das Leuchten wird durch glühende Kohlenwasserstoffe hervorgebracht, wobei noch elektrische Vorgänge mitspielen. Zum Teil wird aber auch Sonnen-

licht von dem Kometen zurückgeworfen. Im Juli 1911 zeigte er sich in der Form eines kosmischen Nebelhaufens. Im August passierte er das Sternbild des Schwans und stand dann im September im Sternbild des Drachen. Später fand man ihn auf einer Linie, die man sich vom äußeren Wagenstern des kleinen Wagens durch den äußeren Deichselstern des großen Wagens ziehen mußte. Th. S.

Ein Roman aus dem Leben. — Im Matrosenviertel von Marseille ist eine kleine Weinstube, die hauptsächlich von Seeleuten und Hafenarbeitern besucht wird. Die Gäste kehrten immer von ihren Fahrten sehr gern in die Weinstube zurück, denn die verwitwete Wirtin war nicht nur eine schöne Frau, sie war auch liebenswürdig, hatte ein mitfühlendes Herz für ihre Gäste und gewährte ihnen vor allen Dingen, wenn sie sie in Verlegenheit wußte, gern Kredit.

Eines Tages kam in die Weinstube ein Mann, der etwa Mitte der Dreißig sein mochte, und der sich Speisen und Getränke vorsetzen ließ. Frau Marie gab ihm das Gewünschte, trotzdem die heruntergekommene Kleidung des Fremden nicht darauf schließen ließ, daß er seine Zeche zahlen werde. Der Fremde saß düster und in sich versunken da, als sich ihm die Wirtin näherte und fragte, ob er denn nicht auch eine Zigarre rauchen möchte. Er bejahte freudig, als ihm aber die junge Frau Zigarren brachte, wies er sie zurück und sagte ihr, daß er nicht einmal Geld habe, die Zeche zu bezahlen, viel weniger noch, daß er sich etwas zu rauchen kaufen dürfe.

Die Wirtin betrachtete den fremden Mann einen Augenblick mit tiefem Mitleid, dann sagte sie zu ihm: „Sie haben wohl keine Arbeit? Nun essen Sie und trinken Sie, rauchen Sie auch, damit Sie gestärkt sind und Mut bekommen, sich Arbeit zu suchen. Dann werden Sie mir wiedergeben, was ich für Sie verauslagt habe."

Der Fremde tat, wie ihm geheißen, und entfernte sich. Wochenlang ließ er sich nicht wieder bei der schönen Wirtin sehen, und sie dachte wohl kaum noch an den Fremden, dem sie damals Gastfreundschaft erwiesen hatte.

Wie erstaunte sie aber, als sich eines Morgens unter ihrem

Publikum, das ausschließlich aus Matrosen und Männern bestand, die sich nicht der größten Eleganz erfreuten, ein modisch gekleideter junger Herr sehen ließ, der sich genau dasselbe Essen bestellte wie damals der arme Fremde. Frau Marie bediente ihn, und als sie ihm in das Gesicht sah, erkannte sie plötzlich, daß der junge Herr niemand anders sei als der Mann, dem sie damals Speise und Trank umsonst verabreicht hatte. Nachdem die Wiedersehensfreude vorüber war, teilte er ihr mit, daß er sie schon seit langer Zeit kenne, und daß er sie wegen ihres guten Herzens immer sehr geschätzt habe. Verschiedene seiner Matrosen, die er beschäftigte, hatten gesprächsweise von ihr geschwärmt, und er wollte sich mit eigenen Augen davon überzeugen, ob sie wirklich ein so goldenes Herz habe, wie die anderen sagten. Das sei ihm gelungen, und er habe nun keinen sehnlicheren Wunsch, als sie zu seiner Frau zu machen. Dabei nannte er ihr seinen Namen, und es stellte sich heraus, daß er ein bekannter Reedereibesitzer und der Träger eines Grafentitels war.

Frau Marie zierte sich nicht lange bei seinem Antrage, denn auch ihr hatte der Fremde sehr gut gefallen, und zwar schon damals, als er noch seine ärmliche Kleidung trug. Man feierte in der Tat bald darauf Hochzeit, und die Gäste der kleinen Weinstube wurden sämtlich dazu eingeladen. O. v. B.

Der Dienst einer englischen Hofdame. — Wenn sich in England ein Thronwechsel vollzieht, blicken Hunderte von vornehmen Familien mit Spannung auf die neue Königin, die nun ihre Hofdamen zu ernennen hat. Die Schar der Bewerberinnen zählt nach Hunderten, und mit einer Mischung von leisem Neid blicken die Übergangenen dann auf die Erwählten, die fortan, so glaubt der Laie, ein Leben inmitten königlichen Glanzes führen können.

In Wirklichkeit setzt die Stellung einer englischen Hofdame eine Summe von Selbstaufopferung und Arbeitsfähigkeit voraus, wie nicht viele Frauen sie aufbringen können, die ihre Jugend in den vornehmen Kreisen der britischen Aristokratie verbracht haben.

Die verstorbene Königin Viktoria besaß zu ihrer Regierungs-

zeit acht Hofdamen, die ein Jahresgehalt von je fünftausend Mark bezogen. Aber dafür mußten sie der Königin in wechselndem Turnus täglich von morgens bis abends zur Verfügung stehen. Königin Alexandra begnügte sich bei dem Regierungsantritt König Eduards mit vier Hofdamen, deren Gehalt auf sechstausendfünfhundert Mark erhöht wurde, wofür aber die Mitgift fortfiel, die vorher der Hofdame aus der Schatulle ihrer Herrin bezahlt wurde, wenn sie vor den Altar trat. Die Königin Viktoria pflegte in solchem Falle einer Hofdame eine Mitgift von fünfzehnhundert Mark zu gewähren.

Die Erfordernisse des Dienstes sind so mannigfacher Art, daß sie sich kaum in Dienstvorschriften zusammenfassen lassen. Die Hofdame vom Dienst muß jederzeit bereit sein, die Königin zu begleiten, muß in der Erledigung der Korrespondenz die Pflichten einer Sekretärin versehen, liest in den Mußestunden ihrer Herrin vor, und in der Regel wird auch die Entfaltung musikalischer Talente gefordert. Bei dem Empfang von Gästen muß sie ihrer Herrin zur Seite stehen, an allen öffentlichen und halboffiziellen Veranstaltungen teilnehmen, und wenn die Königin am Abend in Gesellschaft will, so folgt ihr auch die Hofdame. Um alle diese Pflichten zu erfüllen, ist eine Unsumme von persönlichem Takt und eine vollkommene Erziehung vonnöten.

Als Abzeichen ihres Ranges und ihrer Würden ist die Hofdame berechtigt, an der linken Schulter ein in Diamanten gefaßtes Miniaturporträt der Königin zu tragen. Sobald eine neue Hofdame ihren Dienst antritt, überreicht ihr die Königin diese Insignien in einem weißseidenen Etui. Das Kästchen trägt eine kleine Etikette, auf der die Königin selbst den Namen der Dame einzutragen pflegt, die das kostbare Schmuckstück von ihr erhält. O. v. B.

Kämpfe mit der Lokomotive. — Auf der neuen Usambarabahn kommt es sehr häufig vor, daß die Lokomotive von wilden Tieren angegriffen wird. Auch in anderen Gegenden sind ähnliche Zwischenfälle noch stärkeren Kalibers vorgekommen. Ein solcher ereignete sich einst auf der Strecke Sahagunga-Mirzapore. Bei hellem Mondschein brauste der Nacht-



zug daher, als der Lokomotivführer, nicht weit von der letzten Station entfernt, aus einem Rudel Elefanten einen der riesigen Vierfüßler auf das Geleise eilen und der Lokomotive wütend entgegenstürmen sah. Offenbar war das Tier durch die Signallaternen gereizt worden und mochte wohl den heranrasselnden Zug für einen ihn herausfordernden Gegner halten. Ein Bremsen des Zuges war unmöglich, ein Zusammenstoß unvermeidlich. Der Riese, wohl das Leittier des Rudels, hatte sich, drohend den Rüssel erhebend, unter gellenden Tönen, fest sich auf seine kolossalen Fußsäulen stellend, dem Zuge mutig entgegengeworfen, mußte aber doch unterliegen. Es wurde vom Schienenräumer niedergeworfen und getötet; doch war seine Körpermasse so gewaltig, daß die Lokomotive entgleiste und mit elf Wagen den Damm hinabstürzte.

Anläßlich des Baues eines neuen Schienenweges durch die argentinischen Pampas erzählt ein Ingenieur folgenden Fall. Man hatte während des Bahnbaues schon manches Abenteuer mit den halbwilden Viehhirten, den Gauchos, zu bestehen gehabt, die die Arbeiten mit mißtrauischen Blicken verfolgten und keine Gelegenheit, Schaden anrichten zu können, unbenützt vorbeigehen ließen, so daß man Tag und Nacht auf der Hut sein mußte. Alle Bemühungen, diese Leute, die in Zelten oder sehr primitiven Bretterhütten mit Kind und Kegel in den Pampas hausen, und die von frühester Jugend an fast ihre ganze Zeit im Sattel ihres Pferdes zubringen, von den dem Lande durch die Eisenbahn erwachsenden Vorteilen zu überzeugen, waren und blieben völlig fruchtlos, so daß schließlich alle derartigen Versuche aufgegeben wurden.

Als endlich die Probefahrten vorgenommen wurden, gerieten diese mißtrauischen Naturmenschen ganz außer sich beim Anblick des rauchenden und schnaubenden Ungetüms, das mehr Kraft und Schnelligkeit zu entwickeln imstande zu sein schien als ihre Pferde. Die Hinfahrt ging glatt ohne jede Störung vonstatten, und es wurde nun der Rückweg mit erhöhter Schnelligkeit angetreten. Während der Zug auf dem völlig ebenen Gelände dahinfuhr, sah man plötzlich zwei Reiter, die in vollster

Karriere auf beiden Seiten längs des Schienenstranges dem Zuge entgegensprengten. Plötzlich hatte der eine seinen Lasso um den Schornstein der Lokomotive geworfen und sein Roß herumgerissen, offenbar in der Absicht, nach Art des bei ihnen üblichen Stierfanges auch dieses Ungetüm zum Stehen zu bringen. Im nächsten Augenblicke jedoch waren Roß und Reiter zu Boden gerissen, eine Strecke weit fortgeschleift und dann von den Rädern des Zuges zermalmt. Der Kamerad des Unglücklichen ergriff, nachdem er den Erfolg des Wagnisses gesehen, erschrocken die Flucht, und von da ab hatten die wilden Reiter den größten Respekt vor der fauchenden „Konkurrenz".

Ein anderer Fall ereignete sich vor Jahren an der preußisch-russischen Grenze. Da kam es vor, daß ein, jedenfalls aus einer der unzivilisiertesten Gegenden stammender Grenzsoldat, eingedenk des kategorischen Befehls seiner Vorgesetzten, niemand die Grenze passieren zu lassen, dem herandampfenden Zug sein gefälltes Gewehr entgegenhielt, ihm sein „Stoi, stoi"! entgegenrufend. Der arme Teufel wäre wohl ein Opfer seines mißverstandenen Diensteifers geworden, wenn nicht der Maschinenführer, der den Vorfall bemerkt hatte, auf den Gedanken gekommen wäre, die Dampfpfeife in Tätigkeit zu setzen und beiderseits aus der Lokomotive Dampf ausströmen zu lassen. Das tat denn auch seine volle Schuldigkeit, und der Soldat glaubte zweifellos, einer Ausgeburt der Hölle gegenüberzustehen, gegen die seine Dienstvorschriften macht- und rechtlos seien. Demgemäß tat er das klügste, was er tun konnte, und lief davon. A. M.

Operationen in alter Zeit. — Im Zeitalter der heutigen Chirurgie können wir uns kaum einen Begriff davon machen, wie entsetzlich roh und naiv die Chirurgie in früheren Zeiten vorging. Es war schon ein Fortschritt, als man, um nach Gliederamputationen das Blut zu stillen, den Gliedstumpf in siedendes Öl steckte. Als Markgraf Declo an der Fettsucht litt, schnitten ihm ums Jahr 1190 die Ärzte einfach den Leib auf. Natürlich wurde er von seinem Leiden für immer befreit. Herzog Leopold von Österreich war am 26. Dezember 1194

bei einem Turnier zur Erde geworfen worden und hatte den Unterschenkel so unglücklich gebrochen, daß die Knochensplitter aus der Haut hervorragten. Die Ärzte verbanden ihn, amputierten ihn aber nicht. Am nächsten Tage war der Brand hinzugetreten, und nun wagten sie nicht mehr, das Bein abzunehmen. Da setzte der Herzog selbst ein Beil auf das Schienbein, und sein Kämmerer mußte dreimal mit dem Hammer daraufschlagen, so daß das Glied abgetrennt wurde. Der Tod erlöste bald den Herzog von seinem Leiden. Als Herzog Albrecht, der spätere Kaiser, sich vergiftet glaubte, hängten ihn die Ärzte verkehrt auf und stachen ihm ein Auge aus, „damit das Gift abfließe". L.

Die erste Luftpost. — Die erste Luftpostverbindung ist in England, und zwar zwischen Hendon bei London und Windsor, eingerichtet worden. Der Pilot des Aeroplans, der die Postsachen mit sich nahm, war der Aviatiker Hamel. Die in besonderen Postkästen in London und anderen Städten gesammelten Briefschaften wurden nach Hendon befördert und dann später von Windsor aus auf dem gewöhnlichen Postwege verteilt. Der Generalpostmeister hatte hunderttausend Briefbogen und Postkarten anfertigen lassen, die mit der Ansicht des Schlosses Windsor und einer darüber hinwegfliegenden Flugmaschine geschmückt waren.



Der Aviatiker Hamel mit seiner Flugmaschine.

Tausende von Menschen hatten sich in Hendon eingefunden, um dem Abgang der ersten Luftpost beizuwohnen. Als sich Hamel mit dem schweren Postbeutel in die Luft erhob, brach die Menge in begeisterten Jubel aus, und eine Musikkapelle stimmte die Nationalhymne an.

Hamel gelangte wohlbehalten nach Windsor und landete dort auf der Terrasse vor dem Schloß, worauf der Postmeister von Windsor den Postbeutel in Empfang nahm. Unter der Postsendung befanden sich Briefschaften an alle Herrscher Europas, darunter auch mehrere Briefe und Karten an Kaiser Wilhelm. Th. S.

Berühmte Bücherdiebe. — Eine besondere Stellung unter jener recht unbeliebten, zu steter Verwechslung von Mein und Dein hinneigenden Kategorie von Menschen nehmen die Bücherdiebe ein, die teils aus Liebhaberei, teils aus Gewinnsucht den Bücherdiebstahl als Spezialität im großen betrieben und dadurch eine gewisse traurige Berühmtheit erlangt haben. Stets waren es gebildete Leute, ja zum Teil anerkannte Gelehrte, deren Namen man auf dieser schwarzen Liste findet.

Den Reigen dieser gefährlichen Bücherfreunde eröffnete bereits im Jahre 1492 der Magister Silvanus. Nachdem Gutenberg um das Jahr 1440 durch die Erfindung der mechanischen Vervielfältigung der Buchstaben und der Druckerpresse die schnelle Herstellung von Büchern in größeren Mengen ermöglicht hatte, entstand unter den reichen Patriziern der rheinischen Handelsstädte geradezu ein Wetteifer, sich umfangreiche Bibliotheken anzulegen, wobei auch sehr bald das Streben zutage trat, sich gegenseitig durch recht kostbare Büchereinbände zu übertrumpfen. Deckel mit Elfenbeinschnitzwerk und getriebener, mit Edelsteinen geschmückter Goldarbeit gehörten durchaus nicht zu den Seltenheiten. Diese wertvollen Einbände waren es, die wohl hauptsächlich die Habgier des Kölner Magisters Silvanus gereizt haben. Silvanus, der gerade in den reichsten Familien Kölns seit Jahren Hauslehrer war und daher auch zu den Bibliothekzimmern leicht Zutritt hatte, stahl im Laufe von zwei Jahren nicht weniger als vierhundertzweiundsechzig — für die damalige Zeit eine enorme

Zahl — aufs kostbarste gebundene Bücher, die er stets durch einen befreundeten Händler nach Frankreich und Italien schaffen und dort verkaufen ließ. Dabei wußte er so vorsichtig zu Werke zu gehen, daß niemand Verdacht gegen ihn schöpfte.

Aber schließlich wurde er doch abgefaßt, als er gerade mit einer überaus wertvollen Bibel unter dem Mantel aus dem Hause des Ratsherrn Phister schlüpfen wollte und hierbei mit dem eben heimkehrenden Ratsherrn derart zusammenstieß, daß die schwere Bibel auf den Boden rollte. Trotz dieses augenscheinlichen Schuldbeweises leugnete Silvanus hartnäckig, mit den zahlreichen Bücherdiebstählen, die bereits die ganze Stadt in Aufregung versetzt hatten, irgend etwas zu tun zu haben. Er hätte nur den Text der neuen Bibel mit einer alten Handschrift vergleichen wollen, suchte er sich herauszureden. Doch die Nachforschungen ergaben sehr bald, daß nur überall da aus den Häusern Bücher verschwunden waren, wo Magister Silvanus der Jugend die Gelehrsamkeit einpaukte. Damit war sein Schicksal besiegelt. Er wurde am 2. September 1492 gehängt.

Bis zum Jahre 1759 mußte Silvanus auf einen würdigen Nachfolger warten. Dann machte der Bibliothekar Jacques Milvaux viel von sich reden, dem Friedrich der Große auf Empfehlung Voltaires diese gut besoldete Stellung in den Berliner Schlössern verliehen hatte, eine Gunstbezeigung, die Milvaux jedoch zu den schamlosesten Diebstählen ausnützte. Nur ein Zufall brachte das Treiben des gelehrten Franzosen, der nicht weniger als sieben Sprachen fließend beherrschte und nebenbei noch ein großer Astronom war, an das Tageslicht. Es war nämlich den Dienern im Schlosse von Sanssouci aufgefallen, daß der anmaßende und daher recht verhaßte Franzose fast jeden Monat sehr schwere Pakete nach Paris sandte. Eines Tages wurde nun eines dieser Pakete von dem Postmeister in Potsdam geöffnet, den die Dienerschaft auf die häufigen Sendungen aufmerksam gemacht hatte. Man fand darin mehrere wertvolle Handschriften, die sämtlich den Stempel der Königlichen Bibliothek trugen. Friedrich der Große, von dieser Entdeckung benachrichtigt, befahl darauf, die Bücher-

bestände in den Schlössern einer Revision zu unterziehen, und sagte dann, als das Fehlen von mehreren hundert Bänden festgestellt war, dem Franzosen die Diebereien in Gegenwart Voltaires auf den Kopf zu. Milvaux gebrauchte allerhand Ausflüchte, wurde aber trotzdem sofort nach der Grenze geschafft mit dem Bedeuten, er solle sich nie wieder in Preußen blicken lassen.

Durch den Gesandten Frankreichs am Berliner Hof kam die Sache auch zur Kenntnis des französischen Königs, der Milvaux in Paris verhaften und die gestohlenen Bücher, eine ganze Wagenladung, die der ungetreue Bibliothekar in seinem Pariser Heim lediglich aus Liebhaberei aufgestapelt hatte, nach Berlin zurückbringen ließ. Milvaux ertrank später, nachdem er eine Gefängnisstrafe von sechs Jahren überstanden hatte, beim Baden in der Seine. Sein Testament enthielt die Bestimmung, daß seine gesamte, überaus kostbare Bibliothek der preußischen Krone zufallen solle. Jedoch wurde dieses eigentümliche Vermächtnis, durch das er seine einstigen Verfehlungen wieder gutzumachen suchte, von Berlin aus abgelehnt.

Zu derselben Zeit stand in London eine Angehörige eines alten, aber verarmten Adelsgeschlechts, die verwitwete Lady Dunston, unter der Anklage ungezählter Bücherdiebstähle vor Gericht. Lady Dunston, nur noch auf die Mildtätigkeit entfernter Verwandter angewiesen, hatte seit Jahren bei Besuchen ihrer aristokratischen Bekannten deren Privatbibliotheken aufs unverschämteste geplündert. Mit dem Verständnis der feingebildeten Frau wußte sie sehr gut die Spreu von dem Weizen zu unterscheiden: sie hieß nur die seltensten und daher wertvollsten Bände mitgehen, die sie den verschiedensten Buchhändlern des Kontinents als aus dem Nachlaß ihres Gatten stammend verkaufte. Fünf Jahre betrieb sie dieses recht einträgliche Geschäft, ohne abgefaßt zu werden. Dann wurde sie von Lord R. in dessen Bibliothek dabei beobachtet, wie sie ein Buch, das mehrere Originalbriefe Maria Stuarts enthielt, in der besonders für diese Zwecke gearbeiteten Riesentasche ihres Kleiderrockes verschwinden ließ. Lord R., der schon lange dem geheimnisvollen Räuber, der seine Bücherschätze so empfindlich dezimierte, nachgespürt hatte, erstattete in der ersten



Wut der Behörde Anzeige. Als er diesen Schritt, der das Ansehen der englischen Aristokratie zu schädigen nur allzu sehr geeignet war, rückgängig machen wollte, war es zu spät. Die Gerichte hatten sich der Sache bereits angenommen, und Lady Dunston wurde dann nach mehr als einjähriger Untersuchungshaft — es lagen im ganzen hundertzweiundneunzig einzelne Fälle von Diebstahl vor, die erörtert werden mußten — in der Hauptverhandlung für unzurechnungsfähig erklärt und einer Irrenanstalt überwiesen, wo sie sich gleich in der ersten Nacht nach ihrer Einlieferung vergiftete.

Um die chronologische Reihenfolge weiter einzuhalten, sei als nächster Vertreter dieser besonderen Spezies von Dieben der italienische Graf Carucci della Semoja erwähnt, fraglos der größte Bücherdieb aller Zeiten. Er war zuerst in Pisa als Professor der Mathematik tätig, mußte diese Stellung aber aufgeben, da er seine Einnahmen durch Verkauf von Werken aus der Universitätsbibliothek zu vermehren pflegte. Trotz dieser sonderbaren Art, sich für sein flottes Leben die nötigen Mittel zu verschaffen, wurde er in Paris als Oberaufseher der Staatsbibliothek angestellt. Kein Wunder, daß er nunmehr, wo man in des Wortes wahrster Bedeutung den Bock zum Gärtner gemacht hatte, die Gelegenheit aufs beste ausnützte. In kurzer Zeit stahl er Bücher im Werte von über vierhunderttausend Mark! Als seine so stark „einnehmende“ Tätigkeit nicht länger verborgen bleiben konnte, floh er nach London. Hier ließ er sich von mehreren berühmten Ärzten bescheinigen, daß er an — Kleptomanie leide. Allgemein bekannt ist seine wertvolle „Geschichte der mathematischen Wissenschaften“, die er herausgab. Als er 1869 in Fiesole starb, dachte niemand mehr an seine einstigen Verfehlungen. Die gelehrte Welt pries ihn vielmehr einzig und allein als den geistvollen Schöpfer der „Geschichte der mathematischen Wissenschaften“.

Ähnlich war das Schicksal des deutschen Philologen Bernhard Thiersch, der aus den Stadtarchiven und Bibliotheken in Dortmund und Halberstadt zahlreiche Bücher zur Vervollständigung der eigenen Sammlungen entwendete und dem doch in seinem Geburtsort ein Denkmal errichtet wurde. Zu

nennen ist auch noch neben dem Leipziger Professor Lindner, der viele geradezu unersetzliche Werke aus der Universitätsbibliothek stahl, der Pfarrer Pichler, der nach einem Konflikt mit seiner vorgesetzten Behörde nach Petersburg ging und dort als kaiserlicher Bibliothekar die Bücherschätze in größtem Umfange plünderte, wofür er nach Sibirien verbannt wurde.

In jüngster Zeit ist es ein italienischer Gelehrter, der Professor Zaniboni in Neapel, gewesen, der sich als besonders eifriger Spezialist auf diesem Gebiet betätigt hat. Zanibonis Bücherdiebstähle gehen in die Hunderttausende, und der größte Teil seiner Beute soll nach Amerika gewandert sein — leider auf Nimmerwiedersehen! W. K.

Begeht der Skorpion wirklich Selbstmord? — Die alte, auf Plinius zurückgehende Überlieferung, daß sich der Skorpion, wenn er sich vom Feuer umgeben sieht, selbst tötet, indem er sich mit seinem Stachel durchbohrt, wird von zwei afrikanischen Missionaren bestätigt, die die Sache näher untersucht haben. Wenn man der Zeitschrift „La Nature“, die darüber berichtet, glauben darf, so ist der Selbstmord des Skorpions in der Tat keine Fabel. Es gelang dem einen Missionar, Herrn Veillet, einen Skorpion zu fangen, ohne ihn zu verletzen. Man bildete einen Ring von glühenden Kohlen um ihn, der genügend groß war, um dem Tier eine gewisse Bewegungsfreiheit zu geben. Nachdem der Skorpion in den Kreis gesetzt war, lief er zuerst nach der linken Seite. Als er in die Nähe des glühenden Kreises kam, kehrte er schnell um und rannte nach der entgegengesetzten Seite des Ringes, wo er wieder den Ausgang gesperrt sah, kehrte dann nochmals um und setzte sich auf ein kleines Stück Papier, das sich zufällig in der Mitte befand. Hier blieb er einen Augenblick still stehen und stach sich dann mit seinem erhobenen Stachel ins Genick. Das Stechen nahm längere Zeit in Anspruch. Das Tier bewegte seinen Stachel wie ein Schuhmacher die Ahle, wenn dickes Leder zu durchbohren ist; danach wurde der Stachel zurückgezogen, und das Tier war tot. O. v. B.

Eine glückliche Auslegung. — Herr James Gordon Bennett, der erste Eigentümer des New Yorker „Herald“, pflegte ziemlich häufig und zu den ungewöhnlichsten Stunden Inspektions-



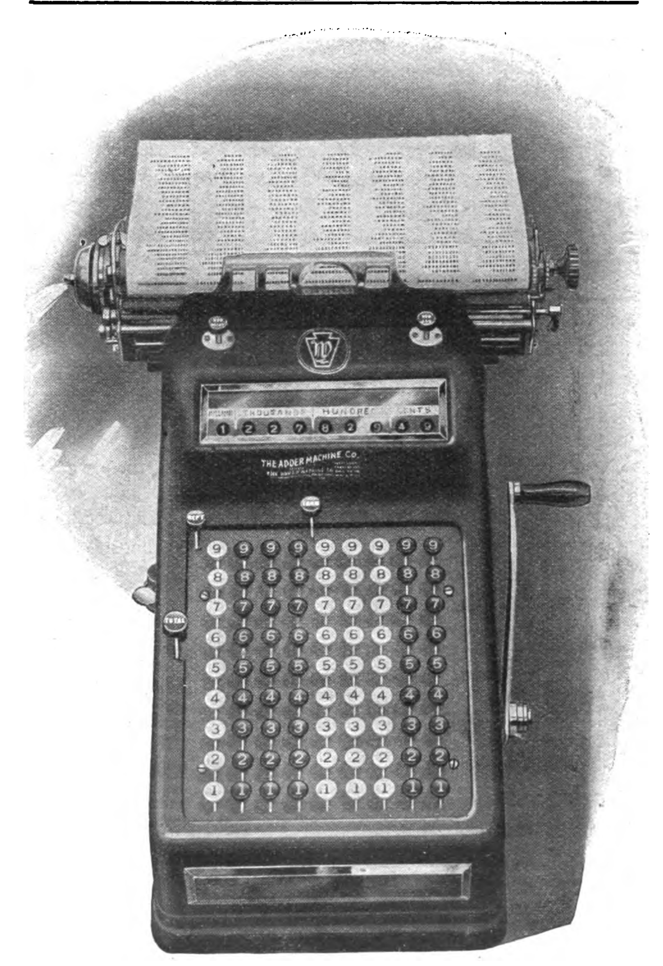
besuche sowohl in der Redaktion wie in der Druckerei seiner Zeitung vorzunehmen und jagte damit oft seinen Angestellten einen heillosen Schrecken ein; denn es gab schlechterdings nichts, was seinen Luchsaugen entgangen wäre, und nicht selten flog nach solcher völlig überraschenden Inspektion nicht nur einer oder der andere, sondern wohl gar das gesamte Personal hinaus.

Bei einer dieser Revisionen geriet einer der Lokalreporter in nicht geringe Verlegenheit. Er war ein außergewöhnlich tüchtiger Arbeiter, aber er trank auch gern einmal ein Glas über den Durst und hatte gerade in der letzten Nacht zu nahe Bekanntschaft mit einem Laternenpfahl gemacht. Die Folge war ein blaugrüner Fleck am Backen, der ihn arg verunzierte. Was in aller Welt sollte er „dem Alten“ über seine Herkunft vorschwindeln, wenn er ihn sah und danach fragte? Und daß er beides tun würde, war ihm sicher. Es war aber ebenso schwer wie gefährlich, ihm etwas vorzulügen, und er war besonders scharf gegen Unmäßigkeit.

Gerade, als der gestrenge Herr die Tür zum Redaktionsraum aufklinkte, kam dem Verzweifelnden ein verwegener Einfall, an den er sich wie der Ertrinkende an den sprichwörtlichen Strohhalm anklammerte. Er fuhr mit einem Finger ins Tintenfaß und beschmierte die verräterische Stelle schnell mit Tinte. Dann beugte er sich tief über sein Blatt und schrieb wie toll darauf los.

Bennett durchschritt langsam in Begleitung des Chefredakteurs den weiten Raum und nahm schweigend alles und jedes in sich auf, was es da zu sehen gab. Hie und da knurrte er und wies nur mit dem Finger auf etwas ihm Mißfallendes, was denn auch sofort entfernt oder verbessert wurde. Ganz schlimm schien er heute nicht zu sein, und doch atmete jeder auf, als er sich der Ausgangstür näherte.

Da auf einmal blieb er stehen, drehte sich nach dem Tintenbeschmierten um und fragte den Chefredakteur: „Wie heißt der Mann dort?“ Als er seinen Namen erfahren hatte, sagte er: „Geben Sie dem drei Dollar wöchentlich mehr Gehalt; er ist der einzige im Saale, dem man ansieht, daß er gearbeitet hat.“ C. D.



Selbstschreibende Addiermaschine.

Selbstschreibende Addiermaschine. — Unter den zahlreichen Addiermaschinen ist die selbstschreibende Addiermaschine „Wales“

von der Firma Benno Knecht in Berlin SW, Linkstraße 25, wohl eine der interessantesten. Die neuen Modelle zeigen wieder bedeutende Fortschritte, so zum Beispiel siebenstellige Maschinen, die sich besonders für Warenhäuser eignen, Maschinen mit Brüchen $1/8$, $1/4$, $1/2$ usw., für Lederfabriken passend, Maschinen mit der sogenannten Splitvorrichtung, um einerseits Nummern, die nicht zu addieren, und Beträge, die zu addieren sind, gleichzeitig mit einem Kurbelzug zu schreiben, anderseits können zwei getrennte Additionen gleichzeitig mit einem Kurbelzug geschrieben und addiert werden. Eine Maschine, die die Monatsnamen und Daten, außer den zu addierenden Beträgen, schreibt, erregt ganz besonderes Interesse und dürfte in vielen Bureaus Eingang finden zur Anfertigung von Auszügen.

Alle Maschinen „Wales" sind entweder mit einem schmalen Wagen, der nur Papierrollen aufnehmen kann, oder mit einem 33 oder 46 Zentimeter breiten Wagen für Bogen, Formulare und Papierrollen versehen.

Die Resultate kommen automatisch in roter Farbe, während die zu addierenden Zahlen schwarz oder violett erscheinen, wodurch eine große Übersicht der einzelnen Zahlenkolonnen erzielt wird. Auch werden Maschinen, geeignet zur Addition von englischer Währung, von englischen Maßen und Gewichten, von Stunden und Minuten, geliefert.

Erwähnt sei noch, daß auch kleinere Betriebe unbedingt Addiermaschinen verwenden sollten, denn die großen Vorteile, Erleichterungen und Vereinfachungen, die eine solche Maschine nach sich zieht, kommen nur dem Käufer zugute. P. R.

Aus der Geschichte des Louvre. — Dieses frühere Königschloß wurde während der französischen Revolution in ein Museum umgewandelt und ist jüngst anläßlich des Raubs der „Mona Lisa" in aller Mund gewesen.

Während des Kommuneaufstandes im Jahre 1871 wurde der Louvre zum Teil zerstört, und aus dieser Zeit wird folgende Begebenheit berichtet.

Als die Aufständischen die Straßen von Paris durchzogen, lüstern nach neuen Exzessen, toll und berauscht von denen, die sie bereits verübt hatten, gab jemand die Parole aus: „Zum

Louvre!“ Ein anderer fügte kreischend hinzu: „In seinen Gewölben unter der Erde wird eine Unmenge köstlichen alten Weines aufbewahrt!“ Das regte die Begehrlichkeit an. „Zum Louvre!“ scholl es hundertfältig zurück.

Mit wilder Hast stürzte eine gewaltige Schar nach diesem großartigsten Museum der Welt. Der Türhüter, der ihnen entgegentrat, war ein entschlossener Mann. Als die wilde Horde von ihm Zutritt forderte zu den unterirdischen Gewölben mit dem guten alten Wein, erkannte er auf der Stelle, daß ein Unterhandeln nicht am Platze wäre. „Es gibt im ganzen Kellergewölbe des Louvre nicht einen Tropfen Wein,“ versicherte er ihnen zwar ruhig, als sie ihm aber wütend erklärten, sie wüßten das besser, und wenn er sie nicht sofort nach dem Weinkeller führte, so würden sie ihn einfach in die Seine werfen, da verlor er kein Wort weiter, sondern öffnete den Eingang in die Gewölbe und forderte sie auf, ihm zu folgen.

Daraufhin stieg die lärmende Schar ihm nach in die Tiefe. „Führst du uns nicht zu dem Wein, so zerstören wir den ganzen Louvre,“ brüllten sie ihm zu; „betrügst du uns, so ist deine letzte Stunde gekommen.“

Er leitete sie einen langen Gang hinab, der durch mehrere eiserne Türen unterbrochen war. Vor einer neuen Tür blieb er stehen, suchte in seinen Taschen und stellte sich, als habe er zu dieser Tür den Schlüssel vergessen. „Sie müssen schon hier ein paar Augenblicke warten, bis ich den Schlüssel geholt habe,“ erklärte er und kehrte um, wieder den Gang zurückschreitend, den sie gekommen waren.

Als er die erste eiserne Tür passiert hatte, schlug er sie hinter sich zu und schloß sie ab, und so machte er's mit jeder folgenden. Nachdem er die letzte durchschritten, zog er an einem Knopf und öffnete dadurch die Schleusen, durch welche das Seinewasser in den ganz und gar abgeschlossenen Raum schoß.

Das war eine furchtbare Tat. Aber man kann es auch eine Tat der Notwehr nennen. C. D.

Der beschränkte Untertanenverstand. — Wohl selten hat sich ein geflügeltes Wort unter gleich erschwerenden Umständen aus einem langen Satze herausgebildet wie das berühmte

Wort vom „beschränkten Untertanenverstand.“ Es hat damit folgende Bewandtnis.

Im Jahre 1837 hob der damalige König Ernst August von Hannover nach seinem Regierungsantritt die Verfassung des Landes, die sein Bruder und Vorgänger demselben verliehen hatte, wieder auf. Dieses Vorgehen machte überall böses Blut, und energisch protestierten namentlich die „Göttinger Sieben“, sieben Universitätsprofessoren, worunter auch ein gebürtiger Elbinger, der Professor Albrecht. Aus ganz Deutschland erhielten die mutigen Professoren Zustimmungsadressen, so auch eine von den Bewohnern Elbings. Jakob van Riesen aus Elbing sandte eine Abschrift dieser Adresse an den preußischen Minister v. Rochow, worauf von letzterem eine Antwort einging, die noch im Elbinger Stadtarchiv aufbewahrt wird.

In dieser Antwort erklärt der Minister, die übersandte Adresse habe ihn mit Unwillen und Befremden erfüllt, denn er halte die Protesterklärungen der Göttinger Professoren nicht nur für eine unbesonnene und tadelnswerte Tat, sondern sogar für eine strafbare Anmaßung.

In dem besagten Schreiben heißt es dann wörtlich weiter: „Es ziemt dem Unterthan, seinem Könige und Landesherrn den schuldigen Gehorsam zu leisten und sich bei Befolgung der an ihn ergehenden Befehle mit der Verantwortlichkeit zu beruhigen, welche die von Gott eingesetzte Obrigkeit dafür übernimmt; aber es ziemt ihm nicht, die Handlungen des Staatsoberhauptes an den Maßstab seiner beschränkten Einsicht anzulegen und sich in dünkelhaftem Übermuthe ein öffentliches Urtheil über die Rechtmäßigkeit derselben anzumaßen.“

Aus diesen Sätzen hat sich dann das geflügelte Wort vom „beschränkten Untertanenverstand“ herausgebildet und zwar, wie bereits angedeutet, unter erschwerenden Umständen, denn die preußischen Zeitungen durften die Antwort des Ministers nicht veröffentlichen, obgleich sie durch einen Mitunterzeichner der Elbinger Adresse, den Kommissionsrat Härtel in Elbing, in der „Hamburger Börsenhalle“ bekannt gemacht wurde, von wo aus sie durch alle nichtpreußischen Zeitungen die Runde machte, während sie in Preußen nur abschriftlich durch Privat-

briefe verbreitet werden konnte. Aus dieser Maßregel darf wohl geschlossen werden, daß der preußischen Regierung der Wortlaut der ministeriellen Antwort selber nicht ganz geheuer vorkommen mochte. A. M.

Merkwürdige Küsse. — Als Kaiser Otto IV. in Italien war, sah er die schöne Florentinerin Bellincona Berti, die ihm so wohl gefiel, daß er sie um einen Kuß bat. Sie wies ihn lachend ab. Er wendete sich an ihren Vater, den Grafen Nikolaus Berti, der dem Kaiser Hoffnung machte, die Erfüllung seines Wunsches erwarten zu dürfen. Allein vergebens, denn die schöne Bellincona erklärte kurz und bündig, sie werde keinen anderen Mann außer ihren künftigen Bräutigam küssen.

Dem Kaiser gefiel diese Erklärung so sehr, daß er dem Fräulein einen seiner Barone als Bräutigam zuführte, und dieser erhielt zum Hochzeitsgeschenk von ihm die Grafschaft Casentino.

So wurde ein verweigerter Kuß belohnt. Ein gegebener Kuß übrigens nicht viel geringer.

Graf Fulko von Marseille gab im Jahre 1005 seiner Braut Odilie für den ersten Kuß alle die Güter zum Geschenk, die er besaß. Die späteren Küsse gab sie ihm dann umsonst.

Kaiser Rudolf war schon stark bei Jahren, als er sich zum zweiten Male mit der schönen, jungen Elisabeth von Burgund vermählte und mit ihr im Jahre 1284 nach Speier kam. Ein dortiger Würdenträger wurde von der schönen jungen Frau so hingerissen, daß er sich, als er sie aus dem Wagen hob, nicht enthalten konnte, ihr einen Willkommkuß auf die rosenroten Lippen zu drücken. Das nahm die junge Kaiserin sehr übel und verklagte den kühnen Küsser bei ihrem Gemahle. Dieser wollte zwar die Sache nicht gar zu streng nehmen, ließ aber doch dem Küsser sagen, er möge in Zukunft sich die Lust vergehen lassen, die Kaiserin zu küssen; könne er aber dergleichen Gelüsten nicht widerstehen, so möge er sich eine eigene Frau anschaffen. C. F.

Schützt die Vögel vor dem Licht. — Viele Vogelfreunde, die für ihre Zimmervögel sehr besorgt sind, begehen an ihnen doch aus Unkenntnis der Lebensweise der Vögel einen für die Tiere recht empfindlichen Fehler.

So ist es nur verhältnismäßig selten der Fall, daß man des



Abends, wenn das Licht angezündet wird, die Vogelbauer mit einer Decke zudeckt. Die Vögel verlangen aber entschieden danach. Da sie Frühaufsteher sind, begeben sie sich zeitig zur Ruhe. In der Freiheit suchen sie das Gebüsch auf, wo beim abendlichen Sonnenschein bereits ein dämmeriges Dunkel herrscht. Legt man bei künstlicher Zimmerbeleuchtung keine Decke über das Bauer, so hocken zwar die Vögel ruhig auf ihren Stäben, sie schlafen aber nicht wirklich, da selbst bei geschlossenen Lidern das grelle Licht ihre Augen reizt. Tritt man zufälligerweise an das Bauer heran, so flattern sie denn auch sogleich auf.

Die Unmöglichkeit zu schlafen, wenn sie der Trieb dazu ankommt, ist für die Tierchen eine wahre Qual. Man muß deshalb sofort bei Beginn der Zimmerbeleuchtung eine Decke über das Bauer breiten. Wie angenehm den Vögeln diese Verdunklung ist, zeigt deutlich die Beobachtung, daß sie, wenn sie erst an das Überlegen der Decke gewöhnt sind, geradezu darauf warten. Denn obgleich für sie die Ausbreitung der Decke eigentlich schreckhaft sein müßte, bekunden sie doch keine Spur von Furcht, sondern bleiben ganz ruhig auf ihren Stäben sitzen.

Einen anderen Fehler läßt man sich dadurch zuschulden kommen, daß man die Vögel dem Sonnenschein aussetzt. Man glaubt ihnen hiermit eine Wohltat zu erweisen und stellt deshalb das Bauer absichtlich auf das Fensterbrett oder auf den Balkon hinaus. Nun ist allerdings eine milde Besonnung den Vögeln ganz angenehm, aber es wird das Gegenteil erzielt, wenn die Belichtung und Erwärmung zu stark werden.

Um dies zu erkennen, braucht man sich nur im Freien umzuschauen. In den heißen Tagesstunden sind die Vögel gleichsam verschwunden, weil sie sich in den kühlen Schatten des Laubwerkes zurückziehen. Ihr Federkleid erwärmt sie ja schon genug. Scheint die Sonne stärker auf das Bauer, so hüpfen die Vögel keineswegs fröhlich darin herum, sondern ihr Verhalten ist trübselig, weil ihnen die übermäßige Belichtung und Besonnung offenbar lästig werden. Deshalb soll man die Vögel nur der Morgensonne und der späten Nachmittagsonne aussetzen. Man kann dann ihren Bedürfnissen auch noch insofern entgegenkommen, als man die eine Hälfte des Bauers

durch ein darüber gelegtes Tuch beschattet. Es steht dann den Vögeln nach Belieben frei, das Sonnenlicht oder den Schatten aufzusuchen. Oft genug wird man bemerken, daß sie sich schon bei mäßiger Belichtung nicht im Sonnenschein, sondern im Schatten aufhalten.

Noch ärger versündigt man sich aber an den Papageien oder überhaupt an Vögeln, die aus wärmeren Ländern stammen. Man setzt sie häufig der prallendsten Mittagsonne aus. Der Grund hierfür ist der, daß man sich sagt, diese tropischen Vögel verlangen, wie es in ihrer Heimat der Fall ist, heißen Sonnenschein. Aber man gibt sich hierbei einem großen Irrtum hin. Die Papageien verlassen, um nur bei diesen zu bleiben, in ihrer Heimat in der ersten Morgenfrühe den Urwald und gehen nach Nahrung aus. Sowie aber die Sonne höher steigt, ziehen sie sich wieder in das dichteste Gebüsch zurück. In seinem Schatten verbleiben sie bis gegen Sonnenuntergang, um sich dann noch einmal auf die Nahrungssuche zu begeben. Sie kommen demnach mit dem tropischen Sonnenbrand gar nicht in Berührung. Daraus folgt, daß für sie in der Gefangenschaft eine gelegentliche mäßige Besonnung genügt und sie in den heißen Tagesstunden an einem schattigen Platz unterzubringen sind. Th. S.

Der Auferstehungsknochen. — Nicht geringe Sorge bereitete sowohl der Medizin wie der Theologie des Mittelalters die Frage, in welchem Teil des menschlichen Körpers der geheimnisvolle „Auferstehungsknochen“, auch os Luz genannt, eigentlich sitze. Schon die althebräische Literatur kennt diesen Knochen, der das Zentrum darstelle, um das bei der Auferstehung der ganze Körper sich wieder aufbaut, und die Literatur des Mittelalters ist voll von Überlegungen, die sich auf den Auferstehungsknochen beziehen.

Wie man selbst in medizinischen Kreisen noch zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts darüber dachte, mag eine Stelle aus dem 1691 zu Frankfurt am Main erschienenen „Theatrum anatomicum“ des Kaspar Bauhinus zeigen. Dort wird der geheimnisvolle Knochen folgendermaßen beschrieben: „Er kann weder durch Feuer noch durch Wasser zerstört werden, noch kann ihm irgend ein anderes Element etwas anhaben, auch

vermag keine Gewalt ihn zu zertrümmern. Übrigens sitzt er im Rückgrat und zwar zwischen dem achtzehnten Wirbel und dem Schenkelknochen."

Der berühmte Anatom Vesalius, so genannt nach seiner Vaterstadt Wesel, läßt es dahingestellt sein, wo der Knochen sich befindet, weiß aber dafür bestimmt, daß er an Form und Größe höchstens einer Erbse gleicht. L.

Treff, der unübertreffliche. — In einem kleinen Gebirgsstädtchen war ein schwerer Einbruchsdiebstahl verübt worden. Ein höherer Polizeibeamter kam am anderen Tage aus der Hauptstadt mit einem Polizeihund und entdeckte mit dessen Hilfe den Einbrecher. Abends versammelten sich die Honoratioren des Städtchens im Ratskeller und priesen die hohe Weisheit des Hundes in allen Tonarten.

Der alte Stadtförster hörte schweigend zu, bis er endlich mit der Faust auf den Tisch schlug und erklärte, sein Hühnerhund „Treff" hätte das ebensogut oder besser gemacht, und er wolle sofort den Beweis dafür erbringen, wenn einer der Herren etwas verstecken wolle.

Der Stadtverordnete und Schuhmachermeister Niedermayer zog seinen goldenen Ring vom Finger, zeigte ihn der Tafelrunde und ging hinaus in den Hausflur, wo er den Ring versteckte. Als er zurückkehrte, forderte er den Förster auf, sein vielgepriesener „Treff" möge nun seine Kunstfertigkeit zeigen und den Ring wieder zur Stelle schaffen.

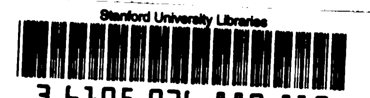
„Nichts leichter als das," entgegnete der Förster, „aber Sie müssen dem Hund erst Witterung geben."

„Treff" wurde herbeigerufen, roch an Niedermayers Pechhand, worauf er mit eingekniffenem Schwanze zur Tür hinauslief.

Alles wartete gespannt auf die weitere Entwicklung.

Nach wenigen Minuten schon kehrte „Treff" zurück und präsentierte dem braven Schuster in seiner Schnauze zum allgemeinen Staunen und unter großer Heiterkeit der Anwesenden — ein Stück Seife! O. v. B.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.


Stanford University Libraries
3 6105 026 880 810

